Tagebuch

einer

Reise

nach den vereinigten Staaten und der Nordwestküste

von

Amerika.

Von

Ignatz Hülswitt,

chemaligem Lieutenant der Artillerie.

»Dire scenes of horror on a savage shore
»In which, a witness sad, a part I bore.«

Münster, 1828.

Verlag der Coppenrathschen Buch- und Kunsthandlung.

NW
973
H917

Vorbericht.

Es ist nicht des Verfassers Absicht eine vollständige statistische, geographische, oder topographische Abhandlung über Amerika zu liefern, weil dergleichen Beschreibungen, besonders über die vereinigten Staaten, in Menge vorhanden sind. Mehr liegt es in seinem Plane, den Leser mit dem Lande und den Menschen, deren Umgang ihm in Amerika zu Theil ward, in Bekanntschaft zu bringen, wie auch eine Erzählung der ihn selbst betroffenen Schicksale zu liefern. Der Verfasser hat die vereinigten Staaten mehrere tausend Meilen in verschiedenen Aufträgen durchwandert und ist in Tenessee und Louisiana als Pflanzer etablirt gewesen; er ist mit Leuten aus allen Ständen in Berührung gekommen, und glaubt daher, daß einige Mittheilungen über die innere Haushaltung der dasigen verschiede-

165723

nen Bewohner für seine Landsleute einiges Interesse haben würden. In seinen Ansichten und Urtheilen ist er weder dem betrogenen Emigranten gefolgt, welcher ein Land, wo Milch und Honig fließt, zu finden wähnte, und, bitter getäuscht, nur die schlechten Seiten und Fehler der Bewohner Amerikas mit grellen Farben schilderte; noch hat er durch Erdichtungen und mit poetischen Floskeln ausgeschmückte Schilderungen seinem Werke Interesse zu verschaffen gestrebt. Einfach und ungeschmückt hat er seine Ansichten niedergeschrieben; sollten sie daher seine Leser von dieser Seite nicht anziehen, so bittet er Ersatz in der Wahrheit zu suchen, der er unpartheiisch und rücksichtslos gefolgt ist. Hinsichtlich der Statistik und Topographie der vereinigten Staaten gibt er zuletzt seinen Lesern, nebst dem Resultat seiner Beobachtungen, einen kurzen Ueberblick der physischen Kraft und der Hülfsquellen dieser merkwürdigen Nation.

Erstes Kapitel.

Reise zu Wasser von Trier nach Rotterdam. Reise und Begebenheiten zur See. Ankunft zu Kennebunk im Staate von Maine.

An einem schönen Herbstmorgen im October 1819 traten wir unsere Reise nach Amerika, von Luxemburg aus, an. Die Gesellschaft bestand, außer dem Verfasser, aus dessen Schwiegervater, Frau und einem Bedienten.

Wir langten gegen Abend zu Trier an. Es war beschlossen die Reise von dort aus zu Wasser bis zur See zu machen. Deshalb wurden am folgenden Tage die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Wir kauften einen starken Nachen mit Ruder und Segel versehn, und verproviantirten uns für mehrere Tage, damit durch öfteres Anlanden keine Zeit verloren gehe. Am 14. setzten wir in die Mosel. Unsere Freunde begleiteten uns bis an das

Ufer und winkten uns so lange ein Lebewohl zu, bis wir sie durch des Flusses Krümmungen aus den Augen verloren. Schon war es eine Zeitlang finster gewesen, als wir die Lichter in Neumagen, einem hübschen Dörfchen am Ufer der Mosel, erblickten, wo wir zu übernachten beschlossen hatten. Wir brachen am nächsten Morgen frühzeitig auf. Unsere Reise ging so trefflich von statten, daß wir herzlich froh waren, uns den Wellen anvertraut zu haben. Das heitere Herbstwetter und die Weinlese, welche das ganze reizende Thal belebte, durch welches sich die Mosel zwischen steilen Klippen, deren Gipfel mit den Trümmern alter Burgen bedeckt sind, dahinschlängelt, vereinigten sich unsere Fahrt angenehm zu machen.

Die Mosel macht hier große Krümmungen. Oft waren wir geneigt zu glauben, daß Zauberei mit im Spiele wäre, wenn wir, nach einer Fahrt von mehreren Stunden, wieder zu einer aufmerksam betrachteten Ruine zurück kamen, von der wir uns schon mehrere Meilen weit entfernt geglaubt hatten. So fuhren wir z. B. des Morgens um zehn Uhr bei der schönen Ruine des Klosters Marien-

burg vorbei, und Nachmittags um 3 Uhr waren wir wieder der nemlichen Ruine gegenüber.

Wir erreichten bei Sonnenuntergang Cochem; hier nahmen wir die Musiker des 30. Infanterie-Regiments in unsern Nachen auf, wofür sie einen großen Theil des Weges spielten. Nachdem wir sie zu Coblenz gelandet hatten, traten wir unsere Reise auf dem schönen Rheinstrome an. Ein frischer Südwest-Wind blies in unser kleines Segel und trieb uns wacker dem Meere zu. Aeolus begünstigte unsere Fahrt bis Wesel, wo er uns doch ein wenig zu stark zu blasen anfing. Zum Glück brach unser Mast, sonst würde unsere Fahrt vielleicht schon hier ein tragisches Ende genommen haben. Ein munterer Student aus Heidelberg, welcher sich in Köln zu uns gesellt hatte, war durch dieses Unwetter so erschreckt, daß er durchaus nicht weiter sich dem trügerischen Elemente anvertrauen wollte, und zu Wesel von uns Abschied nahm.

Dort trafen wir im Gasthofe zum Könige von Preußen den Herzog von Richelieu. Er unterhielt sich lange mit uns, ohne daß wir ihn kannten. Er sprach von Preußens Staatsverfassung, stehendem Heere, Landwehr

und Festungen. Er schien sehr genau von Allem unterrichtet.

Am 10. Tage unserer Fahrt erreichten wir Nimwegen. Da das Wetter anfing sehr stürmisch zu werden, so hielten wir es für das Rathsamste unsere Reise mit dem Marktschiffe fortzusetzen. Aber, wie man zu sagen pflegt, wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen. Die kleine Passagierstube des Marktschiffes war so mit Menschen überfüllt, daß man weder sitzen noch sich legen konnte. So mußten wir drei Tage und Nächte in einem erstickenden Tabaksdampfe aushalten, ohne etwas anders als Thee und Butterbrod erhalten zu können.

Nicht zufrieden uns drei Tage gepeinigt zu haben, betrog uns der Marktschiffer noch um unsern Nachen.

Wir fanden zu Rotterdam eine amerikanische Brigg, welche nur auf günstigen Wind wartete, um unter Segel zu gehen. Sie war nach Kennibank, einem kleinen Seehafen im Staat von Macun, bestimmt. Obschon wir lieber zu Philadelphia gelandet haben würden, so hatten wir doch keine Wahl, da sich keine

andere Gelegenheit nach den vereinigten Staaten darbot.

Wir zahlten für unsere Ueberfahrt, nebst freiem Tisch in der Cajüte, hundert Piaster à Person. Wir schafften jedoch eine hinlängliche Provision von Getränken für unsere eigene Rechnung an, woran wir sehr wohl gethan hatten. Am 31. October war der Wind günstig, unsere Sachen wurden an Bord gebracht, die Anker gelichtet und die Segel entfaltet. Unser Schwiegervater begleitete uns noch bis aufs Schiff, und nahm dann Abschied von uns. Ein starker Südwind schwellte unsere Segel, und in wenigen Minuten waren Rotterdams Thürme unsern Augen entschwunden. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in die offene See. Eine halbe Stunde vom Ufer warfen wir die Anker aus, um noch einen amerikanischen Kapitain zu erwarten, welcher sein Schiff in Rotterdam verkauft hatte. Es schien als sollten wir gleich einen Vorgeschmack der Gefahren, welche unser warteten, erhalten; denn in der Nacht erhob sich ein Sturm, unser Schiff riß den Anker los, und trieb auf den Sand. Wir erhielten so furchtbare Stöße, daß wir glaubten, das

Schiff würde zertrümmern. Glücklicher Weise kam eben die Fluth zurück, welche uns mit Hülfe der gespannten Segel wieder flott machte. Mit Anbruch des Tages setzten wir nun unsere Reise fort, ohne weiter auf den erwarteten Kapitain Rücksicht zu nehmen.

Nach einigen Stunden verschwand das Land wie eine sinkende Wolke vor unsern Augen. Dies verursachte uns ein unangenehmes Gefühl, welches durch die sich mit Heftigkeit einstellende Seekrankheit noch vermehrt wurde. Früh Morgens am 2. November passierten wir die Meerenge von Dover. Es ist ein lieblicher Anblick, die Küsten Frankreichs und Englands zu gleicher Zeit aus dem Meere empor steigen zu sehen.

Am 3. hob sich der Sturm wieder. In der Nacht schienen die Wellen wie feurige Berge auf uns zuzurollen, der Wind heulte gräßlich durch die Masten des Schiffs. Mit furchtbarem Getöse brach sich das Meer gegen die hohen Felsen der englischen Küsten, wovon wir nicht fern waren. Wir retteten uns in den Hafen von Portsmouth, wo wir bis zum 8. blieben. Kaum waren wir wieder ausgelaufen, so wurde es auch wieder so stürmisch,

daß wir froh waren den Hafen von Fallmouth erreichen zu können. Da das Einlaufen in den Hafen mit großen Kosten verbunden ist, so war unser Kapitain sehr übel gelaunt. Er nannte sich Krediford, war ein kleines braunes Männchen, sehr wachsam und thätig, dabei überaus höflich und gefällig gegen uns, aber sehr reizbar. Er sprach, wenn das Wetter ungünstig war, den ganzen Tag kein Wort, als God dam, wobei er mit den Füßen den Boden stampfte. Nach unserer Abfahrt von Fallmouth war der Wind mehrere Tage so günstig, daß wir täglich an 300 englische Meilen machten. Auf dem Biskaischen Meere, welches immer sehr unruhig ist, überfiel uns die Seekrankheit mit großer Heftigkeit. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Kapitain sehr theilnehmend und aufmerksam. Ich machte solche Fortschritte in der englischen Sprache, daß wir uns schon einander verständlich wurden.

Am 18. trat eine gänzliche Windstille ein. Wir befanden uns im 30. Breitegrad, das Wetter war heiter und so warm, wie im Juli in Deutschland. Der Kapitain ging so weit südlich um in die Passatwinde

zu kommen, welche gewöhnlich im 28. Breitegrad beginnen. Er fürchtete sehr einen Sturm, weil er keine Ladung und zu wenig Ballast hatte. Dieser Ballast bestand aus Sand, welcher in Holland aus dem Fluß geschöpft und ins Schiff geladen wird. Das darin enthaltene Wasser rinnt aus, und wird ausgepumpt. Natürlich wurde unser Ballast immer leichter, und unser Schiff ging täglich weniger tief ins Wasser. Dies verursachte ein unerträgliches Schaukeln, welches die Heftigkeit unserer Seekrankheit bewirkte, von der wir uns während der ganzen Reise nicht völlig wieder erholen konnten. Unsere Magen blieben so schwach, daß wir weder Thee, Kaffe noch gesalzenes Fleisch oder Zwieback vertragen konnten. Wir lebten von Kartoffeln, Mehlspeisen und Bier. Das Wasser war so verdorben, daß der Geruch schon Uebelkeit erregte, welchem Umstande unser Widerwille gegen Thee und Kaffe wohl zuzuschreiben war. Einen angenehmen Zeitvertreib fanden wir darin, daß wir der Jagd der Delphinen auf die fliegenden Fische beiwohnten, was bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit des Meerwassers gut angeht. Wenn ein Delphin sich einem

Schwarme dieser Fische näherte, so erhoben sie sich aus dem Wasser und flogen ungefähr tausend Schritte weit. Aber der Delphin ließ sie nicht aus den Augen; mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit verfolgte er sie auf der Oberfläche des Wassers, wobei er stets Sprünge von zehn bis 12 Fuß machte, und mit den Verfolgten fast zu gleicher Zeit auf dem Punkte eintraf, wo diese erschöpft ins Meer fallen mußten, und nun eine leichte Beute ihres Verfolgers wurden. Der Delphin ist der schönste aller Fische, und wird auch mit Recht ihr König genannt, nicht wegen seiner Größe, (er wiegt höchstens zwanzig Pfund), sondern wegen seiner edlen Form, Schnelligkeit und seines schönen Farbenspiels. Er glänzt mit allen Farben des Regenbogens, welche die Strahlen der Sonne zurückwerfen.

Das Meerwasser, welches an der Küste trübe und dunkelgrün aussah, hatte hier in der Mitte des Ozeans eine schöne indigoblaue Farbe. Es ist so durchsichtig, daß, wenn man bei einer Windstille etwas Glänzendes über Bord wirft, man es so lange sehen kann, bis es eine Tiefe von wenigstens 400 Fuß erreicht hat. Das Seewasser ist so widerlich

zu trinken, daß der Genuß einer halben Theetasse ein heftiges Brechen verursacht. Durch chemische Zergliederung hat man eine große Mannigfaltigkeit seiner Bestandtheile entdeckt, wovon Salz, Salpeter, Schwefel, Phosphorus die hauptsächlichsten sind. Der letztere leuchtet Nachts, bei der geringsten Bewegung des Wassers, so stark, daß man Millionen von Lichtflämmchen zu erblicken glaubt. Daher läßt das Schiff, wenn es schnell durchs Wasser geht, einen feurigen Schweif hinter sich, und die Wellen sehen in einer finstern Nacht feurig aus. So lange wir in den Passatwinden blieben, hatten wir angenehmes Wetter, aber sobald wir uns Amerikas Küste näherten, wurde das Wetter rauh.

Am 8. Dezember tauchte sich die Sonne blutroth ins Meer, der ganze Himmel und das Meer waren roth gefärbt. Der Kapitain sagte uns, daß es schlechtes Wetter bedeute. Er ließ die Cajüten-Fenster verschließen und die oberen Masten abnehmen. Der Sturm brach mit Tages-Anbruch los. Die Segel waren bis auf ein Einziges eingezogen; dennoch wurde das Schiff oft so auf die Seite geschleudert, daß das Geländer des Verdecks

im Maste lag. Das Meer war mit Schaum bedeckt und ganz schneeweiß. Wir mußten uns allenthalben anklammern, um nicht von einer Ecke in die andere geschleudert zu werden. Der Kapitain und die Matrosen waren so ruhig wie beim heitersten Wetter. Am 10. Dezember sahen wir mehrere Wallfische, wovon sich einer, der über sechzig Fuß lang war, unserem Schiffe bis auf 30 Schritte näherte. Am 18. führte der Wind einen sehr lieblichen Geruch von der Küste Carolinas herüber. Das ganze Meer war mit Schiffen von allen Größen bedeckt. Hieraus und aus den vielen Vögeln, die sichtbar waren, schlossen wir, daß die Küste nicht fern seyn könne. Am folgenden Tage wurde das Senkblei geworfen, aber noch war auf 600 Fuß kein Boden zu finden. Das Senkblei wog über dreißig Pfund und war mit Talg beklebt, um anzuzeigen, ob es den Boden berührt habe. Am 20. Dezember schrie ein Matrose oben im Maste: Land! Nach einer halben Stunde sahen wir Amerikas Küste im grauen Nebel aus dem Meere steigen. Bei diesem Anblick vergaßen wir schnell die überstandenen Mühseligkeiten. Der Kapitain hatte uns fast die Stunde vorher bestimmt, in der

wir Land sehen würden. Seine Methode, die Länge und Breite des Orts zu erforschen, wo sich das Schiff befand, war sehr einfach. Jeden Mittag wurde mit dem Quadranten die Höhe der Sonne genommen, und darnach der Breitengrad bestimmt. Um den Lauf des Schiffs zu messen, bediente man sich eines dreieckigen Bretts, dessen eine Seite mit Blei eingelegt ist, damit es nicht flach schwimme. An diesem Brette wird eine Schnur befestigt, die auf einen Haspel gewunden, und durch Knoten eingetheilt ist, die den 120. Theil einer englischen Meile von einander entfernt sind. Das Brett wird ins Meer geworfen, und sobald sich die Schnur bis zum ersten Knoten abgewunden hat, wird eine Sanduhr umgestürzt, die eine halbe Minute, mithin den 120. Theil einer Stunde läuft. Folglich macht das Schiff so viele Meilen in einer Stunde, als sich Knoten in einer halben Minute abwinden. Am 22. fuhren wir die Inseln Tocanok und Nantuket vorbei, welche ganz von Wallfischfängern bewohnt sind. Wir waren immer, seit wir uns der Küste genähert hatten, von einer Menge amerikanischer Schiffe umgeben, welches uns einen vortheilhaften Begriff von dem Han-

bei Amerikas beibrachte. Am 25. Dezember liefen wir endlich zu unserer großen Freude in den Hafen von Kennibank ein.

Zweites Kapitel.

Aufenthalt in Kennibank. Schlittenfahrt durch die Staaten Newhampshire, Vermont nach Albany.

Es schien, als ob Deutsche in Kennibank zu den Raritäten gehörten. Denn kaum war es bekannt, daß der Kapitain eine deutsche Familie mitgebracht habe, als die Einwohner in großer Zahl an Bord kamen. Die Giraffe ist in Paris vielleicht nicht mit mehr Neugierde betrachtet worden, wie wir in dem Augenblick zu Kennibank.

Wir wurden nach dem Hause einer Wittwe mason geführt, welches groß und sehr reinlich war. Es gefiel uns bei dieser Frau so sehr, daß wir die ganze Zeit unseres Hierseyns bei ihr Kost und Wohnung nahmen. Es war außerordentlich kalt, der Schnee lag zu hohen Bergen aufgethürmt, so daß an vielen Stellen

die Einwohner sich durchgraben mußten, um zu einander zu kommen. Die Kälte war in den Häusern so empfindlich, daß unser Athem auf der Bettdecke fror, obschon ein ungeheures Kaminfeuer, das die ganze Nacht brannte, in unserm Schlafzimmer angemacht war.

Kennibank ist ein ganz neues Städtchen, kaum 40 Jahre alt. Es enthält zweihundert Wohnhäuser, sehr zierlich aus Holz erbaut. Die Häuser sind, wie in allen nördlichen Staaten, mit kleinen, vier Zoll breiten, wie Schuppen übereinander liegenden Brettern bekleidet, welche mit den lebhaftesten Oelfarben angestrichen werden. Die Straßen sind gerade und breit, aber ohne Pflaster.

Am zweiten Weihnachtstage wurde ein junges Ehepaar von der Sekte der Baptisten getauft; man hatte zu diesem Zwecke ein Loch durch das Eis gehauen, um welches sich die Gemeinde versammelte. Nach einem kurzen Gesange stiegen die Täuflinge, weiß gekleidet, in das Loch, und wurden durch den Prediger, welcher ihnen zu dem Ende sein Taschentuch um den Leib gewunden hatte, mit Aussprechung der gewöhnlichen Taufformel ganz untergetaucht.

Allein die junge Frau entschlüpfte den von Kälte erstarrten Händen des Predigers. Sie gerieth unters Eis, und kam nicht mehr zum Vorschein. Man tröstete den weinenden Gatten mit den Worten Hiobs: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen u. s. w.« Man war der Meinung, daß sie direkt zum Himmel gefahren sey und pries sie selig. Abends gingen wir zur Kirche der Quäker, um ein junges Frauenzimmer predigen zu hören. Bei unserer Ankunft saß die Gemeinde in einer stillen Betrachtung. Die Rednerin erhob sich, und halb singend halb redend pries sie die Tugend der Demuth. Ihr Geberdenspiel war seltsam. Ihre Arme waren stets in einer gleichförmigen Bewegung, als ob sie durch ein mechanisches Kunstwerk in Thätigkeit gesetzt würden. Mit vieler Mühe unterdrückten wir ein Lächeln, wozu eine große Lust uns anwandelte.

Wir erhielten täglich Einladungen zum Thee, wobei der Tisch mit einer Fülle der herrlichsten Confitüren aller Art beladen war. Man richtete tausend Fragen an uns. Aber da wir nur wenige englische Ausdrücke kannten, so wurde ihre Neugierde schlecht befriedigt, und

oft hatte dies die drolligsten Mißverständnisse zur Folge.

Die angesehenen Leute des Orts waren Schiffs-Eigenthümer. Einige von ihnen besitzen wohl zwanzig Fahrzeuge, welche in Ermangelung heimischer Produkte zum Transport in alle Welt gehen um Fracht zu suchen. Die meisten von ihnen hatten als gemeine Matrosen angefangen ihr Glück zu gründen.

General Noel, dessen Schiff uns von Europa gebracht hatte, war Eigenthümer von sieben und zwanzig Schiffen. In seiner Jugend hatte er als armer Waisenknabe sich ernährt, den Matrosen Brod zu verkaufen. Blos durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich ein unermeßliches Vermögen erworben. Er war General der Miliz, welches aber nicht viel sagen will, denn wir hörten oft Schuster und Schneider mit dem Titel: Obrist und Major anreden.

Unsere Wirthin, eine Presbiterianerin, nahm uns des Abends gern mit zu ihren Prayer meetings (Gebetversammlungen), welche in den Wohnhäusern gehalten wurden; sie hoffte auf unsere Bekehrung, die sie sich, seitdem sie erfahren hatte, daß wir Katholiken waren;

eifrig angelegen seyn ließ. Als sie sah, daß wir blos zu ihrem Eifer lächelten, so wurde sie aufgebracht; sie schalt uns Idolaters (Götzendiener) und sagte, wir wären an abomination before the Lord (ein Gräuel vor dem Herrn). Ihr Gottesdienst fing mit einem harmonischen vielstimmigen Gesange an, worauf der Prediger mit weinerlicher Stimme und vielem Pathos ein langes Gebet hersagte. Nach dem Gebet wurde zum Schlusse wieder gesungen. Es scheint, als ob hier die Prediger nur durch ein schönes Gebet einen Ruf sich erwerben können, weil wir sie nie wegen einer schönen Rede, sondern immer wegen ihrer Gebete loben hörten.

An den Sonntagen war die Stadt wie ausgestorben. An diesen Tagen besuchten sich die Einwohner nicht, das Reisen und Tanzen war bei fünf Dollar Strafe verboten, eben so das Fluchen; die Kinder durften weder laut lachen noch sprechen, der ganze Tag wurde mit Beten und Bibellesen zugebracht.

Der Staat Maine ist für den Landwirth nicht sehr ermunternd: die Winter sind lang und kalt, und der Boden zum Theil unfruchtbar.

Im Februar schien die Kälte etwas nachzulassen. Wir schickten uns zur Abreise an, obschon uns von allen Seiten Vorschläge gemacht wurden, uns hier niederzulassen. Alle Bekannte schienen uns nur ungern scheiden zu sehen, unsere gute Wirthin, welche uns trotz dem, daß wir Katholiken blieben, sehr lieb gewonnen hatte, weinte sich die Augen roth.

Im Winter sieht man in den nördlichen Staaten keinen Wagen. Alles fährt auf Schlitten. Auch wir wählten diese bequeme Art zu reisen, und kauften deshalb ein Pferd und einen Schlitten. Am 12. Februar verließen wir Kennibank. Die Wege waren sehr eben und glatt, unser Pferd schien den Schlitten kaum zu fühlen, obschon er stark beladen war. Wir fuhren die ersten zwölf Meilen*) am Ufer der See entlang, wo alles einen großen Wohlstand andeutete. Zu Berwick, einem kleinen Seehafen, kehrten wir beim Obristen Walbach ein, welcher daselbst in einem kleinen Fort kommandirte. Er war ein biederer alter

*) Es versteht sich, daß unter den Meilen, welche hier so wie im Verfolg dieses Werkes angegeben werden, immer englische zu verstehen sind, deren 4 auf eine deutsche gehen.

Deutscher, welcher schon über fünfzig Jahre in amerikanischen Diensten gestanden hatte. Zur Zeit der Revolution war er einer der Adjutanten des Generals Lafayette gewesen. Sobald er hörte, daß ich als Preußischer Offizier mit gegen die Franzosen gefochten hatte, ließ er gleich von seinem besten alten Wein kommen. Wir mußten durchaus bei ihm übernachten. Er hörte sehr gern von den letzten Feldzügen erzählen, wobei er von Zeit zu Zeit mich mit dem Ausruf unterbrach: »Hab's doch immer gesagt, die Deutschen wären brave Kerls!« Er schien den wärmsten Antheil an der Befreiung seiner Landsleute zu nehmen. Unser Weg ging nun landeinwärts durch traurige Wälder von Nadelholz. Hie und da zeigte sich eine Hütte, von übereinander gelegten Baumstämmen und einem kleinen Maisfelde umgeben, worin die drei Fuß hohen Stümpfe der abgehauenen Bäume umherstanden.

Man ist sehr überrascht, wenn man in diese Hütten tritt, wo Alles von einer großen Reinlichkeit und Ordnung zeugt. Der Fußboden ist mit einem schönen Teppich bedeckt. Die Einwohner sind mit Geschmack in ihre selbst gesponnenen und gewebten wollenen Stoffe

gekleidet. Man wird mit Höflichkeit und Anstand empfangen, und trifft mehr Bildung an, als man in diesen Wäldern vermuthen sollte.

Alle Europäer, die nach den vereinigten Staaten kommen, staunen über die Bildung und Höflichkeit, welche selbst unter den Waldbewohnern, an Orten die weit von großen Städten entfernt sind, vorherrschend ist. Auf unserer ganzen Reise haben wir nie die Sitten des gebildeten Lebens aus den Augen verloren. Allerdings ist Verfeinerung weit seltener, als in unserem hoch kultivirten gesellschaftlichen Zustande, aber dagegen findet man fast auch kein Beispiel niedriger Gemeinheit.

In jeder Abtheilung des Lebens sahen wir hier Personen beschäftigt, die in Sitten und Erziehung der nämlichen Klasse im civilisirten Europa überlegen waren. Schon auf dem Meere machten wir diese Bemerkung an den Matrosen, und vorzüglich an den Piloten, welche oft zu uns an Bord kamen, während wir die Küste entlang segelten. Es waren wohlunterrichtete, gebildete Männer, die weit über ihren Stand waren. Auch die Zollbeamten waren feingebildete junge Männer, welche uns mit großer Artigkeit begegneten, und

keine Spur jenes unangenehmen Wesens an sich hatten, welches unter ihren europäischen Amtsgenossen nicht selten ist. Sie sind hier sehr geachtet, erhalten reichliche Besoldung und haben daher wenig Versuchung ihr Amt treulos zu verwalten. Um Mittag langten wir zu Concord an, dem Sitz der Regierung von Newhampshire, welches in einem schönen Thale am Merrimack-Flusse liegt. Die Stadt hat schöne breite Straßen, welche sich alle rechtwinklig durchkreuzen. Die Häuser sind sehr zierlich aus Holz erbaut, mit weißer Oelfarbe angestrichen, und mit grünen Jalousien versehen, welches ihnen ein recht freundliches Ansehen gibt. Wir waren eben im Begriff über die schöne Brücke des Merrimack-Flusses zu fahren, als ein alter Mann uns zurief: You can save your money Sir, cross on the ice (Sie können Ihr Geld sparen und über das Eis fahren). Wir folgten seinem gut gemeinten Rathe. Wir fuhren nun durch eine Landschaft, welche wegen der vielen Thäler, hohen Berge und starker Viehzucht die amerikanische Schweiz genannt wird. Trotz des allenthalben sichtbaren Wohlstandes bemerkten wir eine große Lust zum Auswandern. Allenthalben

boten uns die Farmers (Bauern) ihre Ländereien zum Verkauf an. Wenn wir sie fragten, warum sie solche verkaufen wollten, so war ihre Antwort, daß sie nach den westlichen Staaten ziehen wollten. Sobald man erfuhr, daß wir erst kürzlich Europa verlassen hatten, bestürmte man uns mit Fragen, ob es nicht bald wieder Krieg gebe, und ob keine Hoffnung wäre, daß Napoleon bald wieder befreit würde. Sie wünschten den Krieg und Napoleons Befreiung, blos um einen großen Preis und Absatz für ihre Produkte zu finden.

Am 17. erreichten wir die Grenze von Vermont. Wir übernachteten in einem sehr einsam gelegenen Wirthshause. Der Wirth, ein alter Soldat, welcher in der Revolution einen Arm verloren hatte, sah so banditenmäßig aus, daß es uns ganz unbehaglich in seinem Hause wurde. Am 18. passirten wir den Conneticut-Fluß. Die Brücke war unter einem großen Elephanten eingebrochen, welcher nebst seinem Führer jämmerlich dabei ums Leben kam. Wir mußten daher über das Eis setzen, welches sehr gefährlich schien, indem es schon an vielen Stellen aufgebrochen war.

Nachdem wir Braddelborugh, eine ansehnliche Stadt Vermonts, hinter uns hatten, wurde das grüne Gebirge (Green Mountains) sichtbar. Es hatte das Ansehen einer finstern schwarzen Mauer, welche bis in die Wolken zu ragen schien. Wir fuhren den ganzen Nachmittag durch öde Hemlock-Wälder und erreichten erst spät Abends Wilmington, ein kleines Dörfchen am Fuße des Gebirges. Unser Wirth zu Wilmington rieth uns, einige Lebensmittel für uns und unser Pferd mitzunehmen, weil das nächste Haus sieben und zwanzig englische Meilen entfernt wäre. In einem dichten Walde von schwarzen Hemlock-Bäumen, welche alle Aussicht hinderten, stiegen wir am nächsten Morgen den Berg hinauf.

Erst um zwei Uhr Nachmittags hatten wir den Gipfel erreicht. Der Schnee lag zu beiden Seiten wie Mauern aufgethürmt. Wir fürchteten sehr einem Fuhrwerke zu begegnen, weil es an vielen Stellen unmöglich war auszubiegen. Leider begegnete uns der Postschlitten an einer solchen Stelle. Bei dem Versuche auszuweichen, versank unser Pferd so tief im Schnee, daß es uns nur mit Hülfe des Postillons und der Passagiere gelang, es wie-

der heraus zu bringen. Aber es war so ermüdet, daß es jeden Augenblick stehen blieb. Spät in der Nacht kamen wir halb erfroren zu einem kleinen Wirthshause. Hier wohnte eine liebenswürdige Familie aus Boston. Von Menschen und Glück verfolgt waren sie in diese wilde Einsamkeit geflohen, wo ihre Ansiedelung eine wahre Wohlthat für den Reisenden ist, und vielleicht manchem das Leben retten mag. Am 20. fingen wir an bergab zu steigen, welches sehr schnell ging. Da diese Seite des Gebirges von Holz entblößt war, so eröffnete sich uns eine unermeßliche Aussicht auf den Staat von Newyork, welcher zu unsern Füßen ausgebreitet lag. Gegen Mittag kamen wir durch Bennington, die Hauptstadt Vermonts. Man zeigte uns das Schlachtfeld, wo in der Revolution eine englische Armee durch undisciplinirte amerikanische Schützen ganz vernichtet wurde. Ein einfaches Denkmal enthielt die Namen der Tapfern, die hier für Freiheit und Vaterland gefallen waren.

Wir erreichten gegen Abend die Grenze Neu-Englands, welches wir fast der ganzen Länge nach durchreis't waren. Ueberall hatten

wir Wohlstand, Industrie, gute Sitten und Frömmigkeit gefunden.

Die englische Sprache und Sitten haben sich hier am reinsten erhalten, weil die Einwohner unvermischt mit andern Völkern geblieben sind. Die Neu-Engländer sind von kleiner Statur, mit schwarzen Haaren und kleinen funkelnden Augen, sehr lebhaft, geschmeidig, behende, neugierig und gesprächig. Sie antworten nie bestimmt mit: Ja oder Nein, sondern immer mit: I guess (Ich vermuthe). Sie sind listig und schlau im Handel, welche Eigenschaft ihnen von den Einwohnern der anderen Staaten den Spottnamen Yankees zugezogen hat. Die Neu-Engländerinnen sind meistens blaß, blendendweiß und ohne Busen. Ihre stille Sittsamkeit kontrastirt sehr mit der Lebhaftigkeit der Männer. Sie scheinen sehr beweglich und feinfühlend. Ihre religiöse Schwärmerei gibt ihnen etwas Ueberspanntes, das sie sehr anziehend macht. Sie sehen häufig schwindsüchtig aus, welche Krankheit hier die vorherrschende ist. Auch schien uns ihre Lebensweise dazu geeignet, dies Uebel zu befördern. Sie leben von Backwerk, Confitüren, Thee und süßen Kuchen, daher verdor-

bene Zähne, Kopfweh, Magenschmerzen, sie stets begleitende Uebel sind.

Sobald wir unsere Reise im Staat von Newyork antraten, fanden wir eine merkliche Veränderung. Die Gegend schien ungleich fruchtbarer, die Städte und Dörfer waren besser gebaut, die Einwohner üppiger gekleidet; auch deuteten Sitten und Ton mehr auf einen gesellschaftlichen Zustand. Wir kamen gegen Abend an den großen Hudson-Strom, welcher noch ganz mit Eis bedeckt war. Man rieth uns ab über das Eis zu fahren, weil kurz vor unserer Ankunft ein Mann mit seinem Pferde verunglückt war.

Wir machten daher einen kleinen Umweg, und fuhren über die Lansingburger-Brücke, welche eine halbe Meile lang ist.

Die amerikanischen Brücken sind aus Holz auf steinernen Pfeilern erbaut, welche 200 bis 300 Fuß von einander entfernt stehen. Die eigentliche Brücke hängt an großen hölzernen Bogen, welche von einem Pfeiler zum andern fortgeführt sind. Die Brücken haben sowohl ein Dach als Seitenbekleidung mit Fenstern, um sie gegen den Einfluß der Witterung zu schützen.

Wir übernachteten zu Troy, einer bedeutenden Stadt mit einer berühmten weiblichen Erziehungsanstalt, welche bis fünfhundert Zöglinge zählt. Die Mädchen erhalten darin nicht allein Unterricht in weiblichen Handarbeiten und modernen Sprachen, sondern auch in der Geographie, Rhetorik, Astronomie, Musik und im Zeichnen. Den jährlichen Unterricht nebst Kost und Wohnung hat man in dieser Anstalt für 150 Piaster.

Drittes Kapitel.

Albany. Aufenthalt in Catskill. Fahrt auf dem Hudson nach der Stadt Newyork. Seereise nach der Nordwestküste.

Als wir Albany erreichten, war alles in Leben und Bewegung, die Trommeln lärmten, die Kanonen wurden abgefeuert und die Miliz paradirte auf den Straßen. Es war nämlich Washingtons Geburtstag, der gefeiert wurde. Albany ist der Sitz der Regierung von Newyork, und des Haupthandels auf dem Hudson-Flusse. Mit Recht nennt man seine Lage un-

vergleichlich schön, sowohl in Hinsicht der ihn umgebenden Naturschönheiten, als auch der Bequemlichkeit des Handelsverkehrs. Die Straßen sind regelmäßig angelegt, breit, mit schönen drei bis 4 Stockwerk hohen steinernen Häusern bebaut. Zahlreich sind die öffentlichen Gebäude und Kirchen. Zwei große Staatsgebäude: das Capitol und Senathaus zeichnen sich durch einen schönen Styl und kolossale Säulen aus. Es gibt hier unter anderen öffentlichen Einrichtungen drei Banken, drei Freimaurerlogen, ein Museum, ein Zeughaus, zwei Gesellschaften zur Unterstützung armer inländischer Emigranten u. s. w.

Albany wurde zuerst von den Holländern erbaut, und zählt schon über 16 tausend Einwohner. An Sitten und Gewohnheiten gleichen sie denen der übrigen Städte der Union, doch bemerkt man bei ihnen wenig Gastfreiheit und Hang zu Vergnügen, daher auch hier kein Theater und höchst selten Bälle oder Konzerte sind. Die Sitzungen des gesetzgebenden Korps zu Albany waren beendigt, wir hatten ein Mitglied desselben in unserem Gasthofe kennen gelernt. Es war ein sehr achtungswerther Kaufmann aus Catskill. Auf unseren

geäußerten Wunsch, uns in dieser schönen Gegend zu etabliren, lud er uns ein mit ihm nach Catskill zu fahren, wo er uns zu unserem Etablissement behülflich seyn wollte. Er schlug uns vor, eine Bierbrauerei anzulegen, welche in diesem blühenden Handelsstädtchen einen guten Fortgang versprach, und wegen der Schifffahrt und günstigen Lage des Orts im Großen getrieben werden konnte.

Catskill liegt am Hudson-Flusse fünf und dreißig Meilen unterhalb Albany am Fuße eines hohen Gebirges gleiches Namens. Die Häuser sind meist aus Ziegeln erbaut und mit Geschmack verziert. Die öffentlichen Gebäude bestehn in vier Kirchen, zwei Banken und dem Courthause (Gerichtshof).

Wir wurden durch unseren neuen Freund bei den angesehenen Familien des Orts eingeführt, und allenthalben mit Herzlichkeit aufgenommen. Unser Entschluß, uns daselbst niederzulassen, schien ihnen sehr angenehm zu seyn. Wir wurden zu allen Parthien eingeladen, und man beeiferte sich uns den Aufenthalt in Catskill so angenehm als möglich zu machen. Jede Woche waren einige glänzende Theeparthien, wobei fünfzig bis sechs-

zig Personen anwesend waren. Es schien als ob man zu diesen Parthien blos um zu essen und zu trinken zusammenkäme. Unzählbare Arten von Confitüren, Backwerk, Pasteten, Torten und Getränken wurden aufgetragen. Diese Gesellschaften waren sehr stille, man hörte nur ein leises Flüstern. Nichts von dem, was bei uns diese Versammlungen erheitert, als Gesang, Musik, Tanz, Spiel oder fröhlicher Witz, fand hier Statt. Die Zimmer waren auf's Geschmackvollste verziert; die Fußboden mit den schönsten Landschaftsteppichen bedeckt, Stühle, Tische, Schränke mit reichlichen Vergoldungen geschmückt.

Unser Unternehmen schritt rasch voran und versprach großen Vortheil. Unser Freund war Theilnehmer und unterstützte uns kräftig. Aber nur zu bald zerstörte ein unglücklicher Zufall alle unsere Hoffnungen auf eine grausame Weise. Das Geschäft hatte kaum begonnen, als das ganze aus Tannenholz erbaute Gebäude sammt seinem Inhalt ein Raub der Flammen wurde.

Mit dem Glück verließen uns auch unsere Freunde. Wir hatten es ohnehin schon mit den eifrigen Presbyterianern verdorben,

welche uns lange angelegen, zu ihrer Kirche überzutreten. Sie hatten deshalb Prayermeetings in unserem Hause veranstaltet und uns oft Versprechungen gemacht; da aber alles fruchtlos blieb, und wir, der Aufforderungen überdrüßig, uns dieselben verbaten, so wurden sie aufgebracht und zogen sich zurück.

Es war um diese Zeit ein Revival of Religion (Wiederauflebung der Religion) zu Catskill entstanden, wodurch diese religiösen Schwärmer noch mehr aufgereizt wurden. Diese Revivals ereignen sich sehr häufig, sie werden durch die Prediger veranlaßt, um Proselyten zu machen.

Die Eltern bekümmern sich selten um die Religion ihrer Kinder. Es ist ihnen gewöhnlich gleichgültig, zu welcher Sekte sie sich bekennen wollen. Man gibt ihnen die Bibel in die Hand, und läßt sie im reiferen Alter selbst wählen. Manche lassen sich niemals in eine Kirche aufnehmen. Um diese Saumseligen zu ihrer Kirche geneigt zu machen, erregen die Prediger ein sogenanntes Revival of Religion. Man läßt hiezu eine Menge Kandidaten der Theologie kommen, welche täglich Prayermeetings in den Häusern der Nichtbekenner hal-

ten, welches man sich als eine Ehre gefallen lassen muß. Die Gemüther sucht man durch schwärmerische Reden zu entflammen, welche bei den Weibern und Mädchen vorzüglich Eingang finden, weil sie von schönen beredten jungen Männern gehalten werden.

Sobald einige Bekehrungen erfolgt sind, heißt es: The Spirit of the Lord visits our town. The Lord moves our hearts. (Der Geist des Herrn ruht auf unserer Stadt. Der Herr bewegt die Herzen) und alles ist wie begeistert. Auf den Straßen werden oft Reden gehalten, und nicht selten wird man im Gange gehemmt und gefragt: Do you not experience the power of Religion? (Spüren Sie noch nicht die Macht der Religion?) Nun folgen einige Sentenzen aus der Bibel, womit man entlassen wird. Die aufgenommenen Mitglieder einer Kirche nennen sich professed Christians, sie halten ungern Gemeinschaft mit den Nichtbekennern und glauben als Auserwählte, daß ein Umgang mit den Sündern ihnen schädlich sey. Aber auch nur die Presbyterianer und Methodisten trieben hier dies Unwesen; denn im Allgemeinen bekümmert man sich wenig, zu welcher Sekte man sich bekenne. Man

kann Jahrelang an einem Orte wohnen, ohne daß es Jemand einfiele zu fragen ob man Methodist, Baptist oder Presbyterianer sey.

Die Sonntage, welche in Europa nicht allein Tage der Erbauung, sondern auch der Erholung und des Vergnügens sind, gehörten hier zu den unangenehmsten, weil die Stadt wie ausgestorben schien. Wir kletterten dann oft auf die nahe Bergspitze, wo man von einem nackten Felsen eine unbegrenzte Aussicht aufs Meer hatte; hier standen wir oft Stundenlang und blickten nach der Gegend der geliebten Heimath hin, als müßten wir Freunde oder Bekannte von dort ankommen sehen. Dies Gebirge bot eine große Mannigfaltigkeit von schönen Gewächsen, Blumen und Stauden dar; unter andern wächst hier der pyramidenförmige Balsambaum, einer der schönsten und nützlichsten Bäume Amerikas. Durch den Brand war unsere Unternehmung gänzlich gescheitert, unsere Lage in Catskill war unbehaglich, und unser längerer Aufenthalt daselbst wäre zwecklos gewesen; wir beschlossen daher uns in Newyork niederzulassen, weil eine so große Handelsstadt uns mehrere Hülfsquellen darzubieten schien.

Wir schifften uns in dem schönen Dampfboote the Chancellor am 1. Juli nach Newyork ein.

Die Ufer des Hudsons sind malerischschön, mit Dörfern und Plantagen bedeckt, welche meist von holländischen Abkömmlingen bewohnt werden, die auch noch hin und wieder Holländisch sprechen. Aeußerst romantisch liegt, zu beiden Seiten von senkrechten Klippen eingeengt, der blühende Flecken Pragkrepsie, vierzig Meilen von Catskill. Weiter abwärts erreichten wir die Hochlande. Hier ist das Flußbette von senkrechten Hügeln und Klippen, wovon einige vierzehn bis fünfzehn hundert Fuß über die Wasserfläche erhaben sind, eingeschlossen. Merkwürdig ist ein Felsen, Anthonys nose (Antons-Nase) genannt, welcher ein vollkommenes Profil eines menschlichen Gesichts von ungeheurer Größe bildet. Zwischen diesen Felsen liegt Westpoint, eine starke Festung, geschichtlich berühmt durch die Verrätherei des Generals Arnold und den beklagenswerthen Tod des jungen tapfern Majors André. Sobald wir die Hochlande hinter uns hatten, war die Gegend flach und die Ufer mit schönen Villen bedeckt, welche den Kauf-

leuten von Newyork gehören. Nachmittags um zwei Uhr erreichten wir diese große Stadt, welche einen imposanten Anblick darbietet.

Wir mietheten uns eine kleine Wohnung in Broadway, der schönsten Straße von Newyork, für zehn Piaster monatlich.

Meine Frau, die eine treffliche Erziehung genossen, zeigte viel Neigung zum Unterrichten. Sie suchte und erhielt in kurzer Zeit eine zahlreiche Klasse junger Mädchen aus den angesehnsten Familien, welche die französische Sprache und Handarbeiten zu erlernen wünschten. Bei dieser Gelegenheit wurde ich mit einem angesehenen Handlungshause bekannt, das eben beschäftigt war, ein Schiff zum Handel mit den Indianern der Nordwestküste auszurüsten. Herr Armory, der Unternehmer, fragte mich, ob ich nicht die Stelle eines Supercargo darauf übernehmen wollte, welche mit fünfhundert Dollars jährlichen Gehalts und freiem Tisch an der Tafel des Kapitains verbunden war. Ich nahm den Vorschlag mit Freuden an, besonders als ich hörte, daß wir von der Nordwestküste über Otaheity nach Macao und Canton in China segeln sollten.

Obschon meiner Frau die lange Dauer und die Gefahren dieser Reise unbekannt waren, so suchte sie doch mich davon zurückzuhalten. Aber in meinen damaligen Verhältnissen schienen die Bedingungen so vortheilhaft, daß ich sie unmöglich ausschlagen konnte. Das Schiff, welches zu dieser Expedition ausgerüstet wurde, war neu und stark, mit 12 Kanonen bewaffnet. Nachdem die Ladung, welche in Pulver, Blei, Gewehren, Säbeln, Eisenwaaren, Tuch, wollenen Decken, Rum, Syrop u. s. w. bestand, eingenommen war, verließen wir am 3. October den Hafen von Newyork. Als Supercargo hatte ich mit der Leitung des Schiffs nichts zu schaffen, und war blos mit der Buchführung und dem Verkauf der Ladung beauftragt.

Die Mannschaft bestand, außer mir, aus dem Kapitain, zwei Gehülfen, sechs Handwerkern, fünfzehn Matrosen, dem Koch, dem Steward oder Ausgeber und dem Büchsenschmied (einem Engländer), im Ganzen aus sieben und zwanzig Personen. Der Büchsenschmied nannte sich Karl; er war ein herzensguter alter Mann, welcher schon unter Nelson bei Abukir und Trafalgar gefochten hatte.

Wenn ich Langeweile hatte, so pflegte ich in seine Werkstatt zu gehn um ihm zuzusehen und seine Fahrten zu hören, welche er recht angenehm zu erzählen wußte. Er gewann mich bald lieb, welches mir nachher von größerem Nutzen war, als ich jemals hätte vorausſehen können.

Wir hatten eine sehr angenehme Fahrt bis zur Insel St. Catharina an der Küste von Brasilien. Diese Insel gehörte den Portugiesen. Beim Einlaufen in den Hafen wurden wir von der Festung begrüßt, welches wir erwiederten. Der Zweck unserer Landung war, um Holz und Wasser nebst frischen Lebensmitteln einzunehmen. Diese Insel hat einen Ueberfluß an Orangen, Ananas, Bananen, überhaupt an allen Südfrüchten. Der Gouverneur der Insel kam an Bord; er wurde vom Kapitain zum Mittagsessen eingeladen, welches er annahm. Wir verweilten vier Tage auf dieser herrlichen Insel, und nachdem die Verproviantirung beendigt war, gingen wir wieder in See. Am 25. Dezember umsegelten wir Cap Horn, welches wir schon zweimal zuvor gesehen hatten, aber jedesmal durch widrige Winde zurückgetrieben worden waren.

Obschon mitten im Sommer, litten wir doch viel durch rauhes Wetter und Stürme. Die Helle der Nächte war so groß, daß wir um Mitternacht kleine Schrift auf dem Verdeck lesen konnten. Sobald wir Cap Horn umsegelt waren, schienen alle Gefahren und Mühseligkeiten ein Ende zu haben. Das Wetter wurde sehr schön, und die Matrosen erholten sich bald wieder von ihren Strapazen. Am 8. Januar begegneten wir einem englischen Wallfisch-Schiffe, welches das einzige Schiff war, welches wir im stillen Weltmeere sprachen. Wir kamen jetzt in die Passatwinde, und hatten das herrlichste Wetter, so daß innerhalb drei Wochen weder ein Segel eingezogen, noch das Schiff umgelegt zu werden brauchte. Unser Kapitain war ein alter Ostindienfahrer und ein sehr geschickter Seemann. Er beobachtete zwar die strengste Manns zucht am Bord seines Schiffes, doch verstattete er seinen Leuten gern alles, wofern es nur mit ihren und seinen Pflichten bestehen konnte; dabei war er sehr unterhaltend und immer guter Laune.

Wir hatten eine ziemlich gute Musik bei uns, welche jeden schönen Abend belebte. Die

Matrosen von verschiedenen Nationen tanzten ihre Nationaltänze, oder sangen ihre Nationallieder.

So lange wir im atlantischen Meere fuhren, sahen wir nur wenig Fische; sobald wir aber ins stille Meer kamen, stießen wir auf ungeheure Schwärme. Eine Art, Seeporpoisen genannt, gaben von weitem einen sonderbaren Anblick. Es war, als ob eine Menge schwarzer Wellen eine über die andre rollend dem Schiffe entgegen eilten. Bei ihrer Annäherung wurden alle Speere und Harpunen in Bereitschaft gesetzt. Die geschicktesten Werfer nahmen ihre Plätze im Vorder- und Hintertheil des Schiffes. Wenn eine Porpoise getroffen war und an Bord gezogen wurde, so stieß sie ein jämmerliches Geschrei aus, das dem eines Kindes glich.

Nahe bei den Inseln an der Küste Chilis sahen wir eine Menge großer weißer Vögel, welche der Kapitain Albatros nannte. Er schoß einen derselben, welcher 15 Fuß von einem Ende des Flügels bis zum andern maß. Bei günstigem Winde und mildem heiteren Wetter setzten wir unsere Reise bis

zum 2. März fort, als wir in Nootka-Sund anlangten.

Viertes Kapitel.

Ankunft in Nootka. Besuch von den Wilden. Ermordung der Schiffsmannschaft. Des Verfassers und des Büchsenschmieds Errettung.

Wir hatten beschlossen, das Schiff zu Nootka wieder mit Holz und Wasser zu versehen, und dann zum Handel mit den Indianern die Küste weiter hinauf zu segeln. Damit die Eingebornen nicht die Mannschaft bei der Arbeit belästigen möchten, segelten wir fünf Meilen nordwärts von dem indianischen Dorfe Nootka.

Der Obersteuermann, welcher zur Auffindung eines guten Ankerplatzes ausgesandt war, kam zurück und führte das Schiff in eine kleine Bucht, eine Meile vom festen Lande, aber nahe einer Insel, welche uns vor den Wellen der See schützte. Wir warfen die Anker in zwei und siebenzig Fuß tiefes Wasser, und zwar so nahe dem Ufer, daß wir das Schiff mit Tauen an den Bäumen befestigten. Auf der Insel war gutes Wasser und Bauholz in Ueberfluß.

Am folgenden Morgen kamen einige Eingeborne an Bord, unter ihnen ihr König Makina aus dem Dorfe Nootka, welcher sehr erfreut schien uns zu sehen. Er bewillkommte den Kapitain und die Offiziere des Schiffs mit anscheinender Herzlichkeit in seinem Gebiete. Ich war erstaunt über das wilde Aussehn dieser Nation, obgleich ich schon die Wilden von Newyork gesehn hatte.

Vorzügliche Aufmerksamkeit erregte der König. Er war ein Mann von würdevollem Aeußern, sehr wohl gebildet, grader Statur und über sechs Fuß groß.

Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und einnehmend, eine große römische Nase und hohe gewölbte Stirne zeichneten ihn vor allem seinen Volke aus. Sein Gesicht, seine Arme und Beine waren so mit rother Farbe überlegt, daß man kaum seine dunkle kupferfarbige Haut entdecken konnte. Sein langes schwarzes Haar, welches von Oel glänzte, war mit weißem Duhn eingepudert und auf dem Scheitel zusammengebunden, welches ihm ein recht wildes Ansehen gab. Er war mit einem Mantel von Seeotterfellen bekleidet, welcher

ihm bis ans Knie reichte, und durch einen Gürtel, worauf allerlei Figuren mit bunten Farben gemalt waren, um den Leib festgehalten wurde. Diese Kleidung stand ihm gut und hatte etwas von barbarischer Größe.

Seine Leute trugen ebenfalls Mäntel aus Baumbast geflochten, den ostindischen Matten ähnlich, welche durch einfarbige Gürtel um den Leib befestigt waren. Sie hatten alle ihr Haar auf den Scheitel geknüpft und zur Zierde einen grünen Fichtenzweig mit eingebunden.

Makina hatte sehr oft die englischen und amerikanischen Schiffe besucht, welche an dieser Küste handelten. Er hatte dadurch die Bedeutung einer Menge englischer Wörter gelernt, so daß er sich uns recht gut verständlich machen konnte. Er war immer gern der Erste am Bord der Schiffe, die nach Nootka kamen. Auch wenn er nichts zu verhandeln hatte, gab man ihm willig ein kleines Geschenk; von den Offizieren wurde er stets mit Höflichkeit empfangen. Er blieb einige Zeit auf unserem Schiffe, der Kapitain nahm ihn mit sich in die Kajüte und gab ihm ein Glas Rum, den diese Eingebornen leidenschaftlich lieben. Die eigentliche Jahrszeit des Pelz-

handels war noch nicht da; deshalb hatten wir, mehr des Holzes und des Wassers wegen, als um zu handeln, hier angelegt. Weil diese Nation als freundlich bekannt war, so hielt es der Kapitain der Klugheit gemäßer, hier das nöthige Bau- und Brennholz einzunehmen, als seine Leute zu diesem Zwecke zwischen die mehr feindseligen Nationen ans Land zu schicken. Wir hatten auch schon unsere Wasserfässer zu füllen angefangen. Die Matrosen waren ans Land geschickt, um Tannenholz zu fällen; auch mußten sie den Zimmerleuten helfen es zu Masten und Segelstangen zu verarbeiten.

Diejenigen, welche am Bord blieben, beschäftigten sich die Taue und Segel auszubessern. Während dieser Arbeiten kamen die Wilden täglich an Bord. Sie versorgten uns reichlich mit frischen Salmen, wofür wir ihnen immer einige unbedeutende Artikel gaben. Sie mußten ihre Waffen ablegen, ehe sie an Bord kommen durften, und zur genauern Untersuchung ihre Kleider abwerfen.

Da der Kapitain sehr pünktlich in diesem Stücke war, so fühlten wir uns vor jedem Angriff sicher.

Am 15. kam der König mit mehreren seiner Chefs an Bord, wieder auf die nämliche Art gekleidet; seine eingepuderten Haare glichen dem Schnee. Die Chefs trugen blaßgelbe Mäntel von Baumbast, welche unten breite Ränder hatten, worauf mit bunten Farben Menschenköpfe, Thiere und sonstige Figuren gemalt waren. Das Volk trug rothe Mäntel von gröberem Stoffe, ohne Bor[illegible]ung.

Nachdem man sich ihrer Waffen bemächtigt hatte, wurden sie aufs Schiff gelassen. Der Kapitain gab dem Könige und seinen Chefs ein Mittagsessen. Sie setzten sich höchst drollig und unbeholfen mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf unsere Stühle. Mit Messer und Gabel konnten sie nicht fertig werden; dafür leisteten ihnen ihre Zähne und Finger treffliche Dienste.

Gesalzene Speisen wollten sie nicht essen, sie begnügten sich mit Pudding und Schiffszwieback, in Syrop getunkt. Es scheint, daß sie den Geschmack des Salzes nicht vertragen können. Auch tranken sie gern Thee und Kaffee mit vielem Zucker. Eiserne Werkzeuge und Waffen schätzten sie über alles; sie gingen daher sehr gern in Karls Werkstatt, die ihre

ganze Aufmerksamkeit fesselte. Da wir ihnen alles gern zeigten, so gewannen sie uns lieb, welches uns später sehr zu Statten kam.

Sie fuhren fort uns täglich frische Salme zu bringen: ein Leckerbissen für Leute, die lange nichts als gesalzenes Fleisch und schlechte Seefische genossen hatten.

Wir schmeichelten uns, daß es uns, so lange wir an dieser Küste seyn würden, an frischen Lebensmitteln nicht mangeln würde, wenig ahnend das schreckliche Schicksal, welches uns drohte, und noch weniger, daß diese köstlichen Fische eine Lockspeise zu unserem Verderben waren.

Am 19. kam Makina wieder an Bord und wurde vom Kapitain zum Essen eingeladen. Wir unterhielten uns viel mit ihm bei Tische; er erzählte, daß nahe bei Friendly Cove (Freundliches Thal) sich immer viele wilde Enten und Gänse aufhielten. Damit er einige schließen könnte, schenkte ihm der Kapitain ein schönes Doppelgewehr nebst Pulver und Blei, worüber er eine große Freude bezeigte. Bald darauf ging er vergnügt ans Ufer.

Am 20. waren wir fast zur Abreise fertig, unser Bedarf an Holz und Wasser war eingenommen. Makina kam Nachmittags und brachte neun Paar wilde Enten als ein Geschenk für den Kapitain. Er hatte eins der Schlösser an der Jagdflinte zerbrochen, welche er dem Kapitain mit den Worten: peschak, peschak (schlecht) zurückgab.

Der Kapitain, ein Mann von reizbarem Gemüthe, gerieth in heftigen Zorn, in der Meinung, daß sein Geschenk verachtet sey. Er riß dem Könige mit großem Ungestüm das Gewehr aus der Hand, schleuderte es in die Kajüte, und schalt ihn einen Lügner und Grobian.

Makina kannte, wie schon erwähnt, die Bedeutung einer großen Menge englischer Wörter, und verstand unglücklicherweise nur zu gut den Sinn dieser Schimpfreden. Er schwieg, aber seine Miene drückte deutlich die Wuth aus, welche er vergeblich zu verbergen sich bemühte.

Mehrere Male fuhr er mit der Hand die Gurgel entlang bis auf die Brust. Dies that er, wie er mir späterhin einmal erzählte, um sein Herz niederzuhalten, welches ihn in die

Gurgel steigend erwürgen wollte. Bald hierauf ging er in großer Bewegung und Verwirrung fort.

Die Eingebornen kamen am Morgen des 21., wie gewöhnlich, uns frischen Salm zu bringen. Sie blieben alle am Bord des Schiffs. Gegen Mittag kam Makina mit einer bedeutenden Anzahl seiner Chefs, in ihren Canoes, zu uns. Nach der gewöhnlichen Untersuchung wurden sie an Bord gelassen.

Der König hatte eine Pfeife in der Hand und über dem Gesichte eine häßliche Maske, welche das Haupt eines wilden Thiers vorstellen sollte. Er schien ungemein lustig und munter und unterhielt uns mit allerlei Possen und Anekdoten. Dann blies er einen wilden Tanz auf seiner Pfeife, wozu seine Leute mit seltsamen Geberden und komischen Sprüngen den Takt hielten. Der Kapitain, durch diese Grimassen belustigt, spazierte auf dem Hinterverdeck. Makina ging zu ihm und fragte, wann er wieder in See zu gehn gedächte?

Morgen, war die Antwort.

Makina fuhr fort: Ihr liebt Salme: in Friendly Cove sind genug; warum fangt ihr keine? Der Kapitain wünschte eine Anzahl

dieser schmackhaften Fische zu haben. Es wurde daher beschlossen, einen Theil der Mannschaft mit dem Netze auf den Fischfang auszusenden.

Makina blieb mit seinen Leuten zu Mittag am Bord. Nachmittags wurde der Obersteuermann mit zehn Matrosen ausgesetzt, um in Friendly Cove zu fischen.

Seit Makinas Ankunft mit seinen Chefs bemächtigte sich meiner eine sonderbare Unruhe. Seine schnelle Wiedererscheinung nach einer so großen Beleidigung ließ mich Verdacht schöpfen. Rachsucht ist ein Hauptzug im Charakter des Indianers; er befriedigt sie wo er nur kann. Gern hätte ich dem Kapitain einen Wink gegeben auf seiner Huth zu seyn; allein die Furcht ausgelacht zu werden hielt mich zurück. Die Amerikaner halten sich für die bravste Nation der Welt und haben daher eine große Neigung Andere als furchtsam zu verspotten.

Ich ging unmuthig unten in den Schiffsraum, wo ich noch einige Geschäfte zu besorgen hatte. Kaum war ich zehn Minuten unten gewesen, als ich den gellenden Ton von Makinas Pfeife hörte, dem schnell ein großer

Lärm folgte. Dann vernahm ich ein furchtbares Geschrei, das dreimal wiederholt wurde

Ich eilte die Treppe hinauf nach Karls Werkstatt, und fand ihn mit blutigem Kopfe wie todt am Boden liegen. Mit Entsetzen wollte ich aufs Verdeck eilen, aber die Thür war von außen verriegelt.

Durch eine Spalte sah ich — welch ein schreckliches Schauspiel! Noch immer sträubt sich mein Haar und ein kalter Schauder überläuft mich, wenn ich an diese gräßliche Scene denke.

Meine Gefährten lagen zu Boden gestreckt, jeder einzelne von drei oder vier Indianern gehalten. In Ermangelung der Waffen nahm man die Taschenmesser der Matrosen und schnitt ihnen langsam die Köpfe ab. Das Zucken und Sträuben meiner armen Kameraden diente nur dazu, ihre Schmerzen und Todesqualen zu vermehren.

Mein Gefühl bei diesem Anblick zu beschreiben, ist unmöglich. Starr und sprachlos vor Entsetzen stand ich eine Zeitlang da. Nach vollbrachter blutiger That wurde ein Triumphgesang angestimmt, der wie ein Geheul aus der Hölle in meinen Ohren klang. Meine ganze

Natur war empört. Gerne hätte ich mit Aufopferung meines Lebens blutige Rache an diesen Teufeln genommen, wäre es möglich gewesen.

Die Metzelei war nun vorüber. Die abgeschnittenen Köpfe wurden in Eine Reihe gestellt; mit Schaudern erkannte ich darunter den Kopf unseres braven und wackern Kapitains. Ich erwartete ein gleiches Schicksal mit meinen Kameraden, aber ohne Rache zu nehmen wollte ich nicht sterben. Doch als der erste Sturm der Leidenschaft vorüber war, erwachte die Liebe zum Leben. Leise schlich ich die Treppe hinunter und versteckte mich tief zwischen die alten Segel im Schiffsraum. Hier lag ich in Erwartung eines schrecklichen Todes und brachte die furchtbarsten Stunden meines Lebens zu.

Der Büchsenschmied Karl, der nicht todt, sondern ohnmächtig durch den starken, von einer Kopfwunde herrührenden Blutverlust am Boden gelegen hatte, erzählte mirspäterhin seinen Antheil an diesem ungleichenKampfe auf folgende Art:

Er war in seiner Werkstatt, als das Getümmel begann. Der Kapitain hatte Befehl

gegeben, das große Boot ins Wasser zu setzen. Da Alle mit Heben beschäftigt waren, gab Makina das verabredete Zeichen zum Angriff mit seiner helltönenden Pfeife.

Mit großer Schnelligkeit und Entschlossenheit wurde die Mannschaft von den Indianern rücklings ergriffen und zu Boden geworfen. Die Zeit war äußerst gut zum Angriff gewählt, und da ihrer vier gegen Einen standen, so wurde es ihnen leicht, dieses Bubenstück auszuführen.

Karl vernahm das Getümmel; er wollte aufs Verdeck eilen, wurde aber von einem Indianer auf der Treppe bei den Haaren ergriffen. Er riß sich los, und stürzte die Treppe hinunter. Im Fallen schlug ihm der Indianer mit einem aufgerafften Beil ein tiefes Loch in den Kopf. Durch den Fall erhielt er den Hieb nur zum Theil, welcher ihm sonst sein Haupt gespalten haben würde.

Er fiel bewußtlos auf den Flur der Werkstatt. In diesem Zustande fand ich ihn, als ich, durch den Lärm erschreckt, aufs Verdeck eilen wollte, und hielt ihn für todt. Als er wieder zu sich kam, wollte er sich aufrichten,

aber er war so schwach vom Verlust des Blutes, daß er ohnmächtig zurücksank.

Wieder erwachend sah er den König mit zwei Indianern vor sich stehen, welcher ihm aufzustehen befahl. Er war so matt, daß man ihn unterstützen mußte. Das Blut strömte sein Gesicht herunter und lief ihm in die Augen, so daß er nicht sehen konnte. Makina befahl einen Topf mit Wasser zu bringen und ihm den Kopf zu waschen; dann nahm er ein Tabacksblatt, legte es auf die Wunde und verband sie mit einem Taschentuche. Darauf wurde der Verwundete aufs Verdeck geführt, wo er eine schreckliche Scene sah. Das ganze Verdeck war mit Blut angefüllt, die verstümmelten Leichname lagen umher, die Köpfe der Erschlagenen standen in Einer Reihe.

Sechs nackte Wilde traten nun mit gezuckten Dolchen um ihn herum. Karl glaubte, daß seine letzte Stunde gekommen sey, und befahl seine Seele dem Allmächtigen. Da trat Makina in den Kreis und sprach in gebrochenem Englisch: Karl, ich spreche! du sagst Nein! Dolche kommen. Nun fragte er ihn, ob er für immer sein Sklave seyn, ob er für ihn arbeiten und seine Gewehre ausbessern, ob er

mit ihm in den Krieg ziehen und für ihn fechten wolle? Karl versprach Alles. Zum Zeichen seiner Unterwerfung mußte er des Königs Hände und Füße küssen. Makina versicherte ihm nun, daß er sein Leben schonen wolle. Aber das Volk verlangte mit großem Geschrei seinen Tod, damit Niemand übrig bliebe, der den weißen Leuten die Mordgeschichte erzählen könnte. Sie fürchteten nicht allein die Rache der Weißen, sondern daß auch ihre Schiffe durch das verübte Bubenstück abgehalten würden, an ihrer Küste zu landen um Handel mit ihnen zu treiben. Der König widersetzte sich auf eine entschlossene Art dem Wunsche des Volks, Karl zu tödten, und dieser Entschlossenheit verdanken wir einzig unser Leben. Karl war ohne Rock. Die Kälte des Wetters und der große Blutverlust machten ihn zittern. Makina, dies bemerkend, warf des Kapitains Mantel über ihn, reichte ihm eine Flasche Rum, und befahl ihm, zu trinken; dann führte er ihn zu den Köpfen und fragte ihn nach dem Namen eines Jeden.

Mit Schaudern sah Karl, daß die ganze Mannschaft ermordet war. Die Eingebornen hatten sich kaum des Schiffes bemächtigt, als

sie auch die Waffenkiste erbrachen und sich mit Waffen und Munition versahen. Sie überfielen die wehrlose, gerade fischende Mannschaft und überwältigten und tödteten sie mit leichter Mühe. Es wurden ihnen die Köpfe abgeschnitten, die man mit auf das Schiff brachte; die Leichname wurden ins Wasser geworfen.

Makina befahl das Schiff nach Nootka zu steuern. Karl ließ deshalb die Ankertaue abhauen, und schickte einige Indianer die Masten hinauf um die Segel zu entfalten. Aber sie waren so schlechte Matrosen, daß es ihnen nur gelang, die untern Segel los zu machen. Mit Hülfe eines günstigen Windes steuerte Karl das Schiff in die Bucht und ließ es am Ufer stranden. Die Einwohner von Nootka, Männer, Weiber und Kinder empfingen das Schiff mit großem Freudengeschrei. Sie trommelten furchtbar mit großen Stöcken auf die Dächer der Häuser, und zündeten eine Menge Fackeln von Tannenholz an, um den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens durch Illumination zu verherrlichen.

Fünftes Kapitel.

Plünderung und Verbrennung des Schiffs. Ankunft der benachbarten Volksstämme in Nootka. Indianisches Fest und Tanz des Prinzen Satsasocksis. Wirkung geistiger Getränke auf die Indianer.

Makina nahm Karl mit in sein Haus, welches sehr groß und ganz mit Volk angefüllt war. Die Weiber des Königs, neun an der Zahl, empfingen ihn sehr gütig, liebkoseten ihm und streichelten ihn sanft mit den Händen.

Alle Krieger des ganzen Stammes, deren Anzahl wohl siebenhundert betragen mochte, hatten sich um diese Zeit bei Makina versammelt, und gaben durch gräßliche Pantomimen ihre Thaten bei dem Morde jener wehrlosen Menschen zu verstehen.

Mit großem Ungestüm forderten sie Karls Tod, und verlangten, daß er ihnen zu diesem Zwecke ausgeliefert würde. Allein der König blieb standhaft. Ich habe mein Wort gegeben, sagte er zu Karl, dich zu schützen und werde es nicht brechen. Er ließ ihn neben sich sitzen und befahl seinen Weibern, Speise aufzutragen. Sie brachten Austern mit Thran

gekocht. Nachdem der König sich diese hatte wohl schmecken lassen, bedeutete er Karl durch Zeichen seinem Beispiele zu folgen; aber der Geruch des für ihn neuen Gerichts ekelte diesen an, und er konnte nichts davon genießen. Unterdessen begann das Volk von neuem mit großem Ungestüm seinen Tod zu verlangen und wurde zuletzt so lärmend, daß Makina in heftigen Zorn gerieth. Er raffte eine mächtige Keule vom Boden auf und trieb das ganze Volk zum Hause hinaus. Darauf befahl er seinem Haushalte sich schlafen zu legen, und ließ Karl zwischen sich und seinem Sohne schlafen, damit das Volk ihn nicht in der Nacht umbringen möchte. Aber Karl konnte wegen seiner schmerzlichen Wunde und schrecklichen Gemüthsstimmung nicht einschlummern.

Ich hielt mich für den einzigen Lebenden der Schiffsmannschaft, und machte allerlei Plane zu meiner Flucht, welche aber leider! meine Vernunft als unausführbar verwarf. Ich faßte zuletzt den verzweifelten Entschluß, meinen Weg durch die unermeßlichen Wildnisse zurückzusuchen. So unmöglich die Ausführung dieses Vorsatzes auch schien, so wollte ich doch lieber eine Beute wilder Thiere wer-

den, als diesen Unmenschen in die Hände fallen. Gegen Mitternacht verließ ich meinen Schlupfwinkel. Es war eine außerordentlich finstere Nacht. Ich tappte fort bis zur Cajüte, und nahm den Schiffskompaß, einen Dolch, Jagdgewehr, Munition und so viel Zwieback als ich mit fortbringen konnte. Ich wollte eben die Cajüte verlassen, als ich Fußtritte auf dem Verdecke hörte. Nun glaubte ich mich ohne Rettung verloren, und schickte mich an mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Mit gezogenem Dolche stellte ich mich an den Eingang der Cajüte und erwartete den Kommenden. Ich ergriff ihn und gab ihm den Stoß, welcher ihn zur Ewigkeit befördern sollte; aber in der Dunkelheit traf ich nur seine Schulter. Mit unglaublicher Stärke und Schnelligkeit riß er sich los und entfloh, laut um Hülfe schreiend. Ich setzte ihm zwar nach, konnte ihn aber nicht erreichen, weil er über Bord ins Wasser sprang. Es ließen sich nun mehrere Stimmen am Ufer hören, weshalb ich, an meiner Rettung verzweifelnd, wieder in mein Versteck schlüpfte. Der Verwundete war indessen zu Makina gelaufen und hatte ihm erzählt, daß noch ein Weißer auf

dem Schiffe sey, welcher ihn habe morden wollen. Der König ließ sogleich das Schiff bewachen, und sagte zu Karl, daß er mit Sonnenaufgang den Weißen tödten wolle.

Mit Tagesanbruch stand er auf, weckte Karl und befahl ihm zu folgen. Makina ging mit seinem Sohne, einem Knaben von zwölf Jahren, zum Strande, wo schon alle Krieger des Stammes versammelt waren. Er erzählte ihnen, daß ein Weißer noch auf dem Schiffe am Leben sey und forderte ihre Meinung, ob er leben oder sterben sollte? Alle stimmten für meinen Tod. Mit diesem Entschluß machte der König Karl bekannt. Aber Karl hatte schon einen Plan zu meiner Rettung entworfen. Er nahm des Königs einzigen Sohn bei der Hand, führte ihn zu seinem Vater und fragte: ob er nicht seinen Sohn über alles liebe? welches er bejahte. Dann warf er sich vor dem Könige auf die Kniee und bat mit Thränen um das Leben seines Sohnes. Ja, ich bin sicher, es ist mein Sohn, rief er aus, er war nicht mit unter den Todten. Kommt, mordet mich zuerst, denn meinen Sohn will ich nicht überleben. Ich werde mich selbst tödten, wenn es keiner von euch thun will.

Makina schien gerührt, und versprach den Mann nicht zu tödten, wenn es sein Sohn wäre. Er legte darauf seinem Volke Karls Reden aus, und befahl Letzterm an Bord zu gehen und den Mann ans Ufer zu bringen. Zu meinem größten Erstaunen trat der todtgeglaubte Karl in den Schiffsraum. Aus dumpfer Verzweiflung erwachte ich zu neuem Leben. Mit Entzücken stürzten wir einander in die Arme und weinten wie Kinder. Karl machte mich nun mit seinem Plane bekannt, daß er mich für seinen Sohn ausgeben wolle, und daß von diesem Glauben meine einzige Rettung zu erwarten wäre. Wir gingen zusammen ans Ufer; er stellte mich dem Könige vor und betheuerte, daß ich sein Sohn sey. Der König erkannte mich augenblicklich; er reichte mir die Hand und schien froh zu seyn mich noch am Leben zu sehen. Ich hatte ihm manches Glas Rum gereicht und ihn immer mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. Er hatte so großes Zutrauen zu mir, daß, wenn er etwas haben wollte, er sich immer an mich wandte. Dies kam mir jetzt gut zu Statten. Wir gingen nach des Königs Hause, wo die Weiber uns zu essen geben mußten.

Die folgenden Tage waren die Eingebornen beschäftigt, die Ladung aus dem Schiffe zu holen. Sie hieben die Masten nieder und nahmen Taue, Segel, Kanonen und Anker fort. Alle Hauptartikel, als Gewehre, Tuch, Munition und Säbel behielt der König für sich, von dem Uebrigen nahm ein Jeder was ihm beliebte. Ich und mein Leidensgefährte mußten ihnen schleppen helfen.

Wir bemächtigten uns des Schreibepults und der Schiffsrechnungen, um sie einst den Eigenthümern zurückgeben zu können; denn wir hegten die feste Hoffnung, daß bald ein Schiff erscheinen würde uns von diesen Barbaren zu erlösen. Auch fanden wir mehrere Bücher, nebst einer Bibel, welche uns manchen Trost in dieser traurigen Gefangenschaft gewährten. Es war gar nicht schwierig, uns diese Sachen zuzueignen, weil die Wilden keinen Werth auf Dinge setzen, welche sie nicht gebrauchen können. Wir schlossen Alles in unsere Koffer ein, welche uns, auf unser Verlangen, zurückgegeben wurden. Ich hatte schon früher ein Tagebuch zu führen angefangen, und freute mich jetzt, daß ich es unter meinen

Sachen wieder fand, um die denkwürdigsten Vorfälle aufzeichnen zu können.

Am 26. wurden zwei Schiffe gesehen, welche auf Nootka zusteuerten. Die Einwohner geriethen anfangs in die größte Bestürzung, doch bald rannten sie mit Gewehren bewaffnet ans Ufer. Sie unterhielten ein so lebhaftes Feuer, daß die Schiffe sich zu fürchten schienen näher zu kommen. Sie feuerten einige Male mit Kartätschen, welche aber wegen zu großer Entfernung Niemanden schadeten. Darauf legten sie um und gingen wieder in See. Makina stellte sich, als ob er bereue, auf diese Schiffe gefeuert zu haben, weil dadurch andere abgehalten wurden, ihn ferner zu besuchen und Handel mit ihm zu treiben.

Bald, nachdem das Schicksal unseres Schiffes bekannt geworden war, kamen die Eingebornen von mehr als zwanzig verschiedenen Stämmen in Canoes, um die geraubten Herrlichkeiten zu sehen und zu erhandeln. Viele dieser Völker mußten den Nootkanern Tribut zahlen. Einige kamen aus weiter Ferne, z. B. die Wiekaninis, welche 200 englische Meilen nördlich von Nootka wohnen

und ein mächtiges Volk bilden. Ihre Canoes sind mit großer Geschicklichkeit gearbeitet, und mit Ruder und Segel versehn. Bei günstigem Winde machen sie die Ueberfahrt nach Nootka in 24 Stunden.

Makina, sehr stolz auf seine Eroberung, wünschte seine Gäste nach europäischer Art zu bewillkommnen. Sobald die Canoes sich näherten, befahl er seinen Leuten, sich mit geladenen Gewehren auf dem Strande zu versammeln. Karl wurde nebst mir beordert die Schiffskanonen zu laden und zu bedienen. Makina stieg mit dem Sprechhorn des Schiffs auf das Dach seines Hauses.

Man kann sich schwerlich etwas Possierlicheres vorstellen, als die bunte Gruppe der auf die seltsamste Art mit den geraubten Sachen aufgeputzten Eingebornen. Einige waren in rothe und gelbe Weiberröcke, Andere in schottische Mäntel gekleidet. Einige hatten einen Strumpf über den Kopf, und wieder Andere Hosen über die Arme angezogen. Pulverhörner, Schrotbeutel, Patronentaschen, Glasperlen und Korallen hatten sie sich um den Hals gehängt. Einige trugen bis vier Gewehre auf der Schulter, ein halbes Dutzend

Säbel an der Seite, und eben so viele Dolche im Gürtel. Sie drückten die Gewehre mit den Kolben in den Sand, und erwarteten in dieser Position furchtsam des Königs Befehl zum Abfeuern, welches ihnen ungemein schlecht von Statten ging. Nach dem kleinen Gewehrfeuer brannten wir die Kanonen los, worauf Alle im Sande sich herumtummelten. Dann sprangen sie wieder auf, stimmten einen Triumphgesang an, und liefen mit den wildesten Geberden auf dem Strande umher, ihren Raub gleichsam als Siegestrophäen emporhaltend. Trotz der schmerzlichen Gefühle, welche diese Schau der geraubten Beute in unserer Brust erweckte, konnten wir uns doch des Lachens nicht enthalten. Ihre lächerlichen, tölpelhaften Bewegungen bildeten mit den Waffen und Kleidungen einen sonderbaren Kontrast, welcher auch dem Ernsthaftesten ein Lächeln abgenöthigt haben würde.

Nach dieser Zeremonie, welche die Gäste gar sehr erschreckt hatte, ließ Marina die Fremden zu einem Feste einladen. Die Mahlzeit bestand aus Wallfischspeck, getrockneten Fischen und frischen Heringen mit einer Trahnbrühe, welche sich Alle wohl schmecken ließen.

Es wurde aus hölzernen Trögen gegessen, um welche sich Alle, mit untergeschlagenen Beinen, herum setzten. Sobald die Tröge leer waren, wurden sie aus dem Wege geschafft, um Platz für den Tanz zu machen, welcher das Fest beschließen sollte. Er wurde durch den Prinzen Satsasockssis, Makinas einzigen Sohn, ausgeführt.

Drei der vornehmsten Chefs, mit ihren nur bei den festlichsten Gelegenheiten üblichen Seeotterfell-Mänteln, ihre Gesichter scharlachroth bemalt, und ihr Haar mit weißem Duhn eingepudert, schritten majestätisch vorwärts, bis in die Mitte des Zimmers. Ein Jeder von ihnen hatte einen Beutel mit Duhn, den sie umherstreuten, um auf den fallenden Schnee hinzudeuten. Hierauf folgte der Prinz in ein Stück gelbes Tuch gekleidet, das lose um ihn gewickelt und mit Schellen behangen war. Sein Kopfputz bestand aus einer Kappe, woran eine Maske, einen Wolfskopf vorstellend, befestigt war. Makina beschloß den Zug in seiner Staatskleidung von Seeotterfellen. Er hatte die fatale Pfeife im Munde, womit das Zeichen zur Ermordung unserer Kameraden gegeben wurde. In seiner Hand hielt er eine

Klapper, womit er den Takt zu der wilden Musik angab. Nachdem dieser Aufzug dreimal das Innere des Hauses umzogen hatte, setzten sich Alle, mit Ausnahme des Prinzen, nieder.

Dieser fing nun seinen Tanz an, welcher in beständigem Aufspringen und allerlei Stellungen bestand, worauf er sich mit großer Schnelligkeit auf den Fersen im Kreise herumdrehte. Der Tanz war mit Gesängen begleitet, wobei der König vorsang. Bei jedem außerordentlichen Sprunge des Prinzen riefen die Weiber: Wocasch wocasch teye (gut gut Prinz). Der Tanz dauerte mit weniger Unterbrechung beinahe zwei Stunden.

Die Chefs, um die unerträgliche Musik noch lärmender zu machen, trommelten mit Stöcken auf hohlen Brettern. Nach Beendigung des Tanzes theilte Makina an die Fremden im Namen seines Sohnes Geschenke aus, die in Gewehren, Säbeln, Dolchen, Tuch, in Stücken von ungefähr vier Ellen u. s. w. bestanden, und als Zeichen der Artigkeit mit großer Hast und einem sauren mürrischen Blicke weggeschnappt wurden, wobei man stets die Worte: Wocasch teye (gut Prinz) wiederholte. Die

Unterlassung dieser Höflichkeit würde als ein Beweis der Verachtung des Geschenks angesehen werden. Die Fremden zogen sich nach Empfang der Geschenke in ihre Canoes zurück. Weil sie so zahlreich waren, wollte Makina, um Unordnungen vorzubeugen, nur den Chefs erlauben, in den Häusern zu schlafen. Ich mußte nebst Karl mit Säbel und Pistolen Wache halten, um Plünderung zu verhüten. Mehrere Tage lang brachten uns die Wilden von verschiedenen Gegenden der Küste Wallfischspeck, getrocknete Fische, Thran und Austern, wofür sie dann Geschenke vom Schiffsraum erhielten und wieder zurückkehrten. Bei diesen Besuchen waren blos die Chefs bewaffnet, welches als ein Zeichen ihrer friedlichen Absichten angesehen werden sollte.

Früh Morgens am 18. April brach Feuer auf dem Schiffe aus. Dies rührte von einem Indianer her, welcher, um zu stehlen, in der Nacht mit einem Feuerbrande nach dem Schiffe gegangen war. Einige Funken fielen in den Schiffsraum zwischen entzündbare Sachen, und in kurzer Zeit stand das Schiff in lichten Flammen.

Die Wilden bereueten den Verlust des Schiffes um so mehr, da der größte Theil der Ladung noch am Bord war. Auch für mich und Karl war dies ein trauriger Anblick, das letzte Andenken an ein civilisirtes Land vor Augen verschwinden zu sehen. Der Proviant am Bord würde uns Jahrelang genährt haben, da die Wilden durchaus kein gesalzenes Fleisch essen. Karl hatte glücklicherweise sein Handwerkszeug gerettet. Auch hatten uns die Indianer ein Faß Portwein und eine Kiste Chocolade gegeben. Von einem Knaben war der Schiffsalmanach gefunden, welcher uns zur Zeitbestimmung sehr gelegen kam.

Eines Abends fanden die Einwohner bei Untersuchung ihrer Beute ein Faß Rum, welches Alle in Entzücken setzte, da sie durch den Umgang mit den Weißen geistige Getränke leidenschaftlich liebgewonnen hatten. Am Abend gab Makina allen Kriegern des Stammes in seinem Hause ein Fest, wobei so unmäßig getrunken wurde, daß in kurzer Zeit die ganze Gesellschaft wie rasend wurde. Karl und ich hielten es fürs klügste Reißaus zu nehmen. Wir flohen ins Gehölz, wo wir bis nach Mitternacht blieben.

Bei unserer Zurückkunft fanden wir die Weiber ebenfalls entflohen; sie hatten sich in andere Hütten schlafen gelegt, weil sie durch das wilde Betragen ihrer Männer sehr erschreckt waren. Diese Weiber sind sehr mäßig, und trinken blos Wasser.

Die Krieger lagen alle zu Boden gestreckt, in einem Zustande völliger Bewußtlosigkeit. Leicht würde es uns gewesen seyn, Rache an diesen Ungeheuern zu nehmen, hätte sich ein Schiff in der Nähe befunden; aber in unserer Lage wäre es auf Tollheit hinausgelaufen. Das vor kurzem noch von uns so sehr bejammerte Verbrennen des Schiffs betrachteten wir jetzt in einem ganz anderen Lichte. Denn hätten die Wilden den Rum, wovon noch zwanzig Fässer im Schiffsraume sich befanden, erbeutet, so wären wir unausbleiblich ein Opfer ihrer Wuth in der Betrunkenheit geworden. Glücklicherweise war das Faß Rum und einige Flaschen Branntwein das Einzige, was sie an geistigen Getränken aus dem Schiffe geraubt hatten. Ich untersuchte nun das Faß Rum, welches noch bis über die Hälfte voll war. Mit einem Handbohre machte ich ein Loch in den Boden, und noch ehe der Tag

anbrach, war das Faß zu unserer großen Zufriedenheit leer.

Karls Wunde war in dieser Zeit so sehr geheilt, daß er zur Arbeit sich wieder aufgelegt fühlte. Wir errichteten eine kleine Werkstatt. Zum großen Vergnügen des Königs fing Karl an, für ihn und seine Weiber Armbänder und andere Zierrathen von Kupfer und Stahl zu verfertigen, welches uns sehr in Gunst setzte.

Täglich kamen noch Eingeborne, welche Lebensmittel brachten, um sie gegen etwas von dem Schiffe Geraubtes umzutauschen, so daß wir, trotz der Trägheit der Indianer, diesen Sommer im Ueberflusse lebten. Diese nehmen sonst gar keine Rücksicht auf die Zukunft, sondern leben lustig darauf los. Wir hatten es immer eben so gut wie sie selbst, und überhaupt theilten sie stets was sie hatten mit uns. Aber wir waren gezwungen, es, auf ihre Art zubereitet, zu essen, mit Thran, ihrer Lieblingsbrühe gekocht, welches nebst ihrer schmutzigen Kocherei ein sehr unangenehmer Umstand war. Auch sind manche Artikel ihrer Küche für den Europäer äußerst ekelhaft. Aber der Hunger ist ein guter Koch, denn wir hiel-

ten oft Wallfischspeck oder Heringe mit Thran für leckeres Essen.

Hätten wir indessen auf unsere eigene Art kochen dürfen, so würden wir eben nicht schlecht gefahren seyn, indem wir noch Töpfe und Geräthschaften vom Schiffe hatten, auch frische Heringe, Salme und Austern gegen kupferne Zierrathen und Messer eintauschten, welche Karl verfertigte. Aber der König hielt eigensinnig auf seine Gebräuche und befahl uns, das Eingetauschte seinen Weibern zum Kochen zu geben.

Eines Tages fand er uns beschäftigt Seewasser zu Salz einzukochen. Auf seine Frage, was wir machten, gestanden wir die Wahrheit. Er wurde so aufgebracht, daß er Topf und Salz ins Meer warf.

Als eine besondere Gunst erlaubte er mir einst einen frischen Salm auf europäische Art zu kochen. Ich bat den König und die Königin dabei zu Tische. Sie versuchten zwar mein Gericht, aber es wollte Ihren Majestäten nicht munden. Auf diesen Fall war ich vorbereitet, und setzte ihnen etwas nach Landessitte Zubereitetes vor, in welches Allerhöchstdieselben tüchtig einhieben. Im Mai wurde

das Wetter sehr angenehm. Wir sammelten eine große Menge Erdbeeren von vortrefflichem Geschmack.

Ich stieg nun immer höher in der Gunst des Königs und seines ganzen Haushalts. Die Weiber fragten mich oft, ob mir keins ihrer jungen Mädchen gefiele, und ob ich nicht ein Mitglied ihrer Nation zu werden Lust hätte.

Sechstes Kapitel.

Karls Unbesonnenheit. Beschreibung des Dorfes Nootka. Baumethode der Indianer. Ihre Sitten, Gebräuche, Lebensart u. s. w.

Karl fing auf einmal an ganz trübsinnig zu werden, er nannte es ein Heidenleben und verwünschte die Wilden bei jeder Gelegenheit in den Abgrund der Hölle. Er war ein großer wohlgestalteter Mann von ungewöhnlicher Körperstärke, und wenn er gereizt wurde, ganz rücksichtslos für sein Leben.

Einer der Chefs hatte mich gebeten, ihm zu zeigen Fischnetze zu machen; als ich in dieser Absicht eines Abends nach seinem Hause

ging, wurde mir die Nachricht gebracht, daß Makina im Begriff sey Karl zu tödten! Ich eilte so schnell wie möglich nach Hause, wo ich den König ein Gewehr auf Karl richten sah, welcher mit zornflammendem Gesichte seine Brust entblößte und ihm zurief los zu drücken. Ich bat Makina, das Leben meines Vaters zu schonen. Es gelang mir, ihm das Gewehr wegzunehmen, und auf mein dringendes Zureden setzte er sich endlich nieder. Die Veranlassung zu diesem Auftritte war folgende: Karl war beschäftigt Licht in Makinas Hause anzuzünden. Einige Knaben, derer Anführer der Prinz war, begannen ihn zu reizen. Sie nannten ihn weißer Sklave, und zupften ihn am Kleide. Karl schlug den Prinzen so heftig ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte.

Man kann sich schwerlich eine Vorstellung von der Bestürzung der Eingebornen machen. Diese That war Hochverrath und Beschimpfung der Majestät. Makina wurde augenblicklich davon benachrichtigt. Er kam nach Hause und sah das Gesicht seines Sohnes mit Blut bedeckt. Er ergriff ein Gewehr, lud es und wollte augenblickliche Rache an dem kühnen Beleidiger nehmen.

Wäre ich nur eine halbe Minute später gekommen, so war es um Karl geschehen. Makina konnte sich noch lange nicht zufrieden geben, und verzieh Karl diese That niemals. Aber hiemit war das Ungewitter noch nicht abgeleitet. Der ganze Stamm versammelte sich und hielt einen Rath, worin einmüthig beschlossen wurde, daß Karl eines grausamen Todes sterben sollte. Aber ich ließ beim Könige mit Bitten nicht nach, und erklärte, daß ich meinen Vater nicht überleben wolle. Der König, dessen erklärter Günstling ich geworden war, weigerte sich, Karl auszuliefern, indem er zum Volke sagte, daß er ihm um meinetwillen verziehen habe. Auch erzählte mir Satsasockstis (der Prinz) nachher, daß sein Vater blos aus Rücksicht für mich, Karl das Leben geschenkt habe. Denn, sagte er, »wenn nur einer von unserm Volke die Hand im Zorne gegen mich erhebt, so muß er unfehlbar sterben.« Dies Entkommen der drohenden Gefahr hätte billigerweise eine Lehre für Karl seyn sollen; aber schon nach einigen Wochen beging er eine ähnliche Unvorsichtigkeit.

Bei geringer Veranlassung schlug er den ältesten Sohn eines Chefs, welcher 18 Jahre

alt war, und folglich schon als ein Teye (Fürst) betrachtet wurde. Es entstanden große Bewegungen im Dorfe. Mit heftiger Erbitterung verlangte man seinen Tod. Aber Karl war für Makina zu nützlich, als daß er ihn nicht geschützt hätte. Oft stellte ich zwar Karl die Unklugheit seines Benehmens vor, und ermahnte ihn, sich zu mäßigen; aber sein Haß war so bitter geworden, daß er erklärte, lieber sterben zu wollen, als unter diesem Gesindel zu leben, welches er durch Mienen und Thaten öffentlich kund gab. »Für einen Seemann« sagte er, »der mit Ehre gegen die Franzosen und Spanier gefochten hat, ist es eine schlimmere Strafe als der Tod selbst, unter diesem Lumpenpack zu leben und ihren Hohn ertragen zu müssen.« Ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben; aber von Anfang unserer Gefangenschaft an hatte ich beschlossen, ein versöhnendes Betragen zu beobachten und mich möglichst nach den dasigen Sitten und Gebräuchen zu bequemen. Darum gab ich ihren närrischen Possen Beifall, machte den Weibern und Kindern kleine Geschenke, und erzählte ihnen oft von Europa; so wurde ich Aller Liebling. Ich machte große Fortschritte

in ihrer Sprache und wollte auch Karl bereden dieselbe zu erlernen; aber er wollte nichts davon hören.

In den Häusern wurde ich immer mit einem freundlichen Lächeln bewillkommnet, und zum Essen eingeladen; dadurch war es mir zur Gewohnheit geworden, wenn es in unserer Behausung an Speise mangelte, im Dorfe umher zu spüren. Sah ich Rauch aus einer Hütte emporsteigen (ein sicheres Zeichen, daß sie im Kochen begriffen waren), so ging ich hinein, und durfte mich nicht erst zu Gast bitten, denn ich war sicher, daß sie mich zum Essen einluden, wenn es ihnen nicht selbst daran gebrach; ja oft erhielt ich eine Mahlzeit, wenn sie selbst Mangel litten. Dieses Beispiel könnte manchen civilisirten Christen zum Muster dienen; denn Fälle, wo diese selbst aufopfern und entbehren, um Bedürftige, mögen sie auch durch Verdienste ausgezeichnet seyn, zu unterstützen, gehören zu den seltenen. Doch habe ich auch zugleich gefunden, daß sowohl unter den wilden als civilisirten Nationen es nur wenige gibt, die so gefühllos sind, daß eine beständige Aufmerksamkeit,

sich ihnen gefällig zu machen, sie nicht freundlich machen könnte.

Ich glaube hier den Faden der Geschichte auf einige Augenblicke fallen lassen zu müssen, um den Leser dieser Blätter einigermaßen mit meinem Aufenthalte bekannt zu machen.

Das Dorf Nootka liegt im 50. Breitegrade, an der westlichen Seite einer Bucht, Friendly Cove genannt. Es besteht aus zwanzig zoßen Häusern, welche auf einer Anhöhe liegen, die sich sanft über die Meeresfläche erhebt. Es hat einen kleinen sichern Hafen, der ungefähr eine halbe englische Meile ins Gevierte ausmacht und durch eine Erdzunge gebildet wird, welche sich nach Westen hin ins Meer streckt. Nach Osten hin sieht man eine fruchtbare Ebene, wo alle europäischen Gewächse bei gehöriger Kultur gut gedeihen würden. Die Küste ist niedrig, und abwechselnd mit Hügeln und Thälern durchschnitten. Das ganze Land ist mit Wäldern von schönen Tannen, Fichten, Buchen und Eichen bedeckt, und mit Bächen des klarsten Wassers durchkreuzt.

Das Dorf liegt noch auf der nemlichen Anhöhe, wo früher die Spanier ihre Garnison

hatten. Das Fundament der Kirche und des Gouverneur-Hauses ist noch sichtbar. Auch finden sich einige europäische Gartengewächse hier, als Rüben, Erbsen, Zwiebeln u. s. w., welche sich noch immer von selbst fortpflanzen. Das erste Dorf wurde von den Spaniern zerstört, welche diesen Platz bequem für sich fanden. Sie zwangen die Eingebornen sich sechs Meilen weit ins Land zurückzuziehen. Mit großer Trauer, so erzählte Makina, verließen die Einwohner ihren Lieblingsaufenthalt. Als aber die Spanier von den Engländern vertrieben wurden, nahmen sie ihn wieder in Besitz. Die Häuser sind in Einer Reihe gebaut und, nach dem Range des Teye, von verschiedener Größe. Das Haus des Königs, welches zunächst der See steht, ist 150 Fuß lang, 40 breit und etwa 14 hoch; die übrigen Häuser haben nur 10 Fuß Höhe.

Ihre Baumethode ist sehr einfach. Sie setzen eine Reihe Pfosten für die Mitte des Hauses 15 Fuß auseinander, worüber die Rückenbalken gelegt werden. Dann setzen sie zwei andere Reihen niedriger Pfosten, welche die Weite des Hauses bestimmen. Ueber diese werden ebenfalls Balken befestigt. Hierauf

richtet man die Sparren, und bedeckt das Ganze mit Tannenbrettern, welche durch große Steine bei starkem Winde in ihrer Lage gehalten werden. Auch die Seiten der Häuser sind mit Tannenbrettern geschlossen, die mit einem Ende in der Erde stehen. Diese Bretter verschaffen sie sich auf eine mühsame Art. Mit Keilen von hartem Holze werden Tannen gespalten, welchen sie mit außerordentlicher Geduld die gehörige Dicke durch einen Meißel geben.

Durch die Mitte des Hauses geht ein acht Fuß breiter Weg. Die verschiedenen Familien, welche ein solches Haus bewohnen, haben ihre eigenen Feuerplätze. Doch sind keine Scheidewände vorhanden die Grenzen ihres Bereichs zu bezeichnen. Der Feuerherd ist aus Steinen, ungefähr einen Fuß hoch, über der Erde aufgeführt; er hat eine Rückenmauer von 3 Fuß Höhe. Rauchfänge fehlen. Wenn Feuer angemacht werden soll, so schieben sie die Bretter über dem Herde auf die Seite um den Rauch durchzulassen.

Ihr ganzes Hausgeräthe besteht in viereckigen Kasten, worin sie ihre Waffen, Kleidung und Pelze aufbewahren. Auch flechten

die Weiber sehr schöne Körbe von Baumbast. Ihr Bette besteht aus einer Matte, von den Weibern aus Baumbast geflochten, welche auf der Erde ausgebreitet wird, wobei ihr Mantel als Decke dient. Dieser, die einzige Bekleidung beider Geschlechter, hat die Form eines Meßgewandes der katholischen Priester und wird mit einem Gürtel um den Leib festgehalten.

Im Winter werfen sie nebstdem noch einen kleinen Pelzmantel über die Schultern. Im Kriege tragen sie einen Mantel, welcher von bunten gegerbten Hirschfellen gemacht und mit allerlei Figuren bemalt ist. Die Mäntel von Seeotterfellen sind nur den Chefs, und zwar bei festlichen Gelegenheiten, zu tragen erlaubt.

Ihr Kopfputz besteht aus einer Mütze von Baumbast. Sie hat die Form eines abgestumpften Kegels, woran eine Quaste von Haut, mit kleinen Muscheln besetzt, befestigt ist. Das Volk trägt rothe, die Chefs tragen bunte Mützen. Die des Königs zeichnet sich durch Form und Verzierung von allen übrigen aus. Sie ist in schwarze und weiße

Streifen geflochten und oben mit einer Art Urne geziert.

Dies Volk lebt sehr einfach. Ihre ganze Nahrung besteht in Fischen und Seethieren, Beeren verschiedener Gattung. Alle Gerichte werden mit einem Ueberflusse von Thran als Brühe gegessen. Ihre Art zu kochen ist folgende: In einen hölzernen Trog wird Wasser geschüttet, welches durch glühendheiß gemachte Steine zum Kochen gebracht wird. Die Fische ꝛc. werden hineingeworfen, und mit dem Kochen so lange fortgefahren, bis alles eine aufgelöst'te Masse wird. Auch kochen sie zuweilen im Dampfe. Sie lassen dann ihr Feuer ganz ausbrennen, damit die Steine, welche den Herd bilden, recht heiß werden. Das Feuer wird nun weggenommen, der Herd mit grünen Blättern bedeckt und die Fische darauf gelegt. Dann wird etwas Wasser zugegossen und das Ganze mit Matten zugedeckt, um den aufsteigenden Dampf zurückzuhalten. Austern und Seemuscheln, auf diese Art zubereitet, schmecken nicht übel.

Bei den Mahlzeiten setzen sie sich auf den Boden mit untergeschlagenen Beinen um hölzerne Tröge herum. Diese Tröge sind

gewöhnlich drei Fuß lang, einen Fuß breit und 8 Zoll tief. Finger und Zähne ersetzen den Mangel an Gabeln und Messern. Statt des Löffels bedienen sie sich der Muscheln, um Suppe und Thran zu essen. Der König und seine Chefs haben ihre besonderen Tröge, woraus niemand anders, selbst ihre Weiber und Kinder nicht ausgenommen, essen darf.

Es ist eine besondere Gunst, wenn der König Jemanden ausgesuchte Bissen seines Trogs anbietet.

Die Sklaven essen mit der übrigen Familie aus Einem Troge, zur nemlichen Zeit und dieselben Gerichte, die ihre Herren genießen.

Wenn der König ein Fest gibt, so ist immer sein Ceremonienmeister dabei gegenwärtig. Er muß die Fremden empfangen und ihnen ihre Sitze anzeigen, welches nach ihrem Range und mit großer Pünktlichkeit geschieht. Der König hat den Ehrensitz; nach ihm sein Sohn, dann folgt sein ältester Bruder und die Chefs nach ihrem Range. Die Weiber werden selten zu den Festen geladen, ausgenommen, wenn eine allgemeine Einladung des ganzen Stammes Statt findet. In Betreff

der Gestalt sind die Einwohner von Nootka ansehnlicher, als ihre Nachbarn der Umgegend. Die Männer sind meistens bis sechs Fuß groß, wohlgestaltet, schlank und sehr gerade gewachsen. Krüppel, Verunstaltete oder Mißgeburten sind ihnen gänzlich unbekannt. Ihr Gesicht ist oval, die Züge sind regelmäßig, ihre Zähne schön gereiht und weiß wie Elfenbein. Sie haben große schwarze Augen, eine etwas gebogene Nase und sehr langes schönes schwarzes Haar. Die Haare des Barts und der übrigen Körpertheile werden von beiden Geschlechtern ausgerupft. Blos Makina trug einen Schnurrbart, als ein besonderes Zeichen seiner Würde. Die Weiber sind viel weißer als die Männer, und es gibt eine große Anzahl Mädchen unter ihnen, die auch in Europa für schön gelten würden.

Makinas Königin, eine Prinzessin der Wickaninis, war die schönste der Weiber Nootkas: groß, schlank, mit schönen schwarzen Augen und sehr weißer Haut. Ihr schönes schwarzes Haar hatte sie stets sorgfältig geflochten um den Kopf geschlungen.

Die Weiber sind viel reinlicher in ihrer Kleidung als die Männer, und sehr sittsam,

sowohl im Betragen als in der Kleidung. Sie sind völlig in ihrem Mantel, Kutsack genannt, eingehüllt, welcher ihnen bis auf die Schenkel geht, und mit Gürteln um Hals und Leib festgehalten wird. Die Aermel reichen bis zum Ellbogen.

Die Weiber färben bei festlichen Gelegenheiten ihre Wangen roth, gewöhnlich aber ihre Augenbraunen schwarz. Ihr Schmuck besteht hauptsächlich in Ohrringen, Arm- und Halsbändern von Glasperlen, Messing und Muscheln. Auch tragen sie Ringe an den Fingern und um die Knöchel.

Die Männer sind in der Bemalung ihres Gesichts und Körpers sehr eitel. Makina war oft Stundenlang damit beschäftigt; und wenn die Malerei nicht nach seinem Geschmacke ausgefallen war, so wusch er die Farbe wieder ab, und begann von Neuem.

Diese Malerei des Gesichts beruht auf keinen Regeln, sondern hängt ganz von der Eingabe ihrer Laune ab. Doch war die gewöhnlichste Methode, das Gesicht in kleine rothe Quadrate einzutheilen. Die Augenbraunen wurden schwarz in Form zweier Halbmonde, Arme und Beine ganz roth bemalt.

Bei außerordentlichen Gelegenheiten streueten Makina und seine Chefs ein schwarzes Pulver, von ihnen pelpets genannt, über ihre Gesichter. Der pelpets glänzt in der Sonne wie Silber. Er ist ein Mineral und wird von ihnen aus einem Felsen sehr weit her von Norden geholt. Ihre rothe Farbe ist ein recht schöner feiner Oker, welcher ihnen von den Nutschemas, einer gar wilden kriegerischen Nation des Nordens, gebracht wird. Obschon sie sehr eitel auf ihre bemalten Gesichter sind, so hindert sie dieß doch nicht, sich täglich zu baden. Doch leiden die Farben wenig durchs Wasser, da sie mit Oel aufgetragen werden. Die Männer tragen ebenfalls Zierrathe, als Armbänder, Ohrringe und Halsbänder von Kupfer, aber den größten Werth legen sie auf den Nasenjuwel, welchen sie daher auch nur selten tragen. Dies ist ein hölzerner polirter Stock, ungefähr acht Zoll lang, welcher vermittelst eines durch den Nasenknorpel gebohrten Lochs, das bisweilen so groß ist, daß man einen Finger durchstecken kann, getragen wird. Die Chefs haben ihn als Auszeichnung von Messing. Karl, dem wenig an ihrer Gunst lag, machte sich allezeit den Spaß, wenn ihm

einer, mit diesem Zierrath behangen, begegnete, den Stock zu fassen, und den Wilden einigemal im Kreise herum zu drehen, wodurch sie in die größte Wuth geriethen.

Die Einwohner von Nootka scheinen wenig Neigung zur Jagd zu haben. Doch findet man einige recht gute Schützen unter ihnen. Seehunde und Seeottern sind die einzigen Thiere, welchen sie hauptsächlich nachstellen. Die Seeotter, die ihres kostbaren Pelzes wegen vorzüglich geschätzt wird, ist bis sechs Fuß lang, den Schwanz mitgerechnet, und von einer glänzend schwarzen Farbe; die Weibchen zeichnen sich durch einen weißen Fleck auf dem Kopfe aus. Sie sind sehr zahm, so daß man sich ihnen bis auf eine kleine Entfernung nähern kann, ehe sie untertauchen. Sie leben von Fischen, welche sie auf eine sehr geschickte Art erhaschen. Sie werfen drei bis vier Junge auf einmal, welche ich oft mit der Mutter schon herum schwimmen sah, da sie nicht größer als Ratzen waren. Das Fell ist vorzüglich in China geschätzt. Das Fleisch schmeckt nicht übel, und ist eine Lieblingsspeise der Eingebornen. Die Nootkaner sind zwar keine große Jäger, aber

im Fischen suchen sie ihres Gleichen. Ihre Angel besteht aus hartem Holze; der Haken und Widerhaken ist ein zugespitzter Knochen mit Wallfischsehne befestigt. Die Angelschnüre machen sie ebenfalls aus Wallfischsehnen. Sie ziehen aber jetzt die eisernen europäischen Angeln den ihrigen vor, weil sie weit sicherer sind. Den Wallfisch tödten sie gleichermaßen mit einer aus Knochen verfertigten Harpune, woran ein Seil aus Baumbast von ungefähr 300 Fuß Länge befestigt wird. In gewissen Entfernungen ist dies Seil mit Säcken von Seehundsfellen, die mit Luft angefüllt sind, versehen, um das Tauchen und die Bewegungen des Fisches zu hindern.

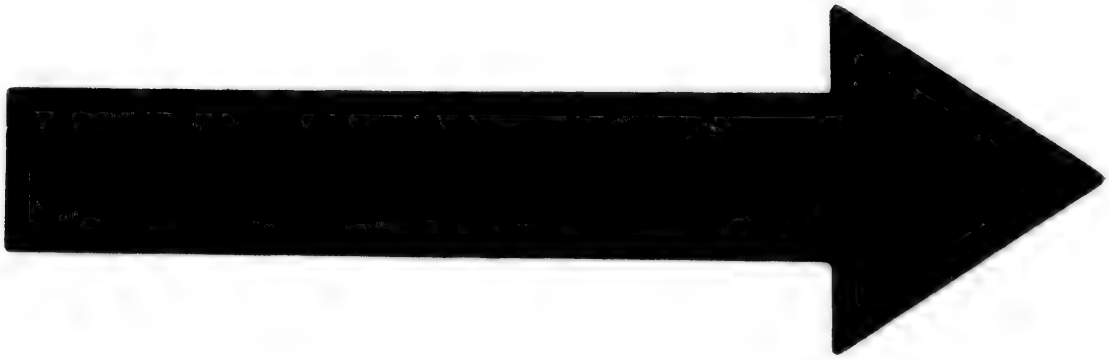
Es ist ein besonderes Vorrecht des Königs, den Wallfisch zuerst anzugreifen. Keiner erkühnt sich eine Harpune zu werfen, wenn der König gegenwärtig ist.

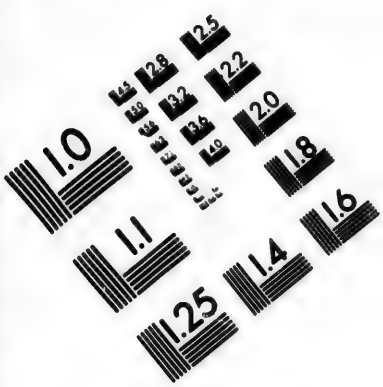
Ihre Kähne oder Canoes sind mit vieler Geschicklichkeit gearbeitet, und von verschiedener Größe, für eine bis für vierzig Personen eingerichtet. Sie sind aus Tannenstämmen mit dem Meißel ausgehöhlt. Diese Meißel machten sie sich früher aus Feuersteinen, aber seit dem Verkehr mit Europäern haben sie der-

gleichen von Eisen. Nachdem die Canoes ausgehöhlt sind, und von außen die gewöhnliche Form erhalten haben, werden sie mit Binsen glatt gerieben, und von außen schwarz, inwendig aber mit Oker roth angestrichen. Noch sind sie von außen mit zwei Reihen kleiner sehr weißer Muscheln verziert, welches einen schönen Effekt macht. Die Canoes sind so leicht, daß sie mit leichter Mühe große Strecken weit von ihnen getragen werden.

Diese Indianer sind sehr geschickte Ruderer und gehen mit unglaublicher Schnelligkeit in ihren Canoes durchs Wasser. Mit Gesängen halten sie den Takt beim Rudern.

Zum Fällen des Holzes gebrauchen sie einen Meißel, welcher auch fast das einzige Instrument ist, dessen sie sich zu ihren verschiedenen Arbeiten bedienen. Man kann sich leicht denken, daß die Arbeit auf diese Art außerordentlich langsam von Statten gehen muß. Sie bleiben so eigensinnig bei ihren Gebräuchen, daß, obgleich sie sahen, daß Karl zwanzig Bäume umhieb, ehe sie mit Einem fertig werden konnten, sie sich doch nicht bereden lassen wollten, sich des Beils zu bedienen.





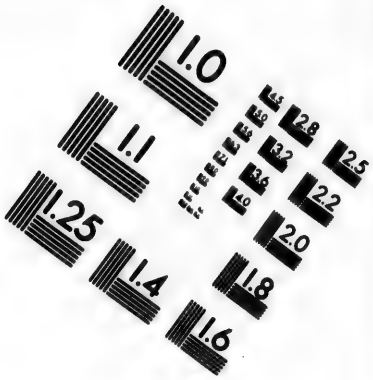
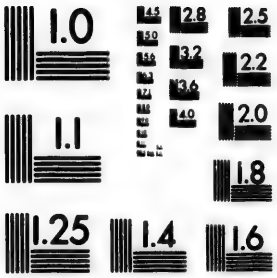
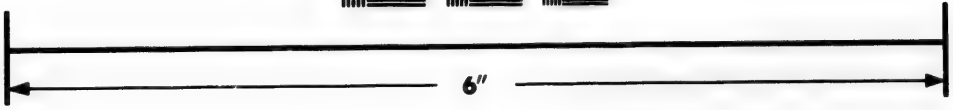
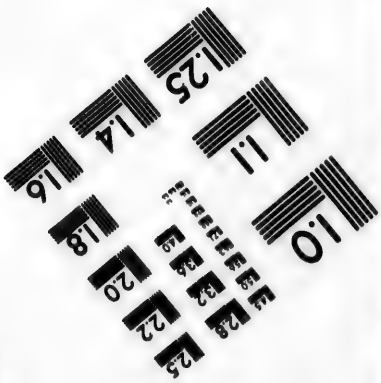


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Die Einwohner Nootkas sowohl als die der benachbarten Gegenden sind nicht ohne Gefühl für Musik. Die Melodien ihrer Gesänge sind sanft und klagend, sehr einfach, aber nicht ohne Harmonie. Mit drei Arten von Instrumenten begleiten sie den Gesang, und zwar mit einer Trommel von einem dünn ausgehöhlten Brette, einer Klapper von einem aufgeblasenen Seehundsfelle, worin eine Menge kleiner Kiesel gethan werden, und einer helltönenden Pfeife, welche aus einem Rehknochen verfertigt wird. Zum Tanze haben sie noch ein Instrument von zusammengebundenen Muscheln, welches geschüttelt und mit Menschenstimmen begleitet wird. Ihre Sklaven beiderlei Geschlechts machen ihr vorzüglichstes Eigenthum aus. Diese sind entweder im Kriege zu Gefangenen gemacht oder von den Nachbarn erkauft. Sie leben im Hause ihrer Herren, und werden gut behandelt. Sie müssen jedoch hart arbeiten und alle niedrige Dienste verrichten, z. B. Holz und Wasser antragen. Auch helfen sie bei Hausbau, machen Canoes, jagen, fischen, und folgen ihren Herren in den Krieg. Nur dem Könige und den Chefs ist es erlaubt Sklaven zu halten.

Makina hatte deren über 50 in seinem Hause, welche fast die Hälfte der Bewohner desselben ausmachten. Auch die übrigen Chefs hatten eine große Anzahl. Die weiblichen Sklaven machen Körbe und Tuch aus Baumbast und sammeln Beeren verschiedener Gattung, woran hier ein großer Ueberfluß ist. Sie haben kein härteres Loos als ihre Damen, nur daß diese armen Geschöpfe den Lüsten eines Jeden für eine Kleinigkeit feil geboten werden. In dieser Absicht werden sie auf die ankommenden Schiffe gebracht, und den Matrosen angeboten. Daher haben Reisende oft irrige Begriffe von der Keuschheit der Indianerinnen verbreitet, welche Tugend vielleicht nirgends so sehr als hier geschätzt wird.

Siebentes Kapitel.

Beschreibung der benachbarten Nationen. Ihr Tauschhandel. Abreise des Nootka-Stammes nach Taphys. Fischfang. Frühere Mißhandlungen, welche den Nootkanern von den Europäern widerfuhren. Bärenfang, u. s. w.

Unter den verschiedenen Stämmen, welche während unserer Anwesenheit nach Nootka ka-

men, waren die Klaissarts die zahlreichste und mächtigste Nation. Sie scheinen mehr civilisirt, sind besser gekleidet, und von feineren Sitten als die übrigen Stämme. Sie sind ausgezeichnet durch ihren Frohsinn und ihre Lebhaftigkeit, und berühmt wegen ihres schönen Tanzens und Singens. Sie rupfen außer dem Barthaar, auch die Augenbraunen aus.

Sie sind keine so erfahrne Fischer als die Nootkaner, aber große Jäger des Metallmets (einer Art Hirsche), der Seeotter, der Tigerkatze, des Bären und anderer Thiere, woran ihr Land einen Ueberfluß hat. Sie wohnen 200 englische Meilen gegen Süden von Nootka und zählen über 2000 Krieger.

Die Wickaninis leben auf sehr freundschaftlichen Fuß mit den Nootkanern, und kamen oft zum Besuche nach Nootka. Unsere Königin, in der Nootka-Sprache Ancomah genannt, war, wie schon erwähnt, eine Prinzessin der Wickaninis, die älteste Tochter des Königs dieses Stammes. Sie zählen 600 Krieger und wohnen ungefähr 200 englische Meilen gegen Norden von Nootka. Sie sind kriegerisch und beschäftigen sich mit Jagd und Wallfischfang.

Die Klaoquates, unsere nächsten nördlichen Nachbarn, sind ein sehr unternehmendes, aber heimtückisches Volk. Makina war immer auf seiner Hut, wenn sie zum Besuch oder Handel nach Nootka kamen. Sie haben ungefähr 400 Krieger. Die Esquates und Aitisarts, welche dem Könige von Nootka zinsbar sind, wohnen ungefähr 40 englische Meilen südlich von Nootka und zählen jeder Stamm über 300 Krieger. Die Caynquets sind sehr zahlreich, besitzen aber wenig Muth und militairischen Geist; weshalb sie auch von den übrigen Stämmen verachtet werden. Sie wohnen 60 Meilen östlich von Nootka. Sowohl südlich als nördlich und östlich von Nootka wohnen viele kleine Völkerstämme, die sich der nämlichen Sprache bedienen. Nur die Nutschemas, welche weit von Norden her kamen, hatten eine ganz verschiedene Sprache, die aber so ziemlich von den Nootkanern verstanden wurde. Die Nutschemas sind klein, von sehr dunkler Farbe, beinahe schwarz, und sehr häßlich. Ihre Kleidung ist äußerst schmutzig. Sie tragen lange Bärte. Ihre langen rabenschwarzen Haare lassen sie los den Rücken herunter hängen. Ein Kutsack von Wolfsfell

machte ihre ganze Bekleidung aus. Sie blieben gewöhnlich sehr lange zu Nootka, um sich von ihrer langen Reise zu erholen. Sie waren die Dichter aller benachbarten Stämme, welchen sie ihre Gesänge lehrten.

Die Gegenstände des Handels der andern Völker mit Nootka waren gewöhnlich Thran, Seehunds- und Otterfelle, Wallfischspeck, getrocknete Fische, Muscheln, yamas, pelpets, Sklaven u. s. w., welche gegeneinander ausgetauscht wurden.

Die Nutschemas brachten den schönen rothen Oker, den pelpets oder die Silberfarbe, und yama-Kuchen. Die Wickaninis brachten Metallmet- Pelz und eine wohlschmeckende Wurzel, quanusa genannt. Diese Wurzel hat fast die Gestalt einer Zwiebel, wird in Dampf gekocht und mit Thran, ihrer Lieblings-Sauce, gegessen. Manche dieser Artikel werden von Makina als Tribut betrachtet, wofür er aber beinahe immer den vollen Werth zurückgibt. Bei solchem Tauschhandel wird allezeit ein Fest veranstaltet, wozu nicht allein alle anwesende Fremde, sondern auch das ganze Dorf, Jung und Alt, eingeladen werden. Hier wird ganz unmäßig gegessen.

Sie halten sich in dieser Hinsicht für den Mangel an geistigen Getränken schadlos, welche sie durchaus nicht zu verfertigen verstehen. Wasser ist ihr einziges Getränk. Wenn die benachbarten Stämme entweder zum Besuche oder zum Handel nach Nootka kamen, so hielten sie einige Meilen vom Dorfe, um ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

Der König sandte dann seinen Zeremonienmeister und ließ sie zum Essen einladen. Die Artikel, welche er wünschte, wurden ihm gebracht, worauf es erst den Uebrigen erlaubt war, zu handeln.

Die Fremden waren allezeit sehr auf ihrer Hut, und hielten ihre Waaren in den Canoes bis sie verkauft waren; woran sie übrigens wohl thaten, denn die Neigung zum Stehlen ist den Indianern gleichsam angeboren.

Bei diesen Besuchen schliefen blos die Chefs der Fremden in den Häusern; die Uebrigen blieben in den Canoes, nicht sowohl um ihr Eigenthum zu bewahren, sondern auch um Ruhe und Ordnung nicht zu stören. Die Eingebornen gehen alle bewaffnet. Die Gemeinen tragen Dolche in ihren Gürteln; die Teyes überdies den Tscheltuts, welcher in der Hand

eines starken Mannes eine sehr gefährliche Waffe ist.

Der Tscheltuts ist von Fischbein gemacht und sehr schwer. Die Klinge ist zwei Fuß lang, drei Zoll breit, und in der Mitte zwei Zoll dick. Das Heft, gewöhnlich ein Menschen- oder Thierhaupt vorstellend, ist künstlich mit kleinen Muscheln eingelegt. Er wird mit einem Bande über die Schulter getragen. Einige Chefs tragen auch Lanzen mit messingenen Spitzen. Pfeile und Bogen sind wenig mehr im Gebrauch, seit ihnen von den Europäern Feuergewehre gebracht sind. — Das Gesagte mag hinreichen, dem Leser einen Begriff von meinem Aufenthaltsorte und meiner Umgebung zu machen.

Es verging ein langer Monat nach dem andern, ohne daß ein Schiff zu unserer Rettung kam. Im Juli erschien zwar ein Schiff in großer Entfernung und nahm anfangs die Richtung nach unserm Hafen, aber bald veränderte es seinen Lauf und ließ uns in trostloser Verzweiflung. Wir verfolgten es sehnsüchtig mit unseren Augen, bis es am fernen Horizonte verschwand.

Vier Tage darauf war ein furchtbares Gewitter. Der ganze Himmel schien in Feuer zu stehen. Die Einwohner geriethen in Angst und Verwirrung. Der ganze Stamm versammelte sich in Makinas Hause. Sie stiegen auf das Dach und fingen mit Stöcken an zu trommeln und zu singen. Sie baten Quahutze, ihren Gott, sie nicht zu verderben.

Die Chefs der benachbarten Nationen wollten uns zur Flucht bereden. Sie erzählten uns in dieser Absicht, daß amerikanische Schiffe bei ihnen angekommen wären, versprachen uns ihre Hülfe und wollten uns an Bord bringen. Allein wir erfuhren bald, daß es nur von ihnen erdichtet war, um uns in ihre Gewalt zu bekommen und zu Sklaven zu machen.

Um diese Zeit kam die Schwester der Königin zum Besuche nach Nootka. Sie war groß, schlank, von sehr angenehmer Gesichtsbildung, und weißer als die anderen Weiber; sie würde recht hübsch gewesen seyn, wenn nicht eins ihrer Augen durch einen Zufall gelitten hätte. Sie war deshalb nicht verheirathet; ein solcher Fehler ist bei den Indianern ein unüberwindliches Hinderniß der Ehe.

Wenn ich mit der Prinzessin allein war, so lag sie mir oft recht dringend an mit zu ihrem Vater zu kommen, der, wie sie sagte, mich nicht allein besser kleiden und speisen, sondern auch seine Einwilligung geben würde, daß sie meine Frau werden dürfe, wenn ichs wünschte. Allein da ich diesen Wunsch nicht hegte, auch Makina gütiger und menschenfreundlicher gefunden hatte, als irgend eine andere dieser kupferfarbenen Majestäten, so gab ich ihr zu verstehen, daß ich schon eine Frau habe, und meiner Religion zufolge keine zweite nehmen dürfe. Sie schien sehr traurig darüber und reis'te bald nachher ab.

Am 3. September verließ der ganze Stamm Nootka, um den Winter in Taschys und Copty zuzubringen. Copty liegt ungefähr 30 englische Meilen von Nootka in einer tiefen Bucht, worin die Schifffahrt, der vielen Felsen und Sandbänke wegen, sehr gefährlich ist.

Bei diesen Veränderungen des Aufenthalts nehmen die Indianer alles Eigenthum mit sich, sogar die Bretter ihrer Häuser, um ihre neuen Wohnungen damit zu bekleiden.

Eine solche Wanderung ist für den Europäer ein seltsames Schauspiel. Hunderte von Canoes sind mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, welche die Luft mit ihrem Geschrei und Gesang erfüllen. Die kleinen Kinder sind auf diesen Reisen sowohl, als auch zu Hause, wenn die Mütter beschäftigt sind, auf ein Brett, von ungefähr drei Fuß Länge, geschnürt.

Dies geschieht nicht allein um Verrenkung der Glieder zu verhüten, sondern auch um die Mühe der Mütter zu erleichtern. Auch mag es vielleicht dazu beitragen, daß man keine Krüppel unter ihnen sieht, sondern Alle durchaus gerade gewachsen sind. Wenn die Mütter von Hause gehen, so haben sie das Brett mit dem Säugling auf dem Rücken; bei der Arbeit stellen sie es gegen einen Baum. Auffallend war es mir, nie eins dieser Kinder schreien zu hören. Ob sie von der Natur mit mehr Geduld begabt sind, oder dadurch dieselbe erhalten, daß man vielleicht ihr erstes Geschrei nicht beachtet, lass' ich dahin gestellt seyn.

Mit schwerem Herzen verließen wir Nootka. In Taschys hatten wir keine Erlösung

zu hoffen, weil dorthin nie Schiffe kamen. Karl hatte das große Boot des Schiffes mit einem Segel versehn. Makina setzte sich zu uns herein, und gab mit der uns wohlbekannten fatalen Pfeife das Zeichen zum Aufbruche, worauf sich die Flotte mit großer Ordnung in Bewegung setzte. Wir passirten Copty, das an der Mündung eines Flusses am Fuße eines hohen Gebirges liegt. Wir gingen den Fluß ungefähr 15 Meilen hinauf und langten gegen Abend zu Taschys an, welches in einem kleinen Thale, ganz von hohen Bergen umgeben, liegt. Bei unserer Ankunft machten wir gleich Anstalt, die Häuser, deren Stockwerke noch gut erhalten, von den vorigen Jahren da standen, mit den mitgebrachten Brettern zu bekleiden. In kurzer Zeit stand die neue Residenz fertig da. Taschys liegt angenehm und sicher vor den Winterstürmen. Die Gegend ist auf die schönste Art mit Bergen und Thälern vermannichfaltigt, und wo man nur das Auge hinwendet, sieht man krystallhelle Bäche in den schönsten Kaskaden von den Bergen stürzen.

Der Hauptzweck der Wanderung zu diesem Platze ist, sich mit Salmen, Spratten,

Heringen und Roggen zu versorgen, um Lebensmittel für den Winter zu haben.

Die Salme werden in dazu verfertigten Fischkörben gefangen, welche man in die häufig sich in diesem Flusse befindenden Fälle stellt. Die Fische werden den Strom hinunter, zwischen zwei in dieser Absicht errichtete Mauern, die nach dem Falle hin enge zusammenlaufen, getrieben. Sie stürzen in den Korb und sind gefangen. Ich habe oft 6 bis 700 in wenigen Minuten auf diese Weise fangen sehen. Auch findet man bisweilen gestreifte Bärse und Hechte in den Körben.

Den Heringslaich, ihre Lieblingsspeise, verschaffen sie sich auf folgende Art: Um die Zeit, wenn diese Fische laichen, welches gegen Ende des Septembers oder im Frühjahr geschieht, werden eine Menge Tannenzweige abgehauen und in den Fluß geworfen; man bedeckt sie mit Steinen, um sie zu Boden zu halten. Die Heringe legen ihre Eier in grosser Menge in die Zweige, welche von Zeit zu Zeit aufgenommen werden, um den Laich abzustreifen. Die Weiber reinigen und trocknen ihn. Er wird in Körben zum Gebrauche aufbewahrt. In dieser Zeit des Fischens gehts

lustig bei ihnen zu. Ein Schmaus folgt dem andern, wobei ganz unmäßig gegessen wird. Die Weiber sind dann mit der Küche, mit Reinigen und Trocknen der Fische sehr beschäftigt. Die Fische werden in den Häusern aufgehängt, wo es an Rauch zum Räuchern nicht fehlt. Man fängt in dieser Gegend auch viele Kablijaue und Makrelen, welche in Stücke zerschnitten und in der Sonne zum Trocknen aufgehängt werden. Außer diesen gibt es hier fast alle in Europa bekannte Fischarten. Den Caviar oder Laich des Salmes werfen sie in Tröge und lassen ihn in Gährung übergehen. Dies macht, wie bemerkt, eins ihrer liebsten Gerichte aus, welches sie Quakamis nennen. Eine vorzügliche Gunstbezeigung ist es, wenn sie einen Fremden einladen, mit ihnen Quakamis zu essen. Nichts kann für einen Europäer ekelhafter seyn, als dieser verwünschte Quakamis! Wenn die Tröge nur ein wenig in Bewegung gesetzt wurden, war der Gestank so abscheulich, daß mir übel wurde, und ich das Haus verlassen mußte, obschon meine Geruchsorgane durch tägliche Mißhandlung derselben ziemlich abgestumpft waren.

Die Salme werden hier in solcher Anzahl gefangen, daß man oft bis 3000 Stück davon in Makinas Haus brachte. Diese Fischpartien sowohl, als die Jagd auf Enten und Gänse, welche sich hier in großer Menge aufhielten, machten uns viel Vergnügen. Bei diesen Gelegenheiten nahm ich mein Tagebuch mit; weil Makina mir durchaus nicht zu schreiben erlauben wollte, so mußte ich es verstohlenerweise thun. Aber einst überraschte er mich am Ufer des Flusses liegend und im Schreiben begriffen. Er fragte mich, was ich schreibe? Ich erwiederte, daß ich eine Anmerkung über das Wetter und die Zeit hinwerfe. Er wollte es aber nicht glauben, sondern sagte: »Ja ich weiß es, Jnos (so nannten mich die Wilden), du sprichst böse von mir und meinem Volke, und erzählst deinen Landsleuten, daß ich das Schiff zerstört und deine Kameraden getödtet habe. Sehe ich dich noch einmal schreiben, so werfe ich das Buch ins Feuer.« Froh, daß es für diesmal beim Drohen blieb, war ich für die Zukunft sehr auf meiner Hut. Auch Karl wurde wieder besser vom Könige angesehen, weil er ein schönes Segel für seinen großen Pirogen gemacht

hatte. Besonders stolz war Makina auf einen von uns verfertigten Kutsack, welcher aus europäischem Westenzeuge von den bunteſten Farben gemacht war. Er war unten mit drei Reihen vergoldeter Knöpfe besetzt, welche so dicht, als nur immer möglich, eingenäht waren. Sobald wir damit fertig waren, zeigte sich Makina seinen Unterthanen in dieser neuen Staatskleidung, und spazierte, sich wie ein Truthahn brüstend, im Dorfe auf und ab, wobei er oft ganz entzückt ausrief: Wocasch! Wocasch! clusisg eum etack Nootka (Schön! Schön! ganz Nootka könnte es nicht machen).

Es war Makina gar wohl bekannt, daß die Chefs der anderen Stämme mich zur Flucht zu bewegen suchten. Er warnte mich sehr oft, es nicht zu wagen, mit der Drohung, daß es mir mein Leben kosten würde. Er führte als ein warnendes Beispiel an, daß sieben Matrosen von einem amerikanischen Schiffe entlaufen und zu ihm gekommen wären. Sechs von ihnen versuchten bald darauf zu den Wickaninis zu entfliehen, wurden aber von den Esquiates angehalten und zurückgebracht. Makina befahl sie zu tödten. Einer der Chefs erzählte mir die grausame Ausführung dieses

unmenschlichen Befehls. Sie wurden zu Boden geworfen, ihr Mund aufgebrochen und mit Gewalt große Steine in die Gurgel gepreßt, bis sie erwürgt waren. Ein Knabe, welcher keinen Versuch zur Flucht gemacht hatte, wurde von Makina den Wickaninis verkauft. Die Prinzessin Vuqua, Schwester der Königin, erzählte mir, daß dieser arme Knabe über seine Kräfte hätte arbeiten müssen und immer geweint habe. Als er die gräßliche Ermordung unserer Schiffsmannschaft erfahren, sey er ohnmächtig hingesunken, habe von dem Augenblick an weder essen noch trinken wollen und sey nach einigen Tagen in stiller Verzweifelung gestorben.

Diese rührende Erzählung erneuerte in uns die Gefühle, welche wir beim schrecklichen Tode unserer Kameraden empfunden hatten.

Makina unterhielt sich sehr gern mit mir in seiner Sprache. Einst, da er sehr redselig und vertraulich war, wagte ich es ihn zu fragen: warum er unser Schiff zerstört habe. Er antwortete, daß er niemals Haß gegen die weißen Leute gefühlt hätte, aber sehr oft von ihnen mißhandelt worden wäre; zuerst von einem Kapitain Tavington, welcher dort über-

wintert habe und von den Einwohnern aufs freundlichste behandelt wurde.

Einst, als Makina nach den Wickaninis gezogen war um sich von dort ein Weib zu holen, machte sich Tavington diese Abwesenheit zu Nutze. Er bewaffnete seine Mannschaft, drang in die Häuser, worin blos Weiber und Kinder zurückgeblieben waren, und raubte alle vorhandenen Pelze. Mehrere Weiber der Chefs wurden dabei auf eine schändliche Weise entehrt. Kurz darauf wurden vier Teyes von einem Spanier, Namens Martinez, ohne den geringsten Vorwand getödtet. Ein amerikanischer Kapitain ließ auf ihre Canoes, welche sich nahe bei seinem Schiffe befanden, mit Kartätschen feuern, blos weil ein Eingeborner des Zimmermanns Meißel gestohlen hatte. Es blieben mehr als zwanzig Indianer, worunter sich einige Chefs befanden, auf dem Platze. Makina, der sich in dem Augenblicke am Bord befand, sprang vom Verdecke ins Meer und schwamm eine Zeitlang unter dem Wasser fort, um sein Leben zu retten.

Diese Beleidigungen hatten in Makinas Brust ein brennendes Gefühl der Rache erweckt, und obschon viele Jahre seitdem ver-

flossen, so waren sie doch keineswegs vergessen. Nur der Mangel einer günstigen Gelegenheit hatte sie abgehalten sich zu rächen. Unglücklicherweise fand sich diese bei unserem Schiffe.

Makina bemerkte bald, daß wir nicht die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln der Nordwesthändler beobachteten. Voll Durst und Rache, welche durch die Beleidigung unseres Kapitains von neuem angefacht wurde, beschloß er den Angriff unseres Schiffes. Zu diesem Ende versammelte er den ganzen Stamm. Er machte das Volk mit der abermals erlittenen Beleidigung bekannt, und theilte ihnen seinen Racheplan mit. Er fand alle bereitwillig, diese so wie die früheren Mißhandlungen zu rächen. Makina schlug vor, sich unter allerlei Vorwänden in großer Anzahl an Bord zu begeben und auf ein Zeichen von ihm über die Weißen herzufallen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Ausführung des Bubenstücks gelang ihnen leider nur zu wohl.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen zu bemerken, daß die schrecklichen Unglücksfälle, welche manche Schiffe an dieser

Küste befallen haben, durch das gesetzlose Betragen der Kapitains und der Schiffsmannschaften herbeigeführt sind. Sie beleidigten und plünderten die Eingebornen bei jeder Gelegenheit, und tödteten sie sogar bei den geringsten Anlässen. Die Wilden wissen unter den Weißen keinen Unterschied zu machen, und halten alle für Eine Nation.

Daher fällt ihre Rache nur zu oft auf den Unschuldigen. Sie sind zwar sehr falsch und heimtückisch, und halten Keinem Treu und Glauben; doch bin ich fest überzeugt, daß sie niemals ihre Hände mit dem Blute der Weißen befleckt haben würden, wenn sie nicht dazu gereizt worden wären.

Wir fingen nun an yama-Beeren zu sammeln, welche, von der Größe einer Weintraube, den Johannisbeeren ähnlich sind und an Büschen wachsen. Ich bin der Meinung, daß sie auch in Europa gedeihen würden.

Zu Taschys wurden während unseres Aufenthalts mehrere Bären gefangen, wobei eine lächerliche Zeremonie beobachtet wurde.

Der Bär wird zuerst gewaschen, und aufrecht auf den Ehrenplatz neben den König gestellt. Er wird mit weißem Duhn eingepu-

dert und ihm eines Teyes Mütze übergezogen. Darauf setzt man ihm einen Trog voll Speisen vor, und ladet ihn mit vieler Höflichkeit zum Essen ein. Nach Beendigung dieser Posse zieht man ihm das Fell über die Ohren, und reinigt und kocht ihn auf die gewöhnliche Art. Es werden Gäste dazu eingeladen, welche aber selten an der Mahlzeit Theil nehmen wollen, weil sie in diesem Falle während zwei Monate keine Fische essen dürfen. Da Fische ihre Hauptnahrung sind, so mögen sie eine Mahlzeit des köstlichen Bärenfleisches nicht so theuer erkaufen. Sie haben den sonderbaren Aberglauben, daß, wenn sie nach dem Genuß des Bärenfleisches gleich zu ihren Fischen zurückkehrten, diese es erfahren und, hierüber aufgebracht, sich entfernen und nicht mehr fangen lassen würden.

Die Bären werden in Kasten gefangen, welche man an den Plätzen erbaut, wohin sich dieses Thier gewöhnlich zum Fischfang begibt. Diese Kasten überdeckt man mit schwach unterstützten Brettern, worauf große Steine gelegt werden. An starken Schnüren werden Salme an diese Bretter gehängt. Der Bär geht in diese Kasten, und indem er die Salme mit Gewalt

abreißen will, zieht er die Last über sich und wird erdrückt.

Achtes Kapitel.

Andachtsübungen der Nootkaner. Des Verfassers Heirath mit der Prinzessin Yustoca. Seine Haushaltung. Veränderung seiner Kleidung. Aufbruch des Stammes nach Copty. Besuch bei den Klaissarts. Heringsfang.

Am Morgen des 12. Septembers fingen die jährlichen Andachtsübungen der Nootkaner mit einer seltsamen Posse an. Makina feuerte ein Pistol dicht am Ohre seines Sohns ab und zwar, wie es schien, ohne vorherige Anzeige. Der Prinz stürzte wie todt zu Boden.

Die Weiber fingen ein jämmerliches Geheul an, rissen sich die Haare vom Kopfe und schrien: Der Prinz ist todt! ach! der gute Prinz ist todt! Gleich darauf stürzten die Einwohner, mit Gewehren und Dolchen bewaffnet, in großer Anzahl herein, die Ursache des Geschreis zu erforschen. Es erschienen zwei Männer in Wolfshäute gehüllt, welche Masken, das Gesicht dieses Thiers abbildend, trugen.

Sie kamen auf allen Vieren hereingekrochen, nahmen den Prinzen, welcher noch immer leblos schien, auf den Rücken, und zogen mit ihm ab.

Weiter sahen wir nichts von dieser Zeremonie, weil Makina uns befahl, das Dorf sogleich zu verlassen, und bei Todesstrafe nicht vor Ablauf des siebenten Tages zurückzukommen.

Es wurden uns deshalb eine hinreichende Menge Lebensmittel mitgegeben. Diese Verbannung war für uns, ohngeachtet der vorgerückten Jahreszeit, sehr angenehm. Karl, welcher die Gesellschaft und den Anblick der Wilden verabscheute, freute sich ungemein.

Dem Befehle Makinas gehorchend, nahmen wir Beile, Gewehr und Munition, Kleider und Lebensmittel, und zogen uns einige Meilen vom Dorfe ins Gehölz zurück. Hier erbauten wir eine Hütte, machten ein gutes Feuer an und verkürzten uns die Zeit mit Jagen und Kochen, wobei auch nicht vergessen wurde, den Allmächtigen für unsere baldige Rückkehr zu unseren Familien anzuflehen. Nach sieben Tagen kehrten wir wieder ins Dorf zurück. Wir fanden die Chefs der Aitissars

bei Makina, welche gekommen waren, dem Beschluß der Bet- und Bußübungen beizuwohnen, welche alljährlich zu Ehren ihres Gottes Quahutze angestellt werden. Diese wurden mit einem außerordentlichen Schauspiele beschlossen. Drei Männer, die sich zwei Bajonette durch das Fleisch der Rippen gesteckt hatten, gingen singend im Hause umher, dem Anscheine nach, ohne das geringste Gefühl des Schmerzes. Einige Tage darauf rief Makina mich zu sich, und zeigte mir an, daß er mit seinen Chefs einen Rath gehalten habe. Es war darin beschlossen worden, mich in ihre Nation aufzunehmen, und mit einem ihrer Mädchen zu verheirathen. Er fügte hinzu, daß, da ich nun wohl nie mehr Nootka verlassen würde, mich ein Weib und Kinder vergnügter machen und besser an ihre Lebensart gewöhnen werden. Ich gerieth in große Bestürzung, und entschuldigte mich, daß ich schon ein Weib habe, und nach meiner Religion keine zwei nehmen dürfe; aber das half alles nichts.

Makina, der nie Widerspruch leiden konnte, gerieth in Zorn, und drohte mich nebst Karl hinrichten zu lassen, wenn ich nicht ein-

willigen würde, wozu er mir nur vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit gab. Tod auf der einen, und Bigamie auf der andern Seite vor mir habend, wählte ich natürlicherweise von zwei Uebeln das kleinste, und willigte zu meiner Heirath ein. Makina gab mir die Erlaubniß, daß, wenn mir keins der Mädchen seines Volks gefalle, ich eine aus den benachbarten Stämmen wählen könne. Nach einigem Nachdenken schlug ich dem Könige vor, nach den Aitissars gehn zu dürfen, wo ich einige, dem Anschein nach, sanfte und liebenswürdige Mädchen gesehn hatte. Makina willigte ein und versprach mich zu begleiten.

Am nächsten Morgen nahm der König zwei Canoes und fünfzig Mann, so wie auch eine Menge für den Ankauf meiner Braut bestimmter Waaren. Mit Tagesanbruch fuhren wir ab und erreichten mit Hülfe eines günstigen Windes gegen Abend das Dorf der Aitissars. Unsere Ankunft daselbst verursachte zuerst einen großen Lärm. Die Einwohner liefen in starker Menge bewaffnet ans Ufer und machten kriegerische Demonstrationen. Wir blieben indessen ruhig in unseren Canoes sitzen. Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde

kam der Zeremonienmeister des Königs der Aitissars, welcher uns im Namen seines Herrn bewillkommnete und zum Essen einlud. Wir folgten ihm in Ordnung nach des Königs Hause. Makina gebrauchte die Vorsicht, eine hinlängliche Menge Bewaffneter bei den Canoes zurückzulassen, um das Eigenthum zu bewachen.

Wir wurden mit großem Zeremoniell empfangen und uns unsere respektiven Sitze angewiesen. Auf Makinas ausdrückliches Verlangen hatte ich den Sitz zu seiner Linken, welches als eine besondere Auszeichnung betrachtet wurde. Nach einer derben Mahlzeit von Seehundsfleisch und Heringsroggen mit Thran, fragte mich Makina: ob mir keins der anwesenden Mädchen gefiele? Ich deutete auf ein schönes, junges Mädchen, Namens Yustoca, die Tochter Upquestas, Königs der Aitissars. Sie saß neben ihrer Mutter und schien meine Wahl eben nicht zu mißbilligen. Makina stand auf und führte mich bei der Hand in die Mitte der Versammlung. Er gab einigen seiner Leute ein Zeichen, die Kasten mit den Waaren hereinzubringen. Klinneclimets, Makinas Zeremonienmeister, stand auf und schickte

sich zu einer Rede an, brachte seine Kleider in Ordnung und bestreuete den Kopf mit weißem Dahn. Als die Kisten hereingebracht waren, zeigten die Leute Muster aller darin enthaltenen Artikel vor. Jetzt trat Klinnelimets auf und hielt eine lange Rede an den König Upquesta. Er nannte die Anzahl und den Werth der verschiedenen Waaren, und sagte, daß alle diese schönen Sachen ihm für seine Tochter Yustoca geboten wären, welche man zur Frau für den Teye Inos kaufen wolle. Während dieser Rede gingen die Leute, welche die Muster emporgehalten hatten, zu Upquesta und warfen die Sachen mit einer düstern sauren Miene, (welche die der Höflichkeit bei ihnen ist) zu seinen Füßen nieder. Die ganze Versammlung schrie: Klaco Teye (Danke Chef). Nach dieser Zeremonie nahmen alle ihre Plätze wieder ein.

Makina hielt nun eine lange pomphafte Rede, die über eine Stunde dauerte. Er setzte alle meine guten Eigenschaften auseinander, bemerkte, daß ich blos den Fehler hätte, weiß zu seyn, sonst aber brav sey, viele schöne Sachen machen könnte und überhaupt mehr verstände, als sie alle zusammen, weshalb er mich

als Freund und Rathgeber auch bei sich behalten wolle. Er schloß seine lange Rede mit der Bemerkung, daß mir mein gutes Betragen die Liebe aller Leute, und selbst der Kinder, in Nootka erworben hätte. Während dieser Rede sprang Klinneclimets mit den ausgelassensten Geberden umher, beständig: Wocasch rufend. Nachdem Makina seinen Platz wieder eingenommen hatte, stand Upqueſta auf, und schilderte in einer eben so langen Rede die guten Eigenschaften und die Schönheit seiner Tochter, während dem seine Leute ihm Beifall zuklatschten. Er sagte, daß Yustoca seine einzige Tochter sey, von der er sich nicht trennen könne; gegen das Ende seiner Rede indeß gab er seine Einwilligung zu unserer Heirath, sich einzig ausbedingend, daß man seine Tochter gut behandeln möge.

Als Upqueſta seine Einwilligung sich merken ließ, machte Klinneclimets die lächerlichsten Sprünge und schrie aus vollem Halse: Wocasch teye. Upqueſta befahl seinen Leuten, mir meine Geschenke zurückzugeben; nebstdem gab er mir zwei junge männliche Sklaven, welche sogleich von Makinas Leuten in

Empfang genommen und nach den Canoes gebracht wurden.

Upquestas Bruder lud uns ein, bei ihm mit einer Mahlzeit von Eiussamis oder getrockneten Heringen vorlieb zu nehmen. Nach derselben amusirte Klinneclimets die Gesellschaft mit seinen Narrenpossen. Das Fest wurde mit den Kriegsgesängen beider Nationen, unter Schwenken der Waffen und Pantomimen beschlossen. Darauf gingen wir nach Upquestas Hause zurück, um dort zu übernachten. Am folgenden Morgen empfing ich vom Könige seine Tochter, mit dem ernsten Ersuchen, sie gut zu behandeln, welches ich ihm versprechen mußte. Sie nahm von ihren Eltern Abschied und begleitete mich mit anscheinender Zufriedenheit zu den Canoes. Der Wind war uns nicht günstig, weshalb die Eingebornen ihre Zuflucht zu dem Rudern nehmen mußten, wozu sie mit ihren Gesängen Takt hielten. Klinneclimets, zu dessen Amte es gehörte, das Canoe des Königs zu steuern, versuchte uns den Weg mit seinen Schwänken zu verkürzen. Gegen 7 Uhr am folgenden Morgen erreichten wir Taschys. Alle Einwohner hatten sich am Ufer versammelt und

bewillkommneten uns mit großem Freudengeschrei und mit Trommeln auf den Dächern der Häuser. Die Weiber des Königs empfingen meine Frau, und nahmen sie während zehn Tage unter ihre Aufsicht.

Es ist ein unter ihnen allgemein herrschender Gebrauch, daß die Neuvermählten die ersten zehn Tage keinen Umgang zusammen haben dürfen. Nach Verlauf dieses Termins der Enthaltsamkeit zeigte mir Makina einen Raum oben in seinem Hause, zwischen ihm und seinem ältesten Bruder. Abends gab er ein Fest, welches mit einem Tanze endigte, woran alle Weiber Theil nahmen.

Ich etablirte mich nun mit meiner Familie, welche aus meiner jungen Frau, Karl und Makinas Sohn, Satsasockss, bestand. Dieser Knabe hatte mich so lieb gewonnen, daß er seinen Vater bat mit mir leben zu dürfen, wozu dieser gern seine Einwilligung gab. Satsasockss war ein lebhafter, fröhlicher Knabe, von einnehmender Gesichtsbildung und gutmüthiger Natur. Es machte mir Vergnügen, ihn zu unterrichten und ihm Ordnung und Reinlichkeit beizubringen. Ich errichtete gleich zu Anfange meiner Haushaltung Scheidewände

zwischen meinem und den angrenzenden Räumen. Auch machte ich drei Bettstellen für meine kleine Familie, welche so wohl gefielen, daß sie bald allgemein nachgeahmt wurden. Glücklicherweise fand ich meine indianische Prinzessin nicht allein liebenswürdig, sondern auch sehr verständig im Verhältnisse zu der beschränkten Sphäre ihres Wirkungskreises, welche nur wenige Ideen in ihr erwecken konnte. Sie war vorzüglich willig zur Annahme aller Einrichtungen, welche ich zur Verbesserung und mehrerer Bequemlichkeit unserer Haushaltung vorschlug. Dabei war sie unstreitig die Schönste der Weiber zu Nootka, selbst die Königin nicht ausgenommen. Sie hatte eine weiße Haut, lebhaft rothe Wangen und große schwarze Augen. Ihre Zähne waren eben und vorzüglich weiß. Ihr langes, schwarzes seidenes Haar war mit vieler Sorgfalt geflochten und die breiten Flechten mit Geschmack um den Kopf geschlungen. In ihren sanften regelmäßigen Zügen drückten sich Bescheidenheit und Sittsamkeit aus. Sie war erst sechszehn Jahr alt, voller Unschuld und Freundlichkeit.

Mit einer so interessanten, süßen Gefährtin hätte man mich wenigstens zufrieden, wenn auch nicht glücklich glauben sollen. Aber weit entfernt von Glück oder Zufriedenheit, betrachtete ich diese erzwungene Verbindung als eine Kette, welche mich an diese Barbaren fesseln und hindern würde, jemals wieder ein civilisirtes Land zu betreten.

Auch fand ich bald, daß meine Besorgnisse nicht ohne Grund waren; denn einige Wochen nach meiner Hochzeit erklärte Makina: in einem Rathe mit seinen Chefs sey beschlossen worden, daß ich meine Kleider ablegen und, gleich ihnen, einen Kutsak tragen sollte, weil ich vermöge meiner Heirath mit einer Königstochter zum Rang eines Teye erhoben wäre, und als solcher mich kleiden müßte. Dieser Befehl war für mich ein Donnerschlag. Alles, was ich durch meine Bitten und Gegenvorstellungen erhalten konnte, war die Erlaubniß, meine gegenwärtigen Kleider, welche sich leider nicht mehr im besten Zustande befanden, auftragen zu dürfen. Auch Karl sollte seine Kleider ablegen; doch als ich dem Könige vorstellte, daß meinem Vater, als einem alten Manne, eine solche Veränderung der Kleider den Tod

bringen würde, nahm er den Befehl in Betracht seines Alters zurück.

Am 31. Januar verließen wir Tuschys und gingen nach Copty, um dort den Rest des Winters zuzubringen. Hier waren ebenfalls Gerippe für die Wohnungen errichtet, welche wir nur mit den bei uns befindlichen Tannenbrettern bekleiden durften, um sie bewohnbar zu machen. Der Winter war sehr gelinde, und der erste Schnee am Neujahrstage gefallen. Am 7. Februar nahm mich Makina mit zu einem Besuche nach den Klaissarts. Wir wurden mit einem Freudengeschrei empfangen. Viele waren mit Feuergewehren bewaffnet, welche sie abfeuerten und: Wocasch teye! riefen. Savina, ihr König, sandte seinen Ceremonienmeister, uns zu bewillkommnen und einzuladen. Dieser führte uns nach des Königs Hause, wo man uns mit Herzlichkeit empfing, und uns unsere Sitze anwies. Ich war bald der Gegenstand der Neugierde dieses Volks; sie untersuchten meine Hände und Füße, öffneten meinen Mund, um zu sehen ob ich auch Zähne und eine Zunge habe. Obgleich ich um diese Zeit schon ziemlich ihrer Sprache kundig war, durfte ich doch auf Ma-

kinas Befehl anfangs kein Wort sprechen. Ihr Erstaunen stieg daher aufs höchste, als ich sie in ihrer Sprache anredete. Sie sagten zu Makina, daß sie jetzt wohl sähen, daß ich ein Mensch wie sie sey, obschon ich einem Seehunde ähnlicher sehe. Diese schmeichelhafte Vergleichung hatte ich meiner blauen Kleidung zu danken. Sie wollten mich bereden, diese in ihren Augen so häßliche Kleidung gegen einen Kutsack zu vertauschen. Makina erzählte dem Teye der Klaissarts alle Umstände der Ermordung unserer Schiffsmannschaft. Er malte diese Scene so gräßlich aus, daß mein Blut in den Adern erstarrte. Bald darauf wurden Tröge gebracht, die mit Fischen, Heringsroggen und Thran angefüllt waren, um welche sich die Gäste setzten. Als die Fremden abgespeiset hatten, wurde den Einwohnern ihr Mahl aufgetragen. Es ist den Ideen ihrer Gastfreundschaft gemäß, nicht eher zu essen, bis die Gäste alle abgespeiset haben. Am folgenden Tage endigte dies Fest mit einem grausamen Schauspiele, ähnlich dem, das wir in Taschys gesehen hatten. Die verschiedenen hier anwesenden Stämme suchten sich an Standhaftigkeit in Ertragung des Schmerzes zu

übertreffen. Des Morgens traten in das Haus des Königs zwanzig junge Männer, die sich selbst durch das Fleisch der Rippen und Arme Pfeile gestochen hatten, an deren Ende Seile befestigt waren, womit sie, als sie singend und tanzend im Raume hervortraten, von den Uebrigen wieder zurückgezogen wurden. Nach Beendigung dieses Auftritts kehrten wir nach Copty zurück, welches wir gegen das Ende des folgenden Tages erreichten. Der Heringsfang begann um diese Zeit. Zum Fang dieser Fische bedienen sie sich eines Holzes, das ungefähr fünf Fuß lang, zwei Zoll breit und 3/4 Zoll dick ist. Eine Seite dieses Instruments ist mit scharfen Zähnen von Fischbein versehen. Mit dieser Waffe setzt sich einer in das Vordertheil des Canoes, während ein anderer im Hintertheile rudert. Wenn sie zwischen die Heringsschwärme kommen, welche oft in unglaublich großer Anzahl die Oberfläche des Wassers bedecken, so schlägt man, das Instrument mit beiden Händen führend, darauf, dreht es geschickt um und bringt die Heringe, deren oft ein Dutzend auf einmal an den Zähnen stecken, über den Rand ins Canoe.

Neuntes Kapitel.

Rückkehr nach Nootka. Leichenbegängniß eines Chefs. Totusch, ein Teqe, wird rasend und stirbt. Klinnerlimets. Karl tödtet einen Indianer.

Am 25. März verließen wir Copty und gingen nach Nootka zurück. Dies war für uns ein Tag der Freude; denn hier konnten wir wieder hoffen, daß endlich ein Schiff zu unserer Erlösung erscheinen würde. Diese Sehnsucht wurde um so größer, als es anfing um unsere Sicherheit zweifelhaft auszusehen. Makina hatte Nachrichten von den Cayuquets erhalten, daß fünf bewaffnete Schiffe an der nördlichen Küste erschienen waren, welche gekommen seyn sollten, ihn und sein Volk wegen der Zerstörung des Schiffes Mary zu bestrafen. Diese Nachricht versetzte ihn und sein Volk in die größte Bestürzung. Aber es war blos ein Mährchen, von seinen Nachbarn, die ihm den Raub nicht gönnten, erfunden um ihn in Schrecken zu setzen. Alles was ich anführen konnte, ihn von der Falschheit dieses Gerüchtes zu überzeugen, reichte nicht zu seiner Beruhigung hin. Er beobachtete uns

mit argwöhnischen Blicken und behandelte uns mit vieler Kälte. Unsere Lage war sehr traurig. Wir hingen von dem Willen eines Barbaren ab, auf den man wegen seiner veränderlichen Laune und seines Argwohns durchaus nicht vertrauen konnte. Auch verlangte das Volk unseren Tod nicht aus Haß, sondern, weil sie, so lange wir lebten, die Folgen jener gräßlichen That fürchteten, die sie so gern auf Andere geschoben hätten.

Bald nach unserer Rückkehr nach Nootka starb der einzige Sohn von Makinas Schwester. Es mochte ungefähr Mitternacht seyn, als die Weiber ein so entsetzliches Geheul erhoben, daß Karl und ich im ersten Schrecken aus dem Hause entflohen. Am Morgen wurde ein großes Feuer angemacht, worin durch Klinneclimets viele Sachen, als Pelze, Tuch u. s. w. zu Ehren des Verstorbenen verbrannt wurden. Man begrub ihn in einer Höhle, nicht weit vom Dorfe, und gab ihm Waffen, Tuch und Pelze mit ins Grab. Makina lieferte diese Artikel, um seinen Neffen anständig zu begraben. Solche Ehre wird blos verstorbenen Chefs erzeigt.

Totusch, des Verstorbenen Vater, wurde für den besten Krieger des ganzen Stammes gehalten. Er war bei der Ermordung unserer Schiffsmannschaft sehr thätig gewesen. Zwei unserer besten Leute von guter Familie, Namens Hall und Klarke, waren von ihm ermordet. Sie waren nämlich mit den Fischern nach Friendly Cove gegangen, und hatten kniend, aber vergebens, um ihr Leben gebeten. Um die Zeit unseres Aufbruchs nach Taschys wurde Totusch plötzlich von einer Raserei befallen. Er glaubte, die Geister der beiden Gemordeten, ihm drohend, vor sich zu sehen. Er wollte durchaus keine Speise zu sich nehmen, weshalb man genöthigt war ihm etwas Nahrung in den Mund zu stecken. Einige Wochen vor diesem Zufalle hatte er seine einzige Tochter durch einen schnellen Tod verloren. Sie war ein schönes Mädchen von 15 Jahren, das er sehr liebte. Vielleicht mag der Verlust dieses Kindes zu dieser Krankheit beigetragen haben, welche sonst bei den Indianern etwas Unerhörtes ist. Aber es schien, als ob die Strafe Gottes ihn und seine Familie verfolge, und die Geister der Gemordeten ihn bis zu seinem Tode, welcher bald

nachher sich ereignete, peinigten. Dieser Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf den ganzen Stamm, und ihm verdanken wir vielleicht die Erhaltung unseres Lebens.

Makina pflegte oft, wenn er von der Krankheit des Totusch sprach, mit großer Zufriedenheit zu sagen, daß er seine Hände nicht mit dem Blute der Weißen befleckt habe. Als er zuerst durch seine Schwester von diesem Zufalle unterrichtet wurde, nahm er uns mit sich zu dem Kranken, argwöhnend, daß wir die Krankheit verursacht und die Geister der Gemordeten gerufen hätten, um ihn zu peinigen.

Als wir hinkamen, fanden wir ihn wirklich, von Hall und Klarke sprechend, indem er sagte: sie wären peschak (schlecht). Makina setzte ihm Speise vor und lud ihn zum Essen ein. Er streckte seine Hand danach aus, zog sie aber mit Zeichen des Schreckens zurück. Er sagte, die Geister von Hall und Klarke wollten ihn nicht essen lassen. Makina zeigte auf mich und Karl, fragend, ob wir nicht die Geister wären, die ihn quälten. Er erwiederte: Inos klukisch Karl klukisch (Inos und Karl sind brav). Dann wandte

er sich zu mir, klopfte mich auf die Schulter, und sagte, ich möchte doch essen. Ich suchte ihn zu bereden, daß kein Hall und Klarke da wären, es ihm auch unmöglich sey, sie zu sehen. Er erwiederte tief aufseufzend: Ich weiß recht gut, daß ihr sie nicht sehen könnt, aber ich sehe sie. Makina wollte ihm seinen Glauben durch Auslachen vertreiben und ihn überzeugen, daß er nichts sähe; als er aber bemerkte, daß alles nichts fruchtete, wurde er sehr ernst. Er schien nun überzeugt, daß wir nicht schuld an Totusch Krankheit wären. Beim nach Hause Gehen fragte er mich, ob ich jemals vorher eine solche Krankheit gesehen hätte und was die Ursache derselben wäre. Ich zeigte nach dem Kopfe, und sagte, daß es da in Unordnung mit ihm gerathen sey, daß er deshalb alles anders sähe, als andere Menschen. Er wollte nun wissen, welche Mittel in meinem Lande in ähnlichen Fällen angewandt würden. Ich erwiederte, daß man dergleichen Leute in enger Gefangenschaft halte und bisweilen peitsche, um sie besser zu machen.

Nach einigem Nachdenken sagte Makina, daß das Mittel versucht werden sollte. Er

befahl einigen seiner Leute den Totusch gebunden herzuführen. Karl wurde auf meinen Vorschlag mit der Ausführung dieses Mittels beauftragt, was so ganz seinen Wünschen gemäß war. Er versorgte sich zu dem Ende mit einer Menge starker Ruthen, und schlug mit aller Kraft und dem besten Willen des armen Totusch Rücken ganz blutig. Totusch gerieth in eine unbeschreibliche Wuth, und suchte alles um sich her zu beißen und anzuspeien. Das war mehr als Makina zu ertragen vermochte; er befahl Karl abzulassen, und bemerkte, daß, wenn wir kein anderes Heilmittel kennten, so müßte Totusch toll bleiben.

Dieser ward nach den erhaltenen Hieben immer rasender. Oft ergriff er in seiner Wuth eine Keule und trieb alles zum Hause hinaus. Er starb in großer Angst und Qual. Sobald sein Tod bekannt war, versammelte sich das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, in seinem Hause. Sie stimmten ein jämmerliches Geheul an, das drei Stunden währte. Dem Todten wurden seine besten Kleider angethan und sein kostbarstes Eigenthum mit in den Sarg gegeben, welches ein länglicher drei

Fuß tiefer Kasten war. Nach Sonnenuntergang wurde der Sarg an zwei Stangen gebunden und von acht Chefs zu Grabe getragen. Seine Anverwandten hatten zum Zeichen der Trauer das Haar abgeschnitten und folgten unmittelbar der Leiche; darauf alle Einwohner des Dorfes in großer Ordnung. Der Todte wurde in der Höhle neben seinem Sohne und seiner Tochter beigesetzt. Die ganze Versammlung verfügte sich nach Makinas Hause, um der Zeremonie des Verbrennens beizuwohnen, welche durch Klinneclimets verrichtet wurde, der aufs feierlichst dazu aufgeputzt, ganz bemalt und mit Duhn eingepudert war. Um die Verbrennung zu befördern, goß er eine Menge Thran ins Feuer. Er hielt eine lange Rede, mit vielen Possen begleitet. Bei Makina stand der Zeremonienmeister Klinneclimets in großem Ansehen. Er hielt dessen Talente und Geschicklichkeit für unerreichbar. Die Könige oder Häupter aller dieser verschiedenen Stämme schienen überhaupt einen solchen Narren in ihrem Gefolge zu haben. Er war zu gleicher Zeit Rathgeber, Zeremonienmeister, öffentlicher Redner, Maitre de plaisir und Hofnarr, und wurde in ihrer

Sprache Klimmerhaby genannt. Karl konnte seine Abneigung gegen ihn nicht verbergen, und verließ das Haus immer mit verdrießlichem Gesichte, sobald der Narr seine Possen begann, und schalt ihn: Accursed fool (verfluchter Narr). Makina nahm dies Betragen Karls sehr übel auf, und fragte mich oft, warum Karl nie lache? Er bemerkte, daß meine Mutter ein herzlich gutes Weib gewesen seyn müsse, da mein Vater ein so übel gelaunter Mann sey.

Unter die Talente, welche Klinneclimets so beliebt machten, gehörte auch seine Vielfräßigkeit. Ich sah ihn einst fünf und vierzig Heringe in Einer Mahlzeit verschlingen; ein andermal fraß er zwei Salme, mit zwei Maß Thran als Brühe. Eine seiner Vorstellungen hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Als Klaçaquina, ein berühmter Chef, sich ein neues Weib geholt hatte, lief er, ihr zu Ehren, dreimal durch ein großes Feuer, und verbrannte sich so jämmerlich, daß er sich in vier Wochen nicht rühren konnte. Solche Thaten barbarischer Geschicklichkeit erwarben ihm allgemeinen Beifall, und brachten ihm reiche Geschenke ein.

Unsere Lage fing, ungeachtet unserer besseren Einrichtung und meiner liebenswürdigen Prinzessin, welche alles Mögliche aufbot mich zufrieden zu stellen, an, unerträglich zu werden. Der Sommer war schon weit vorgerückt, und wir verzweifelten allmählig, daß wir jemals den Händen dieser Barbaren entkommen würden. Wenn Makina und die Chefs nicht zugegen waren, beschimpfte uns das gemeine Volk. Sie nannten uns Sklaven, fragten wo unser Teye sey; dabei machten sie die Pantomime des Hals-Abschneidens, und sagten, sie wollten uns das Nämliche thun.

Der Wallfisch- und Heringsfang ging diesen Sommer schlecht. Wir litten oft Mangel an Lebensmitteln und mußten bisweilen von Muscheln und Austern leben. Dies rührte aber hauptsächlich von der Sorglosigkeit dieses Volkes her. Sie verschwendeten nicht selten in Einer Woche die Lebensmittel, welche bei guter Wirthschaft für drei Monate hingereicht haben würden.

Vom Könige wurden wir wieder seit einiger Zeit mit Güte behandelt; er machte uns oft Geschenke. Dabei versprach er, daß, wenn ein Schiff sich Nootka auch nur auf 100 Mei-

len nähere, er uns an Bord bringen lassen wolle, damit wir wieder heimkehren könnten. Aber zu solchen schmeichelhaften Versprechungen war er nur dann geneigt, wenn er sich in persönlicher Gefahr glaubte, weil seine eigenen Leute oft wegen Mangel an Lebensmitteln sehr unruhig und rebellisch wurden. Nach ächter Sitte der Wilden legten sie ihrem Oberhaupte alles Mißgeschick, das sie befiel, zur Last. Bei solchen Gelegenheiten mußten ich und Karl mit Säbel und Pistolen Wache halten; er traute Keinem seiner eigenen Leute. Einst fürchtete er einen allgemeinen Aufstand. Es hieß, drei der Haupt-Chefs hätten ein Komplott gemacht, ihn zu ermorden. Auch argwöhnte er das Nämliche von einer großen Anzahl Klavquets, welche sich unter dem Vorwande des Handels zu Nootka aufhielten. Während ihrer Anwesenheit mußten Karl und ich Tag und Nacht bewaffnet bei ihm bleiben, ja nach ihrer Entfernung des Nachts von Zeit zu Zeit einige Kanonenschüsse thun, um ihnen zu zeigen, daß er auf seiner Hut sey; denn er glaubte sie noch in der Nähe verborgen. Bei einer solchen günstigen Gelegenheit klagte ich Malina, daß wir oft vom Volke die gröb-

sten Schmähungen erdulden müßten. Er schien darüber aufgebracht, und verbot seinem Volke, bei strenger Ahndung, uns zu beleidigen; überdieß erlaubte er uns, die Beleidiger, besonders die Fremden, nach Verdienst zu züchtigen. Karl säumte nicht lange von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Er war mit unseren Sklaven zum Teiche gegangen, um unsere Decken und Kleider waschen zu lassen. Einige von den Wickaninis liefen, um ihn zu reizen, über die Wäsche. Karl befahl ihnen abzulassen und drohte mit Tod. Aber einer von ihnen trampelte, ihm zum Trotze, darauf herum. Karl zog wüthend seinen Säbel, und spaltete mit einem kraftvollen Hiebe des Uebertreters Kopf. Die Uebrigen ergriffen mit großem Geschrei die Flucht. Makina, dem wir gleich den Hergang der Sache erzählten, gab uns seinen Beifall. Diese That setzte Karl in Ansehen und hatte für uns die gute Wirkung, daß sie uns fernerhin in Ruhe ließen.

Zehntes Kapitel.

Krieg mit den Aitscharts. Deren grausame Ermordung. Dulatilla. Bußübungen. Zeitlauers grausame Behandlung seines Weibes. Des Verfassers Krankheit. Sitten, Meinungen und Verfassung der Nootkaner. Klima.

Makina theilte mir seinen Plan mit, die Aitscharts zu bekriegen. Große Versammlungen, bei welcher nur die Krieger zugelassen wurden, fanden Statt, um über Krieg oder Frieden abzustimmen. Nach einigen Debatten wurde der Krieg beschlossen und die Vorbereitungen nahmen ihren Anfang.

Sie gingen nun täglich drei bis viermal zum Teiche im Gehölze, sich zu baden. Sie zerkratzten sich die Haut mit Bremsen und Dornsträuchen, bis das Blut in Strömen floß; dabei wiederholten sie oft folgendes Gebet: Wocasch quahutze!! tischanne al welts, wicketisch tannils, karsab matemas — wickis to haak matemas — ey gah sisg caschittel es schmotisg warritsch matemas. D. h. Guter Gott!! erhalte mein Leben; laß mich gesund bleiben, den Feind finden — ihn nicht

fürchten — ihn schlafend finden und viele davon tödten!

Während der Vorbereitungen zum Kriege halten sie sich von ihren Weibern entfernt, sie scheinen traurig, gedankenvoll und sprechen wenig. Die drei letzten Tage vor dem Abmarsche waren sie beständig im Wasser und zerrissen sich die Haut auf eine schreckliche Weise. Makina hatte uns schon erklärt, daß wir den Krieg mitmachen müßten. Er wollte, daß wir uns ebenfalls die Haut zerkratzen sollten, wodurch sie, nach seiner Meinung, sich verhärte und die Waffen der Feinde nicht so leicht durchlasse. Da wir aber hiezu keine große Neigung in uns verspürten, so lehnten wir es unter mancherlei Vorwänden ab.

Endlich erschien der Tag des Abmarsches. Die Expedition bestand aus 800 Mann, welche in 40 Canoes vertheilt waren. Obschon die Eingebornen genug europäische Waffen besaßen, so waren sie doch nur mit Dolchen und Keulen bewaffnet. Einige wenige trugen Bogen und Pfeile. Nachdem wir ungefähr zwanzig Meilen die südliche Küste hinaufgesegelt waren, fuhren wir einen bedeutenden Fluß aufwärts, und langten gegen Mitter-

nacht bei einem Dorfe an, das auf einer steilen Anhöhe am Ufer des Flusses lag. Es bestand aus 16 Häusern, welche kleiner als die zu Nootka waren. Der Angriff wurde bis nach Mitternacht verschoben, weil Makina der Meinung war, daß alsdann der Mensch am festesten schlafe. Auf ein vom Könige gegebenes Zeichen kletterten wir in großer Stille das steile Ufer hinan, auf welchen das Dorf gebaut war. Karl stellte sich mit mir vor dem Dorfe auf, um die Flüchtigen aufzufangen. Ich wünschte meine Hände mit dem Blute dieser Menschen, welche mir nichts zu Leide gethan hatten, nicht zu beflecken und Karl war zu brav, um einen schlafenden Feind zu ermorden, obschon er die Wilden so bitter haßte, daß er gern, wenn es möglich gewesen wäre, die Köpfe aller Eingebornen mit Einem mächtigen Hiebe abgehauen hätte. Makina schlich sich in großer Stille und mit Behendigkeit, nebst seinen Kriegern, in die Häuser der ruhig Schlafenden. Auf den gellenden Ton seiner verwünschten Pfeife fielen diese Tieger gleichzeitig über ihre Beute her, und das schreckliche Gefecht begann. Makina selbst ergriff den König dieses Volks bei den Haaren, und gab

ihm mit seinem Tscheltut oder seiner Keule den tödtlichen Streich. Die Aitscharts konnten keinen Widerstand leisten. Sie wurden fast alle niedergemacht, nur wenige, die sich durch die Flucht retteten, ausgenommen. Ich machte zwei männliche und drei weibliche Gefangene. Malina erlaubte aus besonderer Gunst, daß ich sie als mein Eigenthum behalten durfte. Karl wollte keine Gefangene machen; mit seinem Säbel erlegte er sieben Feinde, von denen er nacheinander angegriffen wurde. Er setzte sich durch diese That in großes Ansehen, und wurde deswegen Schekil-sumabar genannt. Dies war der Name eines berühmten Kriegers, dessen Thaten noch immer in Liedern besungen wurden. Das Dorf wurde zerstört und der Erde gleich gemacht. Die Gefangenen wurden ausgesucht und in zwei Haufen gestellt: die alten schwächlichen Leute und die kleinen Kinder in den einen, und die jungen Männer, Weiber und Mädchen, welche als Sklaven dienen konnten, in den andern. Und nun begannen diese blutdürstigen Unmenschen den einen Haufen, welcher ihnen keinen Vortheil versprach, mit kaltem Blute abzuschlachten. Ich eile über diese zu

sehr empörende Scene hinweg. Mit Beute beladen kehrten wir nach Nootka zurück. Wir wurden mit großem Freudengeschrei von den Weibern und Kindern begrüßt, welches mit dem gewöhnlichen Trommeln auf den Dächern der Häuser begleitet wurde. Zur Feier des Sieges gab Makina ein großes Fest, das mit einem kriegerischen Tanze endigte.

Die Chefs der anderen Nationen lagen Makina beständig an, uns ihnen zu verkaufen. Sie boten eine Menge Sklaven und andere Gegenstände für uns. Aber Makina antwortete großmüthig, daß wir frei wären und zu seiner Nation gehörten. Doch im Grunde war unsere Freiheit nur Täuschung. Yulatilla, ein Teye der Klaissarts, drang besonders in Makina, daß er uns ihm überlassen möchte. Er sprach gut Englisch und übertraf an Bildung weit alle andere Eingeborne dieser Küste. Er war fast so weiß wie ein Europäer; seine Gesichtszüge drückten Offenheit und Aufrichtigkeit aus. Er bemalte niemals sein Gesicht und war viel reinlicher als die anderen Chefs gekleidet. Er bezeigte sich sehr gütig und freundlich gegen mich, unterhielt sich gern auf

Englisch mit mir, und that tausend Fragen in Betreff der Sitten und Gebräuche meines Vaterlandes. Es hieß, daß er der Sohn eines englischen Schiffskapitains sey. Er nahm großen Antheil an unserem Schicksale und versprach alles Mögliche zu unserer Befreiung beizutragen.

Wirklich hielt er auch Wort; denn von zwölf Briefen, welche ich nach verschiedenen Gegenden der Küste sandte, erreichte nur derjenige, welcher Yulatilla zur Besorgung übergeben wurde, seine Bestimmung. Er überbrachte ihn persönlich, und bat den Kapitain sehr dringend zu unserer Befreiung zu eilen. Im September brach der Stamm auf, und ging wie im vorigen Jahre nach Taschys. Die Bußübungen fingen dies Jahr im October an und dauerten 14 Tage. Da wir nun wie Eingeborne betrachtet wurden, so durften wir nicht ins Gehölz ziehen, sondern mußten Theil daran nehmen. Makina befahl uns mit ihnen Quahutze zu bitten, daß er wieder viele Fische und Seeottern senden wolle. Die Uebungen nahmen ihren Anfang mit der Posse, welcher wir schon das vorige Jahr beigewohnt hatten; die Männer und Weiber versammelten

sich in Makinas Hause in ihren schlechtesten Kleidern; sie schienen sehr traurig und sangen Klagelieder, wozu der König den Takt mit der Trommel angab. Sie aßen nur einmal des Tages, schliefen sehr wenig und standen oft um Mitternacht auf, um zu singen. Zum Beschlusse wurde ein Schauspiel gegeben, das noch grausamer war, als das vom vorigen Jahre.

Einem Knaben von 14 Jahren waren sechs Bayonette durchs Fleisch gestochen, vier durch Arme und Beine und zwei über die Rippen. Auf diesen Bayonetten wurde er durch sechs Männer im Hause auf- und abgetragen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes auszustoßen.

Ich fragte Makina um die Ursache dieser grausamen Zeremonie. Er sagte, daß in früheren Zeiten ein Mensch zur Feier der Bußübungen geopfert wäre; sein Vater Maquilla hatte aber diesen Gebrauch an die Stelle des Menschenopfers eingeführt. Die Andacht endigte mit einer Mahlzeit von gekochtem Salme, Seeotterfleische und Heringen, mit Thran gewürzt, wobei die Wilden sich für ihre Abstinenz im vollen Maße entschädigten.

Daß diesen Barbaren, welche ihre Bußübungen mit solchen empörenden Martern beschlossen, jedes mitleidige Gefühl fremd war, läßt sich aus den schon angeführten Grausamkeiten entnehmen. Aber selbst als Gatten waren sie Unmenschen, und folgende Thatsache mag als Beleg hinreichen. Des Königs Bruder, Namens Jeltlauer, klagte mir, daß sein neu gekauftes Weib nicht bei ihm schlafen wolle. Er drohte ihr bei fernerer Weigerung die Nase abzubeißen. Ich versuchte, wiewohl vergebens, ihn von seinem grausamen Vorsatz abzubringen; dennoch vollfül er in derselben Nacht diese unmenschliche That. Er rechtfertigte sich mit den Worten: Da sie nicht habe sein Weib werden wollen, sollte sie auch nicht das Weib eines Andern werden. Weit entfernt, diese That von den Uebrigen mißbilligt zu sehen, betrachteten sie dieselbe vielmehr als eine gerechte Strafe weiblicher Hartnäckigkeit. Nach ihren Ideen von Recht, darf der Mann seine Frau verunstalten, um ihre Heirath mit einem anderen Manne zu hindern, da, wie schon bemerkt, der geringste körperliche Fehler ein unübersteigliches Hinderniß bei der Heirath ist.

Seit einiger Zeit war ich gezwungen gewesen, mich nach Art der Wilden zu kleiden. Der Kutsack, welcher Arme und Beine ohne Bedeckung läßt, hatte mir solche Gicht zugezogen, daß ich in zwei Monaten kaum im Stande war mich zu rühren. Meine indianische Frau nahm vielen Antheil an mir und pflegte mich sorgfältig. Aber ich blieb elend, woran theils der Mangel warmer Kleidung, theils meine schwermüthige Gemüthsstimmung schuld waren. Meine Hoffnung, je wieder die Meinigen zu sehen, war verschwunden, und ich des Lebens wirklich überdrüssig.

Makina bemerkte bald meinen traurigen Zustand. Er sagte mit vieler Güte: Jnos, wenn dir deine Heirath Kummer macht, so sollst du Erlaubniß haben, dein Weib zu ihrem Vater zurückzusenden. Ich nahm dies freudig an, obschon ich mich an Yustoca, welche mir willig, wie eine Sklavin, diente, sehr gewöhnt hatte, und deswegen nicht ohne Rührung an diese Trennung dachte. Aber ich betrachtete diese Verbindung als ein Hinderniß, wenn sich vielleicht Gelegenheit zur Flucht darbieten sollte. Doch kaum hatte das arme Geschöpf meinen Vorsatz erfahren, als sie mich

weinend bat, sie doch nur so lange zu behalten, bis ich völlig hergestellt seyn würde, weil sie fürchte, daß ich, wenn sie fort sey, ohne Pflege und Wartung seyn würde. Gerührt durch ihren Edelmuth sagte ich, sie möge bleiben, so lange es ihr gefiele. Außer sich vor Freude umfaßte sie meine Kniee und dankte mir in den rührendsten Ausdrücken. Ich stellte nun Makina ernstlich vor, daß, wenn er mir nicht erlaube, meine europäischen Kleider wieder anzulegen, ich nicht wieder gesund werden könne. Nach einigem Nachdenken sagte er, daß ich zwar meine vorigen Kleider wieder anziehn sollte, aber bei öffentlichen Gelegenheiten einen Kutsack überziehen, auch mein Haar so tragen, und mein Gesicht bemalen müßte. Karl, der von allen Handwerken etwas verstand, machte mir einen Ueberrock und Hosen von blauem Tuche. Seit dieser Zeit bis zu unserem Entkommen aus den Händen dieser Barbaren fiel wenig Erhebliches vor; daher ich nur noch Einiges über ihre Sitten, Meinungen und Verfassung sagen will. Die Würde des Königs oder Haupt-Teyrs ist bei diesen Völkern erblich, und fällt nach dem Tode des Königs auf dessen ältesten Sohn, und, in Er-

mangelung männlicher Erben, auf den älte-sten Bruder des Königs, welcher als die zweite Person des Reichs betrachtet wird. Bei festlichen Gelagen hat der König den Ehrensitz; darauf folgen seine Brüder und dann die Chefs nach ihrem Range. Der Rang des Chefs ist gewöhnlich durch den Grad der Verwandtschaft mit der königlichen Familie, oft auch durch Tapferkeit im Kriege bestimmt. Der König ist Anführer im Kriege, dessen Führung ganz von seiner Anordnung abhängt. Er ist Präsident in den Rathsversammlungen, welche er zusammenberuft und darin den größten Einfluß ausübt.

Aber er hat durchaus keine Gewalt über das Eigenthum oder die Freiheit des Volks; er kann keine Auflagen erheben, und hat in dieser Hinsicht nichts vor den Gemeinen voraus.

Der König und die Chefs haben ausschließlich das Recht Sklaven zu halten, welches vielleicht daher rührt, weil die Gemeinen die Abkömmlinge von losgelassenen Sklaven sind, welche im Kriege gefangen wurden. Alle Beute, die im Kriege gemacht wird, fällt dem Könige zu. Er vertheilt sie nach Gunst und Verdienst unter seine Krieger. Der König

muß seine Würde vorzüglich durch öftere Feste zu behaupten suchen, wozu alle Krieger seines Stammes nach seinem Hause geladen werden. Makina sagte mir, daß er sich bloß dadurch in Ansehen erhalten könne. Ihre Religion besteht im Glauben an ein höchstes Wesen, welches sie Quahutze nennen. Er ist, nach Makinas Ausdruck, ein König aller Könige im Himmel, der ihnen Fische, Seeottern u. s. w. gibt.

Der gewöhnliche Platz für ihre Andachtsübungen scheint das Wasser zu seyn; sie baden sich nie, ohne ein langes Gebet zu verrichten. Manche gingen meilenweit sich zu baden, wahrscheinlich, weil sie ein Gebet wegen eines Familienstreites halten wollten, das niemand hören sollte. Dies war vorzüglich der Fall bei den Weibern, welche es aber auch wohl aus Gefühl für Schicklichkeit thaten, da sie sehr schamhaft sind. Sie weinen oft während des Gebets, und haben überhaupt, wenn sie von der Andacht zurückkehren, ein schwermüthiges Ansehen.

Sie haben im Allgemeinen keine Idee von einer Fortdauer nach dem Tode, obschon der Fall von Hall und Klarke für das Gegentheil spricht. Als Totusch gestorben war,

suchte ich Makina zu trösten und ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß er noch fortdaure. Aber er konnte nichts davon begreifen, wehmüthig blickte er zur Erde, und sagte: Siehe da! das ist sein und unser Aller Ende, es ist weiter nichts als das. Sie glauben jedoch an eine Einwirkung böser Geister, welche in die Menschen fahren und Krankheiten verursachen. Sie haben deshalb eine Art Priester, welche über die Kranken singen und beten und den bösen Geist mit großer Anstrengung wegblasen. Bei Zwillingsgeburten muß die ganze Familie in einer besonders dazu erbaueten Hütte leben und sich des Genusses von frischen Fischen und Fleische enthalten. Diese Abstinenz dauert zwei Jahre, während welcher der Vater der Zwillinge als ein heiliger Mann betrachtet wird. Er trägt eine besondere Kleidung zum Zeichen der Andacht und Trauer, und geht täglich mit der großen Klapper von Seehundsfellen in das Gebirge, zu singen und zu beten. Solche Zwillingsgeburten sind hier sehr selten. Die zu unsrer Zeit vorgefallene war die erste während Makinas Regierung.

Die Indianer dieser Küste erreichen ein hohes Alter; sie sind sehr gesund und haben

als Greise noch ein jugendliches Ansehen. Ihre einzigen Krankheiten sind Gicht und Kolik. Gegen letzteres Uebel wenden sie starkes Reiben des Unterleibes an, bis der Schmerz aufhört. Unterdessen ist der Beschwörer oder Priester bemüht, durch Singen, Beten und allerlei Possen den bösen Geist zu bannen.

Bei Gichtschmerzen nehmen sie Bremsen oder Dornsträuche und zerkratzen die Haut so lange, bis das Blut in Strömen fließt, wodurch sie sich Linderung verschaffen. Bei unserer Anwesenheit ereigneten sich nur sechs natürliche Todesfälle, welches bei einer Bevölkerung von 2000 Seelen gewiß ein merkwürdiger Umstand ist.

Das Klima ist eins der angenehmsten von Amerika. Der Sommer ist weder drückend heiß, noch der Winter sehr kalt. Frühling und Herbst sind vorzüglich heiter und angenehm. Das kalte Wetter fängt mit Januar an, doch friert das Eis nie so stark, daß ein Mensch über dasselbe hinlaufen könnte, welches in einem so hohen Breitegrade merkwürdig ist.

Eilftes Kapitel.

Ankunft eines bewaffneten Schiffs. Unsere Befreiung und Rückkehr nach Newyork.

Unsere Hoffnung, aus den Händen der Wilden zu entkommen, war erloschen; wir hatten uns schon geduldig in unser Schicksal ergeben, als eines Morgens unsere Ohren mit drei Kanonenschüssen begrüßt wurden. Die Einwohner liefen zum Strande und riefen: Wina! Wina! mametsly! (Fremde! Fremde! weiße Leute!); bald kamen einige ins Haus gelaufen und erzählten, daß so eben ein Schiff mit vollen Segeln in den Hafen einliefe. Ein unbeschreibliches Gefühl der Freude bemächtigte sich meiner Brust; doch durfte ich es mir kaum merken lassen, daß ich höre, was sie sagten, und empfahl auch Karl die größte Vorsicht, seine Freude zu verhehlen und sich zu stellen, als ob wir zur Abfahrt keine Lust hätten, indem von unserem Betragen in diesem kritischen Augenblick unser Leben und unsere Befreiung abhangen würde.

Wenige Minuten darauf kam Makina. Er schien sehr erstaunt, als er uns beschäftigt sah, eine Harpune für ihn zu machen. Er fragte, ob wir denn nicht wüßten, daß ein Schiff mit unseren Landsleuten angekommen sey. Ich erwiederte kalt, daß es mich wenig kümmere. Wie, Inos! rief er erstaunt, du nicht froh, an Bord zu gehen? Ich sagte, daß ich wenig Neigung dazu fühle, da ich mich an diese Lebensweise so gewöhnt hätte. Er erklärte darauf, daß sein Volk unsertwegen einen Rath halten würde, wobei wir gegenwärtig seyn müßten. Nachdem Alle in Makinas Hause versammelt waren, fragte der König, was ihre Meinung in Betreff unser sey und ob er nicht wohl thäte, selbst an Bord des angekommenen Schiffes zu gehen, um mit den Weißen zu handeln. Ein Jeder sagte seine Meinung; Einige, besonders das gemeine Volk, stimmten für unseren Tod, Andere wollten, daß man uns einige Tagereisen weit vom Dorfe ins Gehölz verstecken solle. Mehrere Chefs, worunter auch Makinas Bruder war, drangen auf unsere Auslieferung. Dieser letzte Vorschlag gefiel dem Könige nicht, weil er uns gern behalten wollte.

Das ganze Volk eiferte einstimmig gegen seinen Vorsatz, aufs Schiff zu gehen, weil sie glaubten, daß der Kapitain ihn wegen der Zerstörung unseres Schiffes tödten würde.

Nachdem Makina die verschiedenen Meinungen angehört hatte, erklärte er: daß er keineswegs fürchte, auf dem Schiffe mißhandelt zu werden; doch wolle er den Rath von Inos befolgen, welcher ihm immer die Wahrheit gesagt habe. Sich zu mir wendend, fragte er dann: ob ich glaube, daß er sich Gefahren aussetze, wenn er an Bord des Schiffes ginge? Ich erwiederte, daß er ja immer auf den Schiffen gut behandelt werde, und jetzt durchaus keine Ursache habe, das Gegentheil zu fürchten. Die Weißen kämen blos des Handels wegen zu ihnen; sie hätten deshalb, ihrem eignen Vortheile zuwider, keine Neigung ihnen zu schaden. Nach meiner Meinung könne sich der König ohne die geringste Gefahr an Bord begeben, wenn dies sein Wunsch sey. Ich setzte noch hinzu, daß ich nicht erstaunt wäre, daß sie für ihren König fürchteten, indem ihnen die Gebräuche und Denkungsart der weißen Leute unbekannt wären, aber daß sie ganz anders von ihnen denken würden,

wenn sie so lange, wie ich, Umgang mit ihnen gehabt hätten. Diese Rede hatte die gewünschte Wirkung. Makina sagte nach einigem Nachdenken, daß er an Bord des Schiffes gehen wolle, wenn ich ihm einen Empfehlungsbrief an den Kapitain schreiben, und darin erzählen wolle, wie er mich und Karl immer gut behandelt hätte. Ich mußte mir Gewalt anthun, um die Freude über diesen Entschluß mir nicht merken zu lassen, indem die kleinste Unbedachtsamkeit alle meine Hoffnungen zerstört haben würde. Ich antwortete, daß ich, dem Könige zum Vergnügen, gern einen solchen Brief schreiben wolle. Ich begann ihn wirklich sogleich; aber man wird leicht vermuthen können, daß er von ganz anderem Inhalte war, als Makina wünschte. Wenn jemals ein Betrug zu rechtfertigen gewesen ist, so war es gewiß dieser, welcher uns unsere Freiheit wieder verschaffte, deren wir so ungerechterweise beraubt worden waren.

Der Brief war folgenden Inhalts:

An den Kapitain N. des Schiffes N.

Der Ueberbringer dieses Schreibens ist der indianische König Makina, der Haupt-

anstifter der von seinem Volke verübten Zerstörung des Schiffes Mary, und Ermordung der Mannschaft. Der Schreiber dieses war Supercargo der Mary, und steht, nebst dem Büchsenschmied, als die einzig noch lebenden Personen der Mannschaft, in der Gewalt dieser Mörder. Ich ersuche Sie daher, den Ueberbringer sogleich in Eisen zu legen und bis zu unserer Auslieferung wohl zu verwahren, weil dadurch allein uns Leben und Freiheit erhalten werden kann.

Man hat mich oft gefragt, wie ich es wagen konnte einen solchen Brief zu schreiben. Aber ich kannte die Denkungsart dieses Volks, das lieber hundert Weiße ausgeliefert haben würde, als seinen König am Maste hängen zu sehen, nur zu gut. Als ich Makina den Brief überreichte, wollte er, daß ich ihm den Inhalt vorlesen sollte. Ich las, mit dem Finger auf jedes Wort deutend:

Daß der Ueberbringer dieses Schreibens der gute König Makina sey, dem wir wegen guter Behandlung und erzeigter Freundschaftsdienste vielen Dank schuldig wären, weshalb ich den Kapitain ersuche ihn wohl

zu empfangen, und mit Rum, Zwieback und Sirup zu bewirthen u. s. w.

Als ich geendigt hatte, sahe mich Makina mit einem durchdringenden Blicke an, fragend: Lügst du nicht, Inos?

Die rothe Farbe, womit, nach indianischer Art, mein Gesicht bemalt war, hinderte glücklicherweise den König, die aufsteigende Gluth meines Gesichts zu bemerken. Ich fühlte eine schreckliche Beklemmung; die geringste Verwirrung oder der kleinste Schein von Verrätherei würde mir auf der Stelle das Leben gekostet haben. Zum Glück kam ich nicht ganz außer Fassung, und antwortete, ihm fest und kühn ins Auge blickend: Was, guter Teye, bewegt dich zu dieser Frage? hat dich Inos je belogen? Er sagte Nein. Warum, erwiederte ich, glaubst du denn, daß ich jetzt dazu fähig seyn würde? Er fuhr fort mich mit scharfen Blicken anzusehen und da er keine Ursache zum Argwohn fand, sagte er: Nun wohl, Inos, du warst immer treu, ich will auch jetzt deinen Worten trauen. Hierauf gab er Befehl sein Canoe in Bereitschaft zu setzen. Die Chefs suchten Makina von seinem Vorhaben abzubringen. Seine Weiber umringten ihn und

baten weinend, sich doch den weißen Leuten nicht anzuvertrauen. Aber sein Wunsch aufs Schiff zu gehen war so groß, daß er, taub gegen alle Warnungen und Bitten, blos erwiederte: Ich kenne Inos, er lügt nicht. Er nahm mehrere Seeotter-Pelze und verließ das Haus. Kaum hatte sein Canoe das Ufer verlassen, als er seinen Leuten einzuhalten befahl. Er rief mich an, und fragte ob ich keine Lust hätte, das Schiff zu besuchen? Ich glaubte, daß diese Frage mich auf die Probe stellen sollte, und erwiederte, daß ich nicht geneigt sey das Land zu verlassen. Sobald Makina an Bord des Schiffs gekommen war, übergab er dem Kapitain meinen Brief und beschenkte ihn mit den Pelzen. Der Kapitain bat, nach Lesung des Briefs, den König in die Cajüte zu treten, bewirthete ihn mit einem Glase Rum und Zwieback, und befahl heimlich dem Steuermann, sechs bewaffnete Leute hereinzubringen. Nachdem diese erschienen waren, erklärte der Kapitain dem Könige, daß er sein Gefangener sey. Er drohte ihm mit einem schrecklichen Tode, wofern nicht die beiden weißen Leute, welche sich im Dorfe in seiner Gewalt befänden, unverletzt ausgeliefert würden. Dar-

auf wurde Makina ergriffen und gefesselt. Er gerieth in große Bestürzung, erwiederte nichts und versuchte auch nicht Widerstand zu leisten. Er verlangte blos einen seiner Leute zu sprechen, welcher auch hereingerufen wurde. Diesem flüsterte er heimlich was ins Ohr, worauf sich die Eingebornen eiligst ans Land begaben.

Die Einwohner wurden unruhig, als sie das Canoe ohne ihren König zurückkommen sahen. Sobald sie aber erfuhren, daß ihr König gefangen sey und daß Inos in seinem Briefe schlecht von ihm gesprochen habe, fingen sie ein lautes Geheul an, zerschlugen und zerkratzten sich das Gesicht und rissen sich die Haare vom Kopfe. Nach einigen Minuten liefen die Männer zu den Waffen und versammelten sich als ob sie einen Feind angreifen wollten. Makinas Weiber umringten mich und baten mit Thränen des Königs Leben zu retten. Auch Satsasockfis weinte bitterlich, und wollte meine Hand nicht fahren lassen, bis ich ihm versprach alles Mögliche zur Befreiung seines Vaters anzuwenden. Aber alle meine Versicherungen, daß dem Könige kein Haar gekrümmt werden sollte, konnten sie nicht

beruhigen. Die Männer kamen wüthend gegen mich gelaufen, drohten mir mit ihren Waffen und schrien, sie wollten mich in Stücke, nicht größer als ihre Fingernägel, zerhacken; Andere wollten mich über einem langsamen Feuer bei den Ferſen aufhangen und lebendig braten. Mich kümmerten dieſe Drohungen wenig, ſo lange ich den König in Gefangenſchaft wußte. Die Chefs, welche ſich vernünftiger betrugen, kamen zu mir, und fragten um die Urſache dieſes Verfahrens, und ob der Kapitain ihren König tödten wolle. Ich bat die Volksmaſſe zum Schweigen zu bringen, damit ich gehört werden könnte. Nun erklärte ich ihnen, daß der Kapitain nicht auf meinen Brief, ſondern aus eigenem Antriebe, den König gefangen genommen, weil er von ihren Nachbarn erfahren hätte, daß ſie zwei weiße Leute gefangen hielten, und daß, ſobald ſie uns ausliefern würden, der König ſeine Freiheit wieder erlangen würde. Als ſie aber mit dieſer Erklärung noch nicht zufrieden waren und mit ihren Drohungen fortfuhren, rief ich ihnen zu: Tödtet mich, wenn ihr wollt; ich kann euch keinen Widerſtand leiſten, aber dann werdet ihr auch gleich euren König am

Schiffsmaste hängen und die Weißen mit Pistolen nach seinem Herzen schießen sehen. Darauf werden sie ans Land kommen und euer Dorf der Erde gleich machen. Durch diese Drohungen erschreckt, fragten sie was sie thun sollten um ihren König wieder zu erhalten. Ich sagte ihnen, sie sollten Karl an Bord senden, den Kapitain zu bitten, daß er den König bis zu meiner Auslieferung gut behandeln möge, wozu sie bereitwillig waren. Karl wollte sich erst gar nicht dazu verstehen; alle meine Gründe reichten kaum hin, ihn zu bewegen, daß er mich mit den Wilden allein ließ. Bei seiner Abfahrt bat ich ihn, daß er den Kapitain ersuchen möchte, Makina doch ja nicht eher fort zu lassen bis ich am Bord des Schiffes wäre. Es lag in meinem Plane, Karl sobald als möglich in Freiheit zu wissen.

Als Karl fort war, fragte ich was sie mit mir vor hätten. Sie sagten, ich müßte in einem andern Briefe dem Kapitain vorschlagen, den König in einem Boote ans Ufer zu senden; dann könnte ich in dem Augenblicke, wo Makina aus dem Boote spränge, wieder hineinspringen und abfahren. Ich erwiederte, daß der Kapitain dies nicht zugeben

würde; denn weil sie schon einmal meine Kameraden ermordet hätten, so würde er seine Leute einer solchen Gefahr nicht wieder aussetzen. Ich schlug ihnen vor, daß sie mich mit dreien ihrer Leute in einem Canoe zum Schiffe senden möchten; wir wollten, wenn wir in der Entfernung, in der wir eben verstanden werden könnten, angelangt wären, stille halten, und den Kapitain ersuchen, Makina in einem Boote zu uns zu senden, wo alsdann die Auswechselung statt finden könne. Nach einigen Einreden nahmen sie den Vorschlag an, sie sagten heimlich zu einander, daß, wenn der Kapitain sich weigern sollte, Makina auszuliefern, die drei Mann mich leicht würden zurückbringen können. Deshalb suchten sie drei der stärksten Leute aus, mich hinzufahren. Meine indianische Prinzessin hatte seit der Ankunft des Schiffes nicht zu weinen aufgehört. Sie wußte nur zu gut, wie unglücklich ich mich unter ihrem Volke fühlte. Daher suchte sie auch nicht, mich durch Klagen und Bitten zurückzuhalten. Sie dachte großmüthig und edel genug, ihr eigenes Interesse meinem Glücke aufzuopfern. Ich hatte sie immer freundlich und mit vieler Güte behandelt; wenn sie

dagegen das Loos ihrer unglücklichen Gefährtinnen verglich, welche von ihren Männern mit barbarischer Grausamkeit behandelt wurden, so mußte für ein gefühlvolles Geschöpf die nothwendige Folge eine unbegränzte Liebe und Dankbarkeit seyn. Sie machte Anstalten, sogleich nach meiner Abreise zu ihrem Vater zurückzukehren. Beim Abschiede umklammerte sie, bitterlich weinend, meine Kniee; ihre Gefühle waren so heftig aufgeregt, daß ich wirklich für sie besorgt wurde. Sie wollte mich durchaus nicht eher von sich lassen, bis ich ihr versprochen hatte, sie bald wieder zu besuchen. Auch für mich war diese Trennung nicht ohne Bitterkeit. Ich hätte ein Barbar seyn müssen, wenn die treue Anhänglichkeit dieses edlen Mädchens mich ungerührt gelassen hätte. Ein schwerer Stein war von meiner Brust gewälzt, als dieser Abschied vorüber war. Nun hatte ich noch meine Noth mit Satsasekssis. Dieser Knabe war seit einem Jahre mein beständiger Gesellschafter, und schien mich mehr als seine Eltern zu lieben. Ich mußte mich mit Gewalt von ihm losreißen.

Beim Einsteigen in das Canoe, setzte ich mich den drei Indianern gegenüber. Ich hatte

meine geladenen Pistolen, unter dem Kutsack verborgen, im Busen stecken, und war entschlossen, meine Gefährten, die nur mit Dolchen bewaffnet waren, zu zwingen mich an Bord zu schaffen, ehe Makina frei war. Ich hatte dabei die Absicht, Makina vor seiner Befreiung zu nöthigen, die Waaren, Kanonen, Segel u. s. w., welche noch in seinem Besitze waren, an Bord bringen zu lassen, um sie dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zuzustellen. Nachdem wir uns auf Flintenschußweite dem Schiffe genähert hatten, hörten die Wilden zu rudern auf. Ich zog schnell meine Pistolen heraus und drohte sie auf der Stelle zu erschießen, wenn sie mich nicht an Bord des Schiffes brächten. Diese mit gespanntem Hahn begleitete Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht; sie ergriffen erschrocken die Ruder und in wenigen Minuten war ich am Bord des Schiffes: ein unverhofftes Glück, woran ich schon lange verzweifelt hatte. Der Kapitain bewillkommnete mich freundlich, und wünschte mir mit vieler Herzlichkeit Glück zu meiner Befreiung. Im Taumel der Freude wollte ich ihm meinen Dank für seine menschenfreundliche Handlung abstatten, aber meine Gefühle

waren so aufgeregt, daß meine Zunge mir den Dienst versagte. Ich brachte kein Wort hervor, es ergriff mich ein solcher Schwindel, daß ich mich hinsetzen mußte. Der Kapitain nannte sich Thompson und das Schiff Livia von Boston. Der edle Yulatilla hatte ihm meinen Brief überbracht, worauf er ungesäumt die Anker lichtete und zu meiner Rettung herbeieilte.

Ich legte nun mein indianisches Costüm ab, um mich wieder einem Menschen ähnlich zu machen. Nach Art der Wilden hatte ich die Haare wachsen lassen müssen, welche auf dem Scheitel zusammengebunden und mit einem grünen Fichtenzweig verziert waren. Mein Gesicht, meine Arme und Beine waren, in kleine rothe und schwarze Quadrate eingetheilt, bemalt; über die Schulter hatte ich einen Bärenpelz nebst Kutsack hängen. Die Schiffsmannschaft belachte noch oft nachher mein damaliges barbarisches Ansehen. Der Kapitain bat mich nun in die Cajüte zu kommen, wo ich Makina in Eisen fand. Er war sehr niedergeschlagen, und schien in tiefen Gedanken versunken. Sobald er mich bemerkte, wurde er freundlich und rief: Wocasoh wocasch Inos.

Ich bat den Kapitain, ihm die Fesseln abnehmen zu dürfen, wozu er gern einwilligte. Mit Freuden befreite ich einen Mann davon, der zwar ein langes Leiden über mich gebracht, und schuld an der Ermordung meiner Gefährten gewesen, sich übrigens aber als meinen Freund und Beschützer bewiesen hatte. Darauf mußte ich dem Kapitain alle Umstände der Überrumpelung und Ermordung unserer Schiffsmannschaft, wie auch die wunderbare Art der Erhaltung unseres Lebens erzählen. Er ergrimmte gegen den König und sagte, daß er am nächsten Morgen an einer Segelstange aufgehängt werden sollte.

Ich stellte aber vor, daß Makinas Tod manchem Weißen das Leben kosten würde, weil Wiedervergeltung als eine der heiligsten Pflichten der Wilden betrachtet würde; ferner, daß Makina durch wiederholte Beschimpfungen und Ermordung seiner Leute zur Rache gegen die Weißen angereizt worden; und weil diesem Volke alle Gesetze gänzlich fremd, und sie auch keinen unterworfen wären, man nichts anders von ihnen hätte erwarten können, als daß sie der Eingebung ihrer Leidenschaft folgen würden.

Diese Gründe schienen auf den Kapitain Eindruck zu machen; er stellte es mir anheim über Makina zu entscheiden. Ich erwiederte, daß ich gewiß nicht für den Tod eines Mannes stimmen könnte, dem ich mein Leben verdanke; meine Meinung wäre, ihn so lange gefangen zu halten, bis das Schiffseigenthum, welches sich noch in den Händen der Wilden befinde, wieder zurückgeliefert sey, und ihn alsdann ungekränkt zu entlassen. Zu meinem Vergnügen gab der Kapitain hiezu seine Einwilligung. Während dieser Unterhaltung war Makina in der größten Angst; er verstand Englisch genug, um zu merken, daß über sein Leben oder seinen Tod entschieden wurde. Jeden Augenblick unterbrach er mich mit der Frage, ob der Kapitain ihn tödten wolle. Er konnte sich nicht beruhigen, was ich auch zu dem Ende anführen mochte; denn, nach seinen Ideen von Rache und Wiedervergeltung, schien es ihm unglaublich, daß er mit dem Leben davon kommen würde. Ich erklärte ihm, daß man ihm nur unter der Bedingung, wenn er alles Schiffseigenthum, welches sich noch in Nootka befände, an Bord des Schiffes zurückliefere, seine Freiheit schenken würde.

Er war froh, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Aber da es schon nach fünf Uhr, und für diesen Abend zu spät war, um die Gegenstände auf das Schiff zu bringen, so bedeutete ich Makina, daß er sich gefallen lassen müßte, noch eine Nacht im Schiffe zuzubringen. Er bat mich, ihn doch über Nacht nicht zu verlassen, weil Karl ihn sonst tödten würde. Ich erklärte den Eingebornen in der Nähe des Schiffs, daß ihr Teye morgen zu ihnen kommen würde, und verbot ihnen bei Todesstrafe in der Nacht an Bord zu kommen. Ich blieb beim König, dessen Schrecken so groß war, daß er mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen wollte.

Mit Tagesanbruch waren die Eingebornen um das Schiff versammelt. Ich rief ihnen zu, daß es der Befehl ihres Königs sey, alle Gegenstände, welche noch von der Schiffsladung in ihrem Besitz wären, schleunigst an Bord zu bringen, und daß von der pünktlichen Befolgung dieses Befehls ihres Königs Leben und Freiheit abhange. Sie begannen nun mit einer solchen Hast die Sachen aufs Schiff zu bringen, daß in vier Stunden alles Schiffseigenthum am Bord war. Sie hatten mehrere

Canoes zusammengebunden und mit Brettern belegt, um die Anker und Kanonen zu transportiren. Nachdem Alles am Bord war, kündigte ich Makina seine Freiheit an. Seine Freude über diese unverhoffte Milde war ohne Gleichen. Er riß seinen Mantel ab, welcher aus vier der kostbarsten Otterpelze bestand, und gab ihn dem Kapitain, welcher ihn dagegen mit einem neuen Tuchmantel und Hut beschenkte. Dann wandte er sich zu mir und sagte: Jnos, komm bald zurück! ich und mein Sohn wollen alle Pelze für dich aufbewahren. Lächelnd fügte er noch hinzu: Ein Empfehlungsschreiben werde ich freilich von dir nicht annehmen, auch nicht mehr an Bord eines Schiffes gehen, wenn du nicht da bist. Dann ergriff er in großer Bewegung meine Hände, und sagte unter vielen Thränen: Lebe lange und glücklich, Jnos! ich werde es nie vergessen, daß du mir mein Leben gerettet hast. Darauf stieg er eilig in sein Canoe und ging nach Nootka zurück. Auch ich schied nicht ohne Rührung von ihm.

Ein unglücklicher Zufall setzte uns in große Bestürzung. Towinakinni, ein junger interessanter Chef, der mich immer mit vieler Güte

behandelt und mir manchen Dienst erwiesen hatte, kam an Bord um seinen König zu trösten. Auf das Lob, welches ich ihm ertheilte, wurde er von dem Kapitain freundlich behandelt und mit Rum bewirthet. Er saß in der Kajüte, als die Gewehre abgeliefert wurden, woran der Kapitain die Schlösser probirte. Unglücklicherweise war eins mit Rehhagel geladen, es ging los und entlud seinen Inhalt in des armen Towinakinnis Unterleib. Auf den Schuß lief ich hinzu, und fand ihn in seinem Blute schwimmend. Er wurde sorgfältig verbunden, starb aber nach einigen Stunden unter großen Qualen.

Ich bedauerte ihn um so mehr, da er an der Ermordung meiner Gefährten keinen Theil genommen, und sich immer als ein Freund der Weißen gezeigt hatte. Schon am nächsten Morgen verließen wir den Sund mit einem günstigen Winde, und erst, als die Gipfel der blauen Berge von Nootka in die Wellen sanken, fühlte ich mein Herz erleichtert.

Wir segelten südlich und handelten noch mit einigen Nationen, von denen wir eine große Menge kostbarer Pelze eintauschten. Ich verhandelte, mit Erlaubniß des Kapitains, alle

Waaren, welche uns von den Indianern zurückgeliefert waren, mit großem Vortheile. Darauf landeten wir an der Mündung des Columbia-Flusses, um Wasser einzunehmen und uns mit Bauholz zur Ausbesserung der Masten und Segelstangen zu versorgen. Nach Beendigung dieses Geschäfts nahmen wir unsere Richtung nach Canton in China. Einige Tage darauf trafen wir ein amerikanisches Wallfischschiff, auf der Rückkehr nach Newyork begriffen. Mein Entschluß war schnell gefaßt, mit diesem Schiffe direkt zurückzukehren. Ich verhandelte dem Kapitain alle eingetauschten Pelze, welcher mir für den Betrag einen Wechsel auf seinen Schiffsherrn gab, und dankte Gott daß meine sehnlichen Wünsche, die Meinigen wiederzusehen, nun so bald in Erfüllung gehen würden. Karl folgte meinem Beispiele und schiffte sich mit mir auf die Flora von Nantuket ein. Wir hatten eine sehr schnelle und glückliche Fahrt, und kamen, ohne daß uns etwas besonders Merkwürdiges begegnete, in Newyork an.

Die Freude, welche meine Frau, die mich längst todt geglaubt hatte, über mein Wiedersehen empfand, war gränzenlos, und nur die, welche ähnliche Fälle erlebt haben, können sich

eine Idee von unserm beiderseitigen Entzücken machen.

Herr Armory war so edelmüthig mir den Wechsel zu schenken, von dessen Betrag ich Karl einen verhältnißmäßigen Antheil gab, welchen ich ihm jedoch aufdringen mußte. Auch wurde mir mein Gehalt bis zum Tage meiner Ankunft in Newyork ausgezahlt, so daß ich einigermaßen für die langen Leiden entschädigt war.

Kriegsgesang der Nootkaner.

Ei gi masi tssill, atiss klaha, haje hah
Que nok ar parts sarwas, gegi hah
Wauhu naks mar hasch, jarha, Ei hie jar
Wahu naks get quits sisch ni ihse hieje hie jarha.

Der Sinn dieser Strophe ist ungefähr:

Ihr wenig wißt, ihr Männer von Klaha,
Was wir für tapfere Krieger sind.
Wenn mit unseren Dolchen wir kommen,
Fliehen unsere Feinde, schnell wie der Wind u. s. w.

Zwölftes Kapitel.

Die Stadt Newyork.

In Hinsicht des Reichthums, der Bevölkerung, des Handels, der Schifffahrt und Gewerbsthätigkeit ist Newyork als die Hauptstadt von ganz Amerika zu betrachten. Sie liegt auf einer Insel am Zusammenflusse des Hudson und Eastrivers (Ostflusses.) Letzterer ist eine Meile breit und eigentlich nur ein Arm des Meeres, welcher long Island von dem festen Lande trennt. Sowohl der Hudson als der Eastrivers sind für die größten Linienschiffe zu allen Zeiten fahrbar. Der Hudson strömt der Stadt gegenüber zwei Meilen breit, und trennt Newyork von Newjersey. Die Verbindung mit long Island und Jersey unterhalten acht Dampfboote, welche in steter Bewegung sind, die Passagiere und Wagen nach den jenseitigen Ufern überzusetzen. Der Eastrivers bildet den eigentlichen Hafen. Die ganze Länge der Stadt hindurch sind künstliche Bassins, Doks genannt, angebracht, welche eine beträchtliche Strecke weit in die Straßen hineinreichen, damit die Schiffe bequem ein- und ausgeladen werden

können. Zweitausend Seeschiffe, die beständig im Hafen anwesend sind, bilden einen Wald von Masten, durch welchen die Stadt kaum sichtbar ist. Viertausend zweispännige Karren und eine zahllose Menge Handkarren und Packträger sind in immerwährender Thätigkeit, die Ladungen von und nach den Schiffen zu transportiren.

Um sich einen Begriff von dem Umfange des Handels von Newyork zu machen, muß man wissen, daß im Hafen dieser Stadt acht Millionen Piaster an eingehenden Rechten von fremden Waaren erhoben werden, welches fast die Hälfte des gesammten Staatseinkommens ausmacht. Nimmt man hiezu die innere Schifffahrt auf dem Hudson und an den Küsten, die durch mehr als zweitausend Schooner, Schloops (einmastige Fahrzeuge) und Dampfboote betrieben wird, und den Gesammtbetrag des Schiffseigenthums der Einwohner, das sich auf 600,000 Tonnen Gehalt beläuft, so kann man sich ein Bild von dem hier herrschenden regen Leben entwerfen. Die Erbauung von Schiffen und Dampfbooten wird mit größter Thätigkeit betrieben, und jedes Jahr wird eine große Anzahl der schönsten Fahrzeuge vom

Stapel gelassen. Die hier erbauten Schiffe zeichnen sich vor allen anderen der Welt durch ihre Stärke, elegante Verzierung, gefällige Form und schnelles Segeln aus.

Die Stadt und der Hafen werden durch neue Forts beschützt. Außerdem liegen hier beständig ein Theil der Kriegsschiffe, und eine große von Fulton zur Beschützung der Stadt eigends dazu erbaute Dampffregatte, die eine furchtbare Batterie bildet. Sie besteht aus zwei flachen Schiffen, worauf ein gewaltiger runder hölzerner Thurm erbaut ist, der mit Schießscharten für vier Reihen Kanonen übereinander versehen ist. Die Wände sind drei Fuß dick und sollen vollkommen kugelfest seyn. Die Dampfmaschine und die Wasserräder befinden sich im Innern und sind daher vor den feindlichen Kugeln gesichert. Auf dem Verdeck sind bewegliche Röhre angebracht, um das siedendheiße Wasser der Dampfkessel auf einen sich etwa nahenden Feind zu werfen. Noch hat sich keine Gelegenheit gefunden, die Wirkung dieser furchtbaren Maschine gegen einen Feind versuchen zu können. Newyork ist, mit Ausnahme einiger krummen, von den Holländern zuerst erbauten Straßen, ganz regelmä-

ßig gebaut. Die übrigen Straßen der Stadt sind geradlinig und durchkreuzen sich alle in rechten Winkeln. Sie sind gut gepflastert und mit sehr breiten Trottoirs für Fußgänger zu beiden Seiten versehen. Sie werden gut erleuchtet, aber, die Fußwege ausgenommen, schlecht reinlich gehalten, so daß man im Winter ohne Stiefel nicht quer übersetzen kann. Man zählt 18000 Häuser, die durchgängig von Ziegeln, solide gebaut, mit Schiefer gedeckt und größtentheils geschmackvoll verziert sind. Der Gottesdienst wird in 53, 18 verschiedenen Religionssekten angehörenden Kirchen abgehalten. Sie sind zierlich und zweckmäßig gebaut; allein jene alten gothischen Gebäude, welche in Europa unsere Bewunderung erregen und so zahlreich sind, würde man in ganz Amerika vergebens suchen. Solche ungeheure Werke können sich hier nicht erheben, da jede Gemeinde ihre Kirche aus ihrem Privatvermögen erbauen und unterhalten muß. Unter den Kirchen zeichnen sich die beiden katholischen, vorzüglich die Cathedrale, durch prächtige innere Verzierungen aus.

Die öffentlichen Anstalten und Gebäude sind in Newyork so zahlreich, daß man allein zu

nen Band mit deren Beschreibung füllen könnte; bemerkenswerth sind vorzüglich:

Das Hospital, ein großes steinernes Gebäude, welches jährlich im Durchschnitt achtzehn hundert Kranke aufnimmt. Im Jahre 1819 wurden 1761 aufgenommen, wovon 1295 völlig geheilt, 172 starben, 115 auf der Besserung waren, und 179 auf ihr Verlangen entlassen wurden.

Das State prison, ein für die im Staate von Newyork verurtheilten Verbrecher bestimmtes Gefängniß, ist ein sehr festes zweckmäßig eingerichtetes Gebäude im nördlichen Theile der Stadt, dicht am Ufer des Hudsons, mit einer 23 Fuß hohen Mauer umgeben. Mit seinen Höfen und seinem Garten nimmt es vier Morgen an Flächeninhalt ein, und kann sechshundert Gefangene bequem fassen. Das ganze Gefängniß ist mit Wasser hinreichend versehen, und enthält ein Flußbad zum Gebrauch der Gefangenen, zu deren Beschäftigung Werkstätte fast aller Handwerker, als z. B. Schuhmacher, Weber, Tischler, Schmiede, Schneider, Maler, Drechsler, Böttcher, Wollkratzer und Spinner eingeführt sind. Wer kein Handwerk versteht,

muß gleich bei seiner Ankunft eins wählen und erlernen.

Im Sommer sind die Gefangenen in Wämser von selbst verfertigten baumwollenen Zeugen gekleidet, im Winter tragen sie Ueberröcke von selbst verfertigtem halbwollenen Tuche. Sie werden dreimal des Tages gespeiset, erhalten aber blos zu Mittag Fleisch. Fleißige Arbeiter bekommen auch Bier und Branntwein zur Aufmunterung; für die Widerspänstigen ist eine Trettmühle, nach englischer Art, vorhanden. Alle Gefangenen ohne Unterschied müssen des Sonntags dem Gottesdienst beiwohnen, auch ist für die jungen Unwissenden eine Schule errichtet. Die ganze Anstalt wird von einem Direktor, einem Sekretair und sechszehn Aufsehern verwaltet. Außerdem ist eine Committe, aus angesehenen Bürgern bestehend, mit der Leitung der Geschäfte beauftragt. Man hat gegen eine Bezahlung von 25 Cents (10½ Sgr.) freien Zutritt, und wird durch einen der Aufseher in den verschiedenen Werkstätten umhergeführt; doch ist es strenge verboten, mit den Gefangenen zu sprechen, deren Zahl sich ungefähr auf 500 beläuft, worunter 58 Engländer und Irländer, 6 Franzosen und 1

Deutscher, die übrigen Anglo-Amerikaner, waren.

Vielleicht in keiner Stadt der Welt können Freunde eines guten Tisches ihren Hang nach Abwechselung in den Speisen besser befriedigen als in Newyork. Die täglichen Frucht- und Victualienmärkte sind hier mit einer erstaunenswürdigen Mannigfaltigkeit und Fülle aller Produkte des Südens und Nordens versehen; man hat darauf an vierfüßigem Wildpret 8 Gattungen, an Amphibien 5, an Schalthieren 14, und an Fischen 62 gezählt, die im Laufe des Jahrs zum Verkauf gebracht sind. Alles was Europa an Leckereien hervorbringt, ist hier im Ueberfluß zu haben. Durch eine beständige Verbindung mit der Havannah und St. Domingo, von wo die Schiffe zuweilen nur vier Tage unterwegs sind, hat man das ganze Jahr hindurch die Produkte der heißen Zonen im Ueberfluß. Frische Feigen, Kokosnüsse, Ananas, Bananen, Melonen, Yams, Pattaten u. s. w. sind ein gewöhnliches Essen. Diebe, Gauner und öffentliche Mädchen gibt es in Newyork, nach Verhältniß ebenfalls mehr als in irgend einer andern Stadt Amerikas; letztere haben größ-

tentheils ihren Sitz auf einer Straße aufgeschlagen, die dadurch den Namen the Hook (die Angel) erhalten hat. Sie ist jeden Abend durch die vielen hellerleuchteten Tanzsäle ganz illuminirt. Mit Ekel und Erstaunen betrachtet der Fremde die Menge der betrunkenen weiblichen Geschöpfe, die sich allenthalben seinem Blicke darbieten, und, empört durch die Frechheit und Schamlosigkeit, womit hier das Laster getrieben wird, wendet er sich schnell von dieser häßlichen Scene hinweg. Das Stadthaus (the cityhall) ist das schönste Gebäude in seiner Art von Amerika. Es ist im edelsten Styl, ganz aus glänzendweißem, fast durchsichtigen Marmor aufgeführt, und kostet eine halbe Million Dollars. Es wurde von italienischen Meistern erbaut, die man zu dem Ende von Rom kommen ließ. Von allen Seiten frei, auf einen großen, mit Akazien bepflanzten und mit einem sehr schönen eisernen Gitter umgebenen Platze stehend, ist es die größte Zierde Newyorks. Das kürzlich erbaute große Schauspielhaus gibt weder an Größe noch an Eleganz den besten Theatern in London und Paris etwas nach. Auch sind fast immer einige der berühmtesten englischen

Schauspieler hier anwesend, die Gastrollen geben.

Um die schöne Welt von Newyork zu sehen, muß man sich des Morgens in Broadway, der schönsten und lebhaftesten Straße der Stadt einfinden, wo sie von Zehn bis Zwölf in den neuesten Pariser und Londoner Costüms auf- und abgeht. Gegen Abend versammelt man sich auf der Batterie, einem herrlichen Park, welcher gerade auf der Spitze liegt, wo der Hudson und Ostfluß zusammentreffen. Man hat von hieraus nicht allein die reizendste Aussicht auf die große Wasserfläche mit den schönsten Inselgruppen, sondern auch den Genuß der kühlen Seewinde, welche im Sommer so wohlthätig sind.

Die Newyorkerinnen sind sehr gebildet und einnehmend; groß, schlank, von blasser, aber blendend weißer Gesichtsfarbe, mit blauen Augen und kastanienbraunen Haaren. Ein leichtes ungezwungenes Wesen ist ihnen in hohem Grade eigen, auch stehen sie im Punkte der geistigen Ausbildung gewiß hinter den Damen der alten Welt nicht zurück. Sie besuchen gewöhnlich die weiblichen Lehranstalten bis zu ihrer Vermählung, auch halten die

Vornehmsten und Geschicktesten es nicht unter ihrer Würde, einer solchen Anstalt selbst vorzustehn. Ihre Lieblingstracht ist ein Gewand von indischem Krepp, ein elastisches Seidengewebe, welches sich fest an ihre schlanken wohlgeformten Glieder anschmiegt und deren kleinste Bewegungen sichtbar macht.

Man wird in Newyork weder durch Bettler, noch durch wandernde Straßenkrämer belästigt, aber dagegen desto mehr durch die ungeheuren, oft mit sinnigen Abbildungen und Inschriften versehenen Schilder zum Kauf eingeladen. So hatte z. B. ein Verkäufer von englischer Wichse ein Schild, worauf ein großer Stiefel stand mit einem Haushahn davor, welcher sein Bild in dem blanken Stiefel erblickte, und dadurch, zum Kampfe gereizt, sich in eine schlachtfertige Stellung setzte. Auf einem anderen Schilde befand sich ein Mann, der im Begriff war sich zu rasiren; in Ermangelung eines Spiegels hatte er einen, mit der Wichse des Verkäufers blank geputzten Stiefel vor sich auf den Tisch gesetzt, welcher sein Bild zurückgab. Auf allen Schildern wird man von der Wohlfeilheit der Waaren benach-

richtigt, zuweilen, daß sie zum Einkaufspreise oder gar darunter verkauft werden.

Sowohl im Winter als im Sommer bietet Newyork auch in Hinsicht der Vergnügungen eine große Abwechselung dar. Im Sommer geht man in großen Massen mit den Dampfbooten auf von Fischfang nach Sandy Hook, oder long Island Sund, oder nach Albany und Philadelphia. Täglich gehen die eleganten, vortrefflich eingerichteten Dampfboote nach Albany, jedes mit 2 bis 300 Passagieren beiderlei Geschlechts angefüllt, die blos zum Vergnügen jeden Sommer einige Dutzendmal nach Albany eine Reise von 160 Meilen machen. Die auserlesensten Erfrischungen und eine wohlbesetzte Musik dürfen nie fehlen. Auf dem Verdeck tanzt man die ganze Nacht hindurch, unter einem leinenen Zelte, Cottillons und Quadrillen, und reis't auf diese Art tanzend die Nacht über 100 Meilen.

Ein andersmal belustigen Wettrennen zu Pferde, zu Fuß, und zu Wasser in Dampfbooten und Fahrzeugen mit Rudern das nach diesen Dingen so begierige Publikum. Auch gibt es in der Stadt eine Menge öffentlicher

Gärten, die des Abends erleuchtet werden und in denen zuweilen Tanzmusik ist. Im Winter wechseln Schlittenfahrten mit Bällen, Konzerten, Theeparthien, Schauspiel, Pickenicks und Ronts ab. Kurz, die großen Städte der neuen Welt wetteifern mit denen der alten in sinnlichen Vergnügungen, und suchen es ihnen wo möglich noch darin zuvor zu thun.

Die Bevölkerung von Newyork nimmt sehr schnell zu; im Jahr 1790 betrug sie 60,000 Seelen, 1800 — 90,000, 1810 — 120,000, 1820 — 135,000 und gegenwärtig beträgt sie über 150,000. Es ist merkwürdig, daß der Staat und die Hauptstadt in gleichem Verhältniß zunehmen, und die Bevölkerung der Stadt immer ein Zehntel der Seelenzahl des ganzen Staats ausmacht.

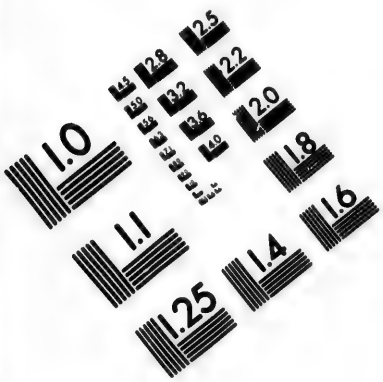
Dreizehntes Kapitel.

Der große Eriekanal, Rochester, die Brücke von Carthago. Der Fall des Niagara. Fahrt auf dem Susquehannah-Strom.

Wir verließen Newyork am 16. September mit dem schönen Dampfboot, the chancellor.

Es waren mehr als 300 Passagiere beiderlei Geschlechts am Bord, die alle aus der gebildeten Klasse zu seyn schienen. Sobald es finster wurde, fing man unter dem Zelte an, Quadrillen zu tanzen, welches bis um 4 Uhr des Morgens fortgesetzt wurde. Man sagte uns, daß sich einige Damen einen großen Theil des Sommers auf diesen Dampfbooten aufhielten, um das Vergnügen einer immer abwechselnden Gesellschaft und der Tanzparthien zu genießen. Wir waren am nächsten Morgen um 8 Uhr in Albany, und hatten die Fahrt in 18 Stunden zurückgelegt. Von Albany aus, setzten wir sogleich unsere Reise nach Westen mit der Stage (Eilwagen) fort. Wir speis'ten in Skenektady, einem blühenden Städtchen am Ufer des Mohak-Flusses, berühmt durch das Union College, die am zahlreichsten besuchte Lehranstalt der vereinigten Staaten. Unsere Reisegesellschaft sprach den Rum- und Cognac-Flaschen, welche nie bei der Tafel fehlen dürfen, so fleißig zu, daß uns in allem Ernste für die Folge bange wurde. Wirklich betrug sich einer der drei Herren, welche nebst uns die Reisegesellschaft ausmachten, im Wagen so unartig gegen mich und

meine Frau, daß ich mit ihm in Streit gerieth. Die beiden anderen Herren befahlen zu halten, dann öffneten sie den Wagenschlag, warfen den Betrunkenen heraus, und riefen dem Postillon zu, wegzufahren, was er im Gallopp that. Hiemit war die Sache abgemacht. Wir fuhren beständig durch das reizende Thal die Ufer des Mohaks entlang, welches ganz von den Abkömmlingen der Deutschen und Holländer bewohnt ist. Die kleinsten Dörfchen prangen mit den Namen berühmter deutscher und holländischer Städte; wir passirten diesen Tag Berlin, Mannheim, Mainz, Amsterdam, Leyden u. s. w. Ueberhaupt hat man in Amerika eine gewisse Sucht, den kleinsten Dörfchen die Namen der größten Städte alter und neuerer Zeit beizulegen, weshalb man auch im Newyork-Staate in einem einzigen Tage von Paris über Jerusalem, Cairo, Persepolis, Palmira, Babylon, Carthago, Athen nach Rom reisen kann. Auch haben die alten großen Feldherrn ihren Namen hergeben und bei der Taufe armseliger Dörfchen Gevatter stehen müssen. Die Flecken Cicero, Pompejus, Cato, Brutus, Hannibal,



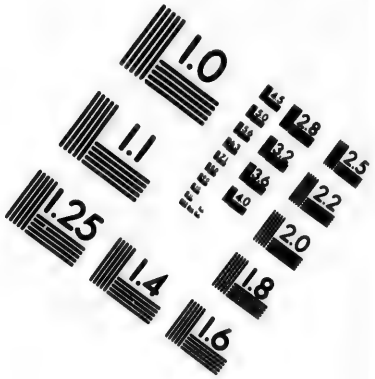
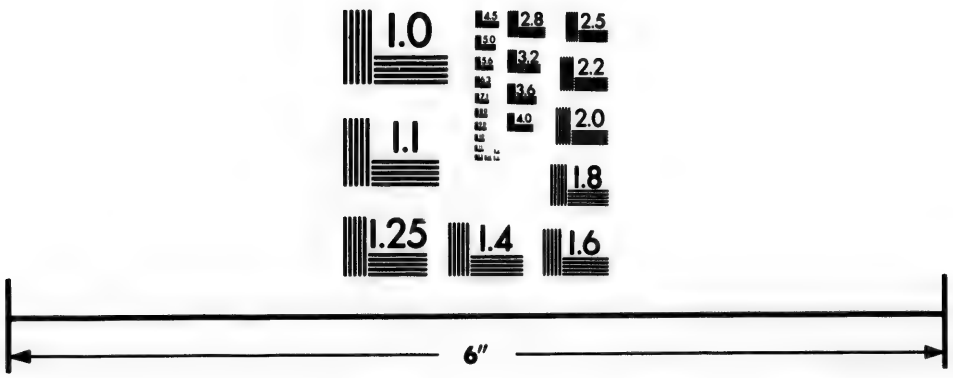
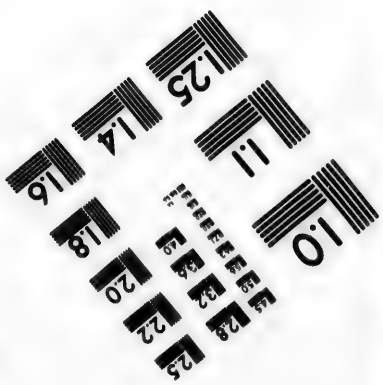


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Manlius, Scipio, Fabricius, u. s. w. liegen dicht zusammen.

Die Deutschen im Mohak-Thale schienen uns ein rohes ungeschliffenes Volk, das in Hinsicht der Bildung weit hinter den Anglo-Amerikanern zurücksteht. Die Letzteren spotteten vorzüglich über einen Gebrauch dieser Deutschen, welchen sie Bundling nannten, und der darin besteht, daß Mädchen und Jünglinge bei ihren Festen die Nacht in Einem Bette, jedoch unentkleidet, zubringen. Hinter Mannheim wurde das Thal sehr lebhaft; mehrere tausend Menschen waren mit dem Ausgraben des großen Erie-Kanals beschäftigt. Dieser Kanal ist 350 Meilen lang und verbindet vermittelst des Hudson-Stromes das Atlantische Meer mit dem Erie-See. Er nimmt seinen Anfang zu Albany und steigt bis Buffalo, am Erie-See, 640 Fuß, welches durch 80 sehr schöne, aus blauen Werksteinen aufgeführte Schleusen bewirkt wird. Um die Krümmungen des Mohak-Flusses und die Berge zu vermeiden, ist er viermal auf prächtigen, aus gehauenen Steinen erbauten Schwibbogen quer über diesen Fluß geleitet. Zu Little Falls ist der Uebergang durch einen ein-

zigen, 180 Fuß weiten Bogen ausgeführt, und zwar auf Kosten eines Privatmannes, welcher in dem Städtchen Little Falls ein Bassin graben ließ, das 2000 Schritte im Umfange hat, mit Werksteinen aufgemauert ist, und mittelst des erwähnten Uebergangs mit dem Kanal in Verbindung steht, dem es als ein Hafen dient. Unterhalb Little Falls fand man viele Schwierigkeiten den Kanal den Fluß entlang zu leiten, weil sich dieser auf einer Strecke von zwei Meilen durch steile Felsen drängt. Man mußte deshalb auf dieser ganzen Länge eine Mauer im Flußbette aufführen und die Erde zu dem Bette des Kanals von einer bedeutenden Entfernung herbeifahren. An manchen Stellen mußte man mit großen Schwierigkeiten durch die Felsen hauen.

Wir langten um 10 Uhr in Utika, einer der schönsten Landstädte Amerikas, an. Unsere europäischen Landstädte sind in Vergleich mit den amerikanischen nur schmutzige Löcher, und verhalten sich zu ihnen wie ein abgetragenes altfränkisches Kleid zu einem neuen eleganten Kostüm.

Der Kanal geht mitten durch Utika und ist in der Stadt zu beiden Seiten aufge-

mauert. Da er von hier schon fahrbar wird, so nahmen wir am folgenden Tage Plätze auf dem Passagierschiff, welches täglich von Utika nach Rochester geht. Die Boote, von zwei Pferden gezogen, gehen Tag und Nacht, und legen in 24 Stunden 100 Meilen zurück. Man hat darin eine vortreffliche Tafel und alle Bequemlichkeiten eines guten Wirthshauses. Man fährt sehr billig und zahlt blos jedes Hundert Meilen drei Dollars, die Beköstigung mitgerechnet. Wir bestanden ungefähr aus 40 Passagieren am Bord; die Gesellschaft war sehr munter und froher Laune, bis ein schreckliches Ereigniß uns alle in die tiefste Trauer und Bestürzung versetzte. Es war ein sehr schwüler Nachmittag, und wir alle litten durch die drückende Hitze. Eine junge liebenswürdige Dame bückte sich zu dem kleinen Fensterchen hinaus, um ihr Schnupftuch zu ihrer Abkühlung ins Wasser zu tauchen, in dem Augenblick, als das Schiff unter einer Brücke wegging, und hart an einen Pfeiler streifte. Dieser ergriff die Frau, ehe sie im Stande war sich zurückzuziehen, und riß ihr den Kopf mit der ganzen Schulter vom Rumpfe. Der blutige verstümmelte Körper fiel ins Zimmer,

wobei Allen ein Schrei des Entsetzens entfuhr. Ihr Gatte, welcher ihren Säugling auf seinen Armen schaukelte, ließ das Kind fallen und sank nebst mehrern anwesenden Damen ohnmächtig hin. Wir ließen die unglückliche Familie in Rom zurück, in dessen Nähe dieser traurige Zufall sich ereignete. Wir stiegen bei den Salzwerken am Onandoya-See aus, welche diesen unentbehrlichen Artikel in solcher Quantität liefern, daß der Scheffel von 100 Pfd. zu 25 Cents (10½ Sgr.) verkauft wird. Der ganze Apparat dieser Salzwerke besteht in eisernen Kesseln, die ungefähr 200 Maß halten, worin das Salzwasser eingekocht wird. Wir gingen nach dem, eine Stunde von hier entfernten, Städtchen Manlius, wo meine Frau einige Freundinnen hatte; sie gedachte hier eine Zeitlang zu verweilen, um die Wirkung der berühmten Heilquelle, welche bei Manlius entspringt, auf unsern kranken Sohn zu versuchen. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen setzte ich die Reise auf dem Kanal nach Westen fort. Der erste bedeutende Ort, wo wir anlangten, war Auburn, eine blühende Stadt, mit einem Staatsgefängniß, das auf die nemliche Art wie das zu Newyork

eingerichtet ist. Hier beginnt das Country of the Lakes (Land der Seen), die fruchtbarste und blühendste Gegend der vereinigten Staaten. Die vielen Seen, deren Ufer sich sanft terrassenförmig erheben und abwechselnd mit Wäldern, Kornfeldern und niedlichen Dörfchen umringt sind, geben der Gegend etwas unbeschreiblich Anmuthiges, das von allen Reisenden, welche diese Gegend besuchten, anerkannt worden ist. Das Land ist so fruchtbar, daß es die Aussaat von Weizen vierzigfältig zurückgibt. Ein Farmer baut mit zwei Knechten 3 — 4000 Büschel Weizen, nebst einer verhältnißmäßigen Quantität Mais und Hafer. Diese Farmers haben eine Einnahme von 1000 — 3000 Dollars, und es scheint, daß der üppige Boden auch die Menschen üppig mache; denn man sieht selbst die Dienstmagd in ostindischen, mit breiten Garnituren und Guirlanden besetzten Kreppkleidern, und mit feinen italienischen Federhüten geschmückt. Wir kamen Nachmittags Geneva vorbei, welches eine reizende Lage auf dem Ufer des schönen Seneka-Sees hat, und langten gegen Abend zu Canandagua an, wo ich übernachtete. Dieser Flecken liegt an dem See glei-

chen Namens und erhebt sich sanft am Abhange eines Hügels, welchen die einzige, zwei Meilen lange Straße Canandaquas hinaufläuft. Ohngeachtet dieser Ort aus Holz erbaut ist, so ist er doch das schönste Landstädtchen, das ich je gesehen habe. Fast alle Häuser sind mit Säulen, Portikos und Gallerien verziert und schneeweiß angestrichen. Sogar die Kirchen sind von Holz in gothischem Geschmack erbaut, wobei der Stein sehr täuschend nachgeahmt ist. Der Gasthof, worin ich übernachtete, war überaus prächtig und konnte sich wohl mit den besten Gasthöfen in den großen Städten Deutschlands messen. Der Wirth erzählte mir, daß er 1500 Dollars jährliche Miethe gebe; ein Umstand, welcher die Wohlhabenheit dieser Gegend darthut. In Europa würde diese Miethe in einem Landstädtchen etwas Unerhörtes seyn. Am folgenden Tage erreichte ich gegen Mittag Rochester am Genesse, einem bedeutenden Fluß des Newyork-Staates. Der Fleck, worauf die Stadt steht, war vor zehn Jahren noch ein Erlensumpf, und jetzt wohnen hier 8000 streitige Menschen, die meistens Fabrikgeschäfte treiben. Der Genesse-Fluß stürzt sich in die

Mitte der Stadt mit großem Brausen von einem 95 Fuß hohen Felsen hinunter; 200 Schritte oberhalb dieses Sturzes ist der Kanal auf acht, aus Sandsteinen erbauten Bogen über den Fluß geführt, wodurch Rochester eigentlich in vier Theile getheilt wird. Der große Wasserfall bringt dieser Stadt einen nicht zu berechnenden Vortheil, weil durch Wasserleitungen aus dem Flusse eine unendliche Menge von Maschinen und Mühlen getrieben werden, denen es an Wasser und Gefälle mangelt. Die Ufer des Flusses werden nach dem Falle immer wilder und romantischer. Der Fluß drängt sich mit tobender Wuth, von Zeit zu Zeit kleine Kaskaden bildend, zwischen hohe Felsenwände hindurch, bis er bei Carthago, eine Viertelstunde von Rochester, sich wieder von einem 120 Fuß hohen Felsen in einen Abgrund stürzt, dessen Tiefe Grausen erregt. Hundert Schritte unterhalb des letzten Sturzes ist eine hölzerne Brücke aus einem einzigen Bogen von 300 Fuß Weite über diesen schauderhaften Abgrund geführt und zwar mit solcher Kühnheit und Erfindsamkeit, daß man nicht weiß, welche von diesen Eigenschaften man dabei am mei-

sten bewundern soll. Die Aussicht von dieser Brücke ist furchtbarschön und ergreifend. Zuerst wird man von Schwindel und Grausen ergriffen und wagt nicht eher hinunter zu sehen, bis man sich allmählig an die Schrecken erregende Tiefe gewöhnt hat. Diese kühne Brücke, die durch das Donnern des Sturzes in einer beständig zitternden Bewegung gehalten wird, der gährende Abgrund, die ungeheuren steilen Felsenmassen und die aufsteigende Wolkensäule bilden eine Scene, die vielleicht in der Natur nicht ihres Gleichen hat. Leider ist dies Meisterstück der Baukunst seitdem eingestürzt, und hat einen schwerbeladenen Frachtwagen mit Menschen und Pferden zerschmetternd in dem Abgrund begraben. In der Nähe dieser Brücke liegt Carthago, ein armseliges Dörfchen, bis wohin die Schiffe von Montreal und Quebeck den Fluß hinauf kommen, um das in großer Menge in dieser Gegend erzeugte Weizenmehl einzuladen. Die Tonnen werden mittelst einer sinnreich eingerichteten Maschine die hohen steilen Felsenufer hinunter in die Schiffe gebracht.

Nach einem Aufenthalte von sechs Wochen setzte ich die Reise auf dem Kanal fort.

Die erste Station hinter Rochester ist Palmira, wo der Kanal den höchsten Punkt erreicht hat, und während einer englischen Meile, 40 Fuß tief, durch einen Felsen gehauen ist. Wir langten Abends zu Batavia, einem hübschen Städtchen in einer sehr fruchtbaren Gegend, an. Die holländische Landkompagnie, welche noch 40 bis 42 Millionen Morgen des fruchtbarsten Landes in Newyork besitzt, hat in diesem Orte ihr Büreau und ihre Agenten. Obschon ihr der Morgen Land nur einige Schillinge kostet, den sie für 8 Dollars wieder verkauft, so verliert sie doch Kapital und Zinsen, indem die Büreaukosten und die Gehälter der Agenten mehr Geld verschlingen, als aus dem Verkauf des Landes gelöst wird. Während meines Aufenthalts in Batavia, welcher durch unvermuthete Geschäfte verlängert wurde, fing es an zu frieren. Es fiel eine Menge Schnee, welcher den Boden zwei Fuß tief bedeckte; weshalb die Wasserreisen aufhörten und Schlittenfahrten an ihre Stelle traten. Am 10. Januar verließ ich Batavia mit dem Stage-Schlitten, in welchem sich eine artige Gesellschaft von sechs jungen Ladys befand, welche die in Buffalo errichtete weibliche Erziehungsan-

stalt besuchen wollten. Wir hatten das Unglück umgeworfen zu werden, und da durch den Fall der einzige Ausgang versperrt war, so waren wir in einer bedrängten Lage und in Gefahr des Erstickens, indem es einige Zeit währte, ehe Leute herbeikamen, um uns aufzurichten. Einem jungen Amerikaner, der in Verdacht stand, den Postillon zu diesem Streich bestochen zu haben, hatten die Ladys in diesem Tumult Gesicht und Hände schrecklich zerkratzt. Er schien etwas verbrochen zu haben, denn alle jene Mädchen setzten ihm so zu, daß er Reißaus nehmen mußte. Wir Uebrigen kamen mit einigen blauen Flecken davon, und erreichten Abends wohlbehalten Buffalo. Auf allen Straßen wimmelte es von den Indianern der sechs Nationen, die sich versammelt hatten, um eine Summe von 40,000 Piastern zu empfangen, welche die Regierung von Newyork ihnen für abgetretene Ländereien zahlt. Sie verschwenden dieses Geld sogleich auf eine unsinnige Art und nehmen keinen Heller mit zu Hause; es schadet ihnen deshalb weit mehr als es ihnen nützlich ist, weil dadurch ihre Sitten verdorben werden und sie Geschmack an geistigen Getränken bekommen.

Aber das ist eben, was die auf ihr Land spekulirenden Amerikaner wollen, ein sicheres Mittel ihren Untergang zu beschleunigen, um sich eines schönen fruchtbaren Erdstrichs bemächtigen zu können, welchen sie noch im Staate von Neuyork besitzen. Das indianische Dorf liegt eine Viertelstunde von Buffalo in einer paradiesischen Gegend. Die aus Baumstämmen erbauten Hütten liegen, im Schatten hoher Ulmen und Ahornbäume in einer blumigten Wiese, auf den Ufern eines klaren Baches zerstreut. Während meiner Anwesenheit wurde eine Indianerin hingerichtet, die des Verbrechens der Zauberei angeklagt war. Durch Stimmenmehrheit ihres Volks zum Tode verurtheilt, wurde sie von einem mit der Hinrichtung beauftragten Eingebornen nach der Stadt geführt, und ganz trunken gemacht. Als sie auf dem Heimwege an der Grenze ihres Gebiets angelangt waren, zog der Barbar ein kleines Beil hervor und tödtete sie mit mehreren Hieben. Er wurde zwar von einigen Weißen ergriffen und ins Gefängniß geführt; allein er mußte auf die Reklamation der Indianer, nach dem bestehenden Traktat, wieder freigegeben werden. Buffalo

ist eine der schönsten Städte von Newyork und hat eine reizende, für den Handel vorzüglich vortheilhafte Lage, am Fuße des Erie-Sees auf dem Punkt, wo der Niagara-Strom mit großer Schnelligkeit sich aus dem Erie stürzt. Obgleich man daselbst noch 17 Meilen von dem großen Katarakt des Niagara entfernt ist, so hört man doch bei günstigem Winde das Brausen des Falls, und sieht bei stillem Wetter die schwarze Wolkensäule, welche durch den aufsteigenden Staubregen gebildet wird. Am 1. Februar fuhr ich, in Begleitung eines Quäkers, dahin. Zu Blackrock, zwei Meilen unterhalb Buffalo, setzten wir über den Strom, welcher hier noch so reißend war, daß wir, trotz aller Anstrengung der Fuhrleute, eine halbe Meile weit hinunter trieben. Wir fuhren nun beständig das Ufer des Flusses entlang, welches sich nur wenige Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Mein Begleiter, welcher diese Gegend schon seit sechszig Jahren kannte, war ein sehr angenehmer Gesellschafter. Er erzählte mir, daß der Wasserfall sich, seitdem er ihn zuerst gesehn, sehr in seiner Gestalt verändert und daß seine Höhe nicht allein abgenommen, son-

dern auch der ganze Fall sich wenigstens um 30 Fuß weit zurückgezogen habe. Sollte dieß wirklich der Fall seyn, so würde die merkwürdigste aller Naturscenen mit der Zeit verschwinden; es würden die ungeheuren Inlandseen trocken werden, so daß man da, wo jetzt stolze Schiffe die Wellen durchschneiden, und vor einigen Jahren ein blutiges Seetreffen geliefert wurde, künftig den Landmann mit dem Pfluge seinen Acker bestellen sehen wird. Einige Meilen unterhalb Blackrock theilt sich der Strom und bildet eine Insel, die neun Meilen lang und drei breit ist. Sie gehört einem reichen Juden von Newyork, Namens Noak, Herausgeber des National-advocate (einer beliebten Zeitung), welcher sie gekauft hatte, um seinen in alle Welt zerstreuten Glaubensgenossen darauf eine Zuflucht darzubieten, und ein neues Jerusalem zu gründen. Allein die Juden scheinen nicht geneigt, statt der Elle, das Beil zu ergreifen, um eine Wildniß zu einem gelobten Lande umzuschaffen. Unterhalb dieser Insel vereinigt sich der Strom wieder und erscheint kurz vor dem Fall, wo er über drei Meilen breit ist, in seiner ganzen Majestät, welches aber nicht lange währt;

denn plötzlich engt er sich zusammen und fängt an unruhig zu werden. Diese Unruhe nimmt zu; eine Welle drängt und tummelt sich über die andere, bis die ganze Oberfläche des Wassers, in einen weißen Schaum aufgelöst, brausend und zischend mit Pfeilesschnelle dem eigentlichen Falle zuströmt, der senkrecht von einem 150 Fuß hohen Felsen ist. Einige hundert Schritte vor dem Falle theilt die Ziegeninsel den Strom; doch stürzt sich nur eine unbedeutende Wassermasse an dem amerikanischen Ufer den Felsen hinunter. Von diesem Ufer führt eine Brücke nach der Insel, worauf sich ein Kaffeehaus befindet, das aber blos von Fremden besucht wird, weil der Uebergang über die Brücke 25 Cents kostet. Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, als wir bei dem Katarakte anlangten, wo eine zauberische Scene sich vor unseren Blicken ausbreitete; alle Bäume und Gesträuche der Ziegeninsel und der umgrenzenden Wälder waren mit Eiszacken behangen und mit Eiskrusten umgeben, welche, aus dem kristallhellen Wasser des Staubregens gebildet, mit dem schönsten Farbenspiel in der Abendsonne glänzten. Der aufsteigende Staubregen bildete Regen-

bogen in allen Richtungen. Viele Bäume waren durch die Schwere des sich ihnen angehängten Eises niedergebrochen. Auf der kanadischen Seite des Falls sind zwei Gasthöfe, die in Hinsicht der Pracht und Eleganz den besten in Europa zur Seite gesetzt werden können. Sie sind im italienischen Geschmack erbaut, mit Säulen und Gallerien umgeben. Man hat aus ihnen die schönste Aussicht auf den Fall, dessen donnerndes Getöse die Fenster beständig klirren macht.

Ich war angenehm überrascht, eine deutsche Familie aus Hamburg hier anzutreffen, welche von Philadelphia hergekommen war, um dies Schauspiel der Natur zu sehen, und mit denen ich den Rückweg nach Buffalo antrat. Wir stiegen am folgenden Morgen auf einer Wendeltreppe kaum 400 Schritte unterhalb des Falles die steilen Felsenwände hinunter, und ließen uns nach der andern Seite übersetzen. Das Wasser ist hier noch in einer so stürmischen Bewegung, daß viel Muth dazu gehört, sich dem Nachen anzuvertrauen. Hier unten übersteigt das Brausen und der Tumult alle Beschreibung; nur durch Winken kann man sich einander verständlich machen.

Ein kleiner Fußpfad führt die Felsenwand entlang bis unter die stürzende Wasserscheibe, wohin man sich im Winter nicht wagen kann, weil man ganz durchnäßt wird.

Wir kehrten auf der amerikanischen Seite heim, was wir aber bald bereueten, weil wir die ganze Reise bis Buffalo in einem dicken Walde zurücklegen mußten, ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen. Am 1. März langte ich wieder in Manlius an. Wir blieben daselbst noch bis zum 1. April, und begannen alsdann unsere Reise nach den südwestlichen Staaten, wo wir uns niederzulassen gedachten. Wir nahmen zuerst unsere Richtung nach Cayuga, einem Städtchen an einem See gleichen Namens, worüber eine zwei Meilen lange Brücke führt. Wir schifften uns hier auf einem Dampfboot ein, welches täglich nach dem, am Ende des Sees 35 Meilen von Cayuga gelegenen Städtchen Ithaka fährt. Das Boot war mit Passagieren angefüllt, welche zu einem Feste nach Ithaka wollten. Wir nahmen in Aurora, welches ungefähr auf halbem Wege liegt, noch einige Passagiere ein, und erreichten um drei Uhr Nachmittags Ithaka. Dieser Ort liegt

in einem paradiesischen Thale, das von Bergen und Felsen eingeschlossen ist, von deren Klippen sich eine Menge Bäche, die reizendsten Kaskaden bildend, hinunterstürzen.

Die schönste von allen bildet die Kaskadilla, ein ansehnlicher Fluß, der seinen Namen von den vielen terrassenförmigen Fällen trägt, welche er einen 500 Fuß hohen Felsen hinunter macht. Die Maler von Philadelphia und Newyork kommen hieher, um ihre Pinsel mit den Schönheiten der Natur vertraut zu machen. Unser Gasthof war, des Festes wegen, voll von Fremden. Schon früh am Morgen des folgenden Tages wurden wir durch die Trommeln der paradirenden Miliz geweckt, welche, nach einigen verdorbenen Evolutionen, zur Methodistenkirche marschirte. Mittags war großes Diner, wobei mir, als einem Fremden, die Ehre widerfuhr, neben dem Präsidenten des Festes, einem Senator des Kongresses, meinen Sitz zu erhalten. Sobald man sich gesetzt hatte, ging der Wirth herum und versicherte sich von allen Gästen ohne Unterschied im voraus seiner Bezahlung. Nach der Mahlzeit wurden Toaste ausgebracht, mit einem dreimaligen Hurrah, Trompeten,

Trommeln und Abfeuern eines Sechspfünders begleitet, wobei jedesmal ein großes Glas Wein geleert wurde. Die Amerikaner, dieses Getränks ungewohnt, wurden bald so betrunken, daß sich das Fest in einen wilden Lärm auflös'te und mit blutigen Köpfen endigte.

Wir nahmen am folgenden Morgen unsern Weg, mit der Stage, nach Owego, welches 30 Meilen von Ithaka in einem Thale am Ufer des großen Susquehannah-Flusses liegt. Das schöne heitere Frühlingswetter verleitete uns zu dem Entschlusse, in einem Nachen den Strom hinunter zu fahren. Wir kauften zu dem Ende ein Skiff, eine Art Fahrzeug, das aus drei breiten, sehr zweckmäßig gebogenen und glatt polirten Brettern besteht, und so leicht ist, daß ein Mann es im Nothfalle allein tragen könnte. Diese Skiffs gehen mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit und Schnelligkeit durchs Wasser, und man kann damit eine große Strecke Wegs in einem Tage zurücklegen. Auch ging unsere Fahrt den Strom hinunter trefflich von Statten. Wir erreichten schon den ersten Abend Rosville, an der Grenze von Pensylvanien. Die Leute schüttelten bedenklich die Köpfe, als wir ihnen

erzählten, daß wir mit unserem kleinen Fahrzeuge den Strom 300 Meilen weit hinunter fahren wollten. Sie schilderten uns die Gefahren dieses Stroms mit so übertriebenen Schrecknissen, daß wir kein Wort davon glaubten und unsere Reise getrost fortsetzten. Der Susquehannah schlängelt sich hier, wie die Mosel, durch ein enges Thal, von hohen Gebirgen und steilen Felsen eingeschlossen.

Ungeachtet der großen Einsamkeit der unbewohnten Ufer, mußten wir doch die Mannigfaltigkeit der jeden Augenblick veränderten Scene bewundern. Bald fuhren wir langsam den breiten majestätischen Strom hinunter, und schossen dann plötzlich mit Pfeilesschnelle um eine Ecke eine Felsenbank hinab, wo die ganze Gegend ein verändertes Ansehen gewann. Solche Stellen konnte man schon in weiter Ferne brausen hören, und noch erstaune ich zuweilen darüber, wie wir sie so kaltblütig in unserm kleinen Nachen hinuntergleiten konnten.

Die seltsam aufgethürmten Felsmassen erinnerten uns an die Ruinen der alten Burgen Deutschlands; sie waren ihnen oft so täuschend ähnlich, daß wir in der Dämmerung

zuweilen wirklich die Trümmer alter Vesten zu sehn glaubten. Die Uferbewohner des Susquehannahs nähren sich damit, Schiffsbauholz in Flößen den Strom hinunter nach Baltimore zu bringen. Ihre Dürftigkeit stach grell gegen den Reichthum der eben verlassenen üppigen Newyorker am Cayuga-See ab. Am vierten Tage unserer Fahrt erreichten wir Asylum, welches der Marschall Lefebre des nouettes mit mehrern verbannten französischen Offizieren erbaut, aber wieder verlassen hatte. Die wenigen Franzosen, welche noch da wohnten, versagten uns ein Nachtlager, wogegen uns die Amerikaner immer mit vieler Freundlichkeit aufnahmen. Wenn man die Wildheit und Unfreundlichkeit dieser Gegend betrachtet, so drängt sich einem unwillkührlich der Gedanke auf, daß nur Verzweifelung diesen Offizieren eingeben konnte, einen so düstern, unwirthlichen, von Felsen eingeschlossenen Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Die Hütte des tapfern unglücklichen Marschalls, aus übereinandergelegten Baumstämmen erbaut, steht jetzt öde und verlassen da. Das Loos dieses Mannes war sehr hart. Von Hunger aus dieser Wildniß mit seinen Offizieren ver-

trieben, ging er nach Alabama, wo ihnen der Kongreß Ländereien mit der Bedingung angewiesen hatte, daselbst Olivien und Reben zu bauen, welche weder in Alabama noch irgend sonst wo in den vereinigten Staaten gedeihen. Hier bearbeitete der Marschall mit der Hacke, in der sengenden Hitze eines brennenden Klimas, seinen Acker. Als er endlich vom Könige begnadigt wurde, und in die Arme seiner geliebten Gattin und seiner zahlreichen Familie zurückeilen wollte, litt er Schiffbruch an der Küste Irlands, und ertrank nahe an dem Ziele seiner Sehnsucht. Am siebenten Tage erreichten wir Wilkesburg, ein artiges Städtchen; wir waren froh, ein gutes Wirthshaus hier zu finden, da wir seit Owego in elenden Hütten von Baumstämmen hatten übernachten müssen, deren Bewohner zuweilen am Nothdürftigen Mangel litten. In dieser Gegend findet man gute Steinkohlen, welche den englischen an Güte nicht nachstehen.

Am neunten Tage unserer Fahrt passierten wir Northumberland, wo sich der nördliche und südliche Susquehannah vereinigen. Der Strom wird dadurch über eine Meile

breit, aber die Schifffahrt um so gefährlicher, wegen der vielen aus dem Wasser ragenden Felsen, zwischen denen eine starke Strömung ist. Zuweilen war der Fluß wie mit Felsen besäet; so daß man, ganz davon eingeschlossen, keinen Ausweg mehr sah. Oft schien es uns ein Wunder, daß unser leichter Nachen nicht an den Felsen zertrümmerte, wogegen wir einigemal mit solcher Gewalt geschleudert wurden, daß wir die Fassung für den Augenblick verloren. Zu Northumberland fängt die Gegend an gut angebaut zu werden, das Thal erweitert sich und wird sehr freundlich. Am vierzehnten Tage erreichten wir Harrisburg, das Ziel unserer Wasserfahrt. Hier überließen wir unser Fahrzeug den Wellen, weil es so zersplittert und leck geworden war, daß es Niemand geschenkt haben wollte.

Harrisburg ist eine schöngebaute, ansehnliche Stadt, der Sitz der Regierung von Pensylvanien, und fast ganz von Deutsch-Amerikanern bewohnt. Das Capitol (Repräsentanten-Haus), welches erst kürzlich aufgeführt worden, ist ein großer in einem edlen Style gebauter Pallast. Eine prächtige bedeckte Brücke führt über den, hier eine und eine Viertel-

meile breiten, Susquehannah-Strom nach Carlisle, welches 16 Meilen von Harrisburg in der Mitte der deutschen Bevölkerung liegt, und wo wir uns einige Zeit auszuruhen beschlossen hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Exkursion nach Virginien. Charlottesville Monticello. Die Universität.

Carlisle ist eine wohlgebaute Stadt, mit einer bedeutenden Lehranstalt, Dikinsons-Collegium genannt. Die Bevölkerung der Stadt besteht größtentheils aus Irländern. Die Umgegend ist fast ausschließlich mit Deutschen bewohnt, deren Ursprung aus den untersten Klassen der Schwaben und Pfälzer unverkennbar ist. Es sind fleißige und ehrliche Landleute, die durchaus keinen Werth auf Bildung und Wissenschaften legen, daher sie ihren Kindern nur eine höchst nothdürftige Erziehung geben, und, als eine natürliche Folge,

die Lastthiere der anderen Kasten bleiben. Sie haben wenig Einfluß auf die Regierung des Staats, an der sie auch wenig Antheil nehmen. Das große Thal, worin Carlisle liegt, welches durch Ostpensylvanien, Maryland, Virginien, über 600 Meilen nach Südwesten hin sich erstreckt, ist die Hauptniederlassung der Deutschen, welche zwei Drittel der Bevölkerung davon ausmachen.

In Carlisle wurde ich von dem kalten Fieber, der beständigen Geißel dieses Landes, heimgesucht. Ein deutscher Apotheker, Namens Fahnenstock, gab mir eine Mixtur, wonach das Fieber plötzlich ausblieb, jedoch eine Körperschwäche zurückließ. Kleine Tagereisen zu Fuß auf einer Tour nach Virginien stellten meine Kräfte wieder her. Ich hatte mir unter den südlichen Staaten immer ein blühendes Land vorgestellt, aber wie sehr hatte ich mich geirrt! So wie ich nur den Boden der Sklaverei betreten, begegneten mir, statt der bisher gesehenen wohlgekleideten Landleute, nur zerlumpte Neger. Statt der gutangebauten Farms mit niedlichen Wohnhäusern und Scheunen, sah ich nur Wildnisse, worin vernachlässigte Felder und armselige Negerhüt-

ten um das zerfallene große Wohnhaus des Plantagenbesitzers zerstreut lagen. Der Boden ist an vielen Stellen durch schlechte Kultur so abgemagert, daß er nur noch hie und da einer halbverdorrten Tanne kümmerliche Nahrung gibt.

In Leesburg, dem ersten Städtchen, welches ich in Virginien erreichte, war das Wirthshaus mit betrunkenen Menschen angefüllt; aus jeder Ecke schallten Flüche: God dam your soul sir! I bet you ten dollars my coc can whipp yours. (Gott verdamme eure Seele, Herr! Ich wette zehn Dollars, mein Hahn kann den eurigen besiegen). Es sollte nämlich ein großes Hahnengefecht Statt finden, und von allen Seiten brachten die Neger rüstige Kämpfer, mit stählernen scharfgespitzten Spornen bewaffnet, herbei. Eine große Menge schwarzer und weißer Menschen versammelte sich im Hofe, das blutige Schauspiel zu sehen. Zuerst wurden die Namen der Kämpfer und ihr Pedigree (Stammgeschlecht) bekannt gemacht, worauf die Wetten der verschiedenen Partheien abgeschlossen wurden. Die Streithähne, so wie die Renner, trugen in Amerika die Namen berühmter Feldherrn alter und

neuer Zeit. So sah man in dem Hofe des Gastwirths zur goldenen Glocke Napoleon mit Hannibal, Prinz Eugen mit Alexander und Marschall Soult mit Brutus kämpfen.

Der Ausgang eines solchen Treffens hängt mehr vom Zufall, als von der Tapferkeit der Kämpfer ab. Denn oft fällt schon im ersten Ausfall einer der Streiter, von den Waffen seines Gegners tödtlich getroffen, nieder. Glückliche Streiter werden mit 40 — 50 Dollars bezahlt. Beim Verkauf wird ein Verzeichniß ihrer Ahnen mitgegeben. Z. B. der Vater des berühmten Vandamme war der große Nero, welcher in dem Gefecht bei Lindlays einen vollkommenen Sieg davon trug, sein Großvater war Caligula u. s. w.

Virginien hat sehr wenige Städte im Innern; jede County gewöhnlich nur einen Flecken, welcher aus dem Courthaus, einigen Kramladen und Wirthshäusern besteht. Außer in den Flecken und Dörfern, die in Virginien weit entfernt von einander liegen, findet man daselbst keine Wirthshäuser. Als ich Leesburg verlassen hatte, wurde es Abend, ohne daß ich ein Wirthshaus getroffen hatte. Da ich, um Erkundigung deshalb einzuziehen, in

einem ansehnlichen Hause einkehrte, so erhielt ich sogleich die freundliche Antwort: here is no tavern in the Neighbourhood, but you are wellcome Sir, to stop the night at my House. (Es ist kein Wirthshaus in der Nähe, aber seyd willkommen in meinem Hause). Ich wurde aufs Beste bewirthet und von den sorgfältig geputzten Ladys angenehm unterhalten. Sie hatten nichts von dem blöden zurückhaltenden Wesen, welches den Fremden bei den Dorfladys der östlichen und Mittelstaaten so oft in Verlegenheit setzt. Einen sonderbaren Kontrast mit der Eleganz der Damen bildeten ein halb Dutzend bei der Tafel aufwartender zerlumpter Negermädchen. Ein grobes Kleid, das bis an die Hüften vorn und hinten aufgerissen und so schmutzig war, daß man weder die Farbe, noch den Stoff mehr entdecken konnte, machte ihre ganze Garderobe aus. Die armen Geschöpfe kamen in Verlegenheit, wenn sie sich bücken sollten; dann thaten sich die Risse wie ein paar Bettgardinen auseinander und eröffneten einen Prospekt, der für die Damen wohl eben nichts Angenehmes haben konnte. Bei dem sonst so liebenswürdigen Charakter der Virginier muß

man bedauern, daß sie zu träge und nachläßig sind, um ihre Neger gehörig zur Reinlichkeit, Ordnung und einer zweckmäßig vertheilten Arbeit anzuführen, und daher ihnen eine anständige Kleidung und Unterhalt zu geben nicht vermögen. In ganz Virginien fand ich dieselbe Gastfreiheit. Man könnte den ganzen Staat durchreisen, und dabei sehr anständig leben, ohne einen Heller zu verzehren.

Nach zehn kleinen Tagemärschen, welche mir durch die Gastfreiheit und Freundlichkeit der Einwohner aufs Angenehmste verkürzt wurden, erreichte ich Charlottesville, den Sitz der Universität von Virginien. Es ist ein angenehm gelegenes Städtchen am Rivanna-Fluß, und wegen der drei Expräsidenten der vereinigten Staaten: Jefferson, Monroe und Madison, welche in der Nachbarschaft wohnen, sehr besucht.

Der alte Jefferson wohnt auf der Spitze des Berges Monticello, eine halbe Stunde von Charlottesville. Seine geschmackvoll verzierte Wohnung bildet eine Rotunde mit Säulen umgeben, woran zwei gegeneinander überliegende Flügel gebaut sind. Beim ersten Eintritt glaubt man eher in ein Naturalienkabinet,

als in eine Präsidentenwohnung zu kommen; denn wo man nur das Auge hinwendet, sieht man Seltenheiten der drei Naturreiche. Ich wurde durch den Pastor der englischen Kirche von Charlottesville beim Präsidenten eingeführt, und zum Mittagessen eingeladen. Der alte Herr war sehr gesprächig. Die Universität, sein Werk, lag ihm vorzüglich am Herzen. Das aufrührerische Betragen der Studenten, welche einige Professoren gesteinigt hatten, schmerzte ihn sehr. Mehr als dreißig der Rädelsführer waren deshalb relegirt worden.

Die Universitätsgebäude sind nach Jeffersons Entwurf und unter seiner Leitung erbaut, und in Hinsicht der Pracht und Größe ganz dieses Staatsmannes würdig. Sie bestehen aus vier parallel laufenden Reihen Gebäude, deren jede 300 Schritte lang ist. In den beiden mittlern Reihen, welche auf dem Rücken eines Hügels liegen, befinden sich die Hörsäle, und die Wohnungen der Professoren. Jede Reihe besteht aus 4 Pavillons, die 3 Stockwerk hoch und mit kolossalen Säulen umgeben sind. Die Pavillons sind durch Gallerien mit einander verbunden, die, ein Stock-

werk hoch, mit platten Dächern und ebenfalls mit Säulengängen verziert sind. Die Kapitäler der Säulen, so wie die anderen Hauptverzierungen hat man von Rom kommen lassen. Die beiden äußern Reihen der Gebäude liegen tiefer an der Seite des Hügels, so daß sie der Ansicht der Hauptgebäude nicht schaden. Ihre 8 Pavillons sind zu Speisehäusern eingerichtet. Die Wohnungen der Studenten sind in den Gallerien; ihre Zahl beläuft sich auf 500, welches auch ungefähr die Zahl der Studirenden ausmacht. Das Bibliothekgebäude ist eine große Rotunde und liegt in der Fronte des mittlern Hofes; ihr gegenüber, am andern Ende des Hofes, liegt eine ähnliche Rotunde, worin der Gottesdienst abgehalten wird. Die Gebäude haben 400,000 Dollars gekostet. Die Professoren beziehen 2 à 3000 Dollars Gehalt, der Rektor 5000. Die Gebäude sind auf Kosten des Staats erbaut, welcher außerdem der Universität einen jährlichen Zuschuß von 30,000 Dollars bewilligt hat.

Während meiner Anwesenheit in Charlottesville wurde ein großes Pferderennen veranstaltet. Sechs der besten Renner, wovon

drei Newyorker und drei Virginier waren, liefen um den Preis von 6000 Dollars. Man hatte zu dem Ende in einem Tabacksfelde einen Kreis geebnet, dessen Umfang genau eine Meile betrug. Die Pferde wurden von zehnjährigen Knaben geritten; die Sättel wogen kaum zwei Pfund, und die Hufeisen nur ein paar Loth. Nachdem man um die Plätze, welche die Renner einnehmen sollten, geloos't hatte, wurden sie zwischen zwei Pfählen gut gerichtet. Auf ein gegebenes Zeichen sprangen alle zugleich an. Gleich beim ersten Gang blieben drei Pferde so weit zurück, daß sie für distanced (unfähig zum fernern Rennen) erklärt wurden. Beim zweiten Lauf um den Kreis blieb auch das vierte zurück. Das drittemal blieb der Sieg lange zweifelhaft, bis der virginische Renner durch einen Krampf plötzlich gelähmt wurde. Der Newyorker, die Eclipse genannt, gewann den Preis. Er hatte das letztemal die Meile in einer Minute und 42 Sekunden zurückgelegt, und war jeden Satz 26 Fuß weit gesprungen. Diese Wettrennen sind, so wie das Hahnengefecht, ein Lieblingsvergnügen der Virginier; eine unzählige Menge Menschen versammeln sich dabei, welche alle

kleine Wetten, das Rennen betreffend, unter sich abschließen.

Die Gegend von Charlottesville bringt vortrefflichen Taback hervor, der in Europa unter dem Namen James River-Taback bekannt ist. Es gibt hier Pflanzer, die jährlich mehr als 1000 Zentner bauen. Wegen der niedrigen Preise des Tabacks herrscht eine große Geldnoth unter ihnen; viele sehen sich genöthigt, einen Theil ihrer Neger nach Louisiana zu verkaufen, um den übrigen Unterhalt geben zu können.

Bei meiner Rückreise nach Carlisle überstieg ich die südwestliche Gebirgskette, und kam in das große, von Deutschen bevölkerte Thal, wo man nur wenige Sklaven mehr antrifft. Im Allgemeinen verabscheuen die Deutschen, zu ihrem Ruhme, die Sklaverei eben so sehr als die Engländer ihr geneigt sind. Freilich gibt es Deutsche, die Sklaven hatten, aber sie behandeln sie alsdann mehr als Dienstboten.

Fünfzehntes Kapitel.

Westliche Staaten. Pittsburg. Der Ohio. Cinsinati. Salzwerke. Louisville u. s. w.

Im Anfange des September-Monats, der schönsten Jahrszeit in diesen Staaten, begannen wir unsere Reise nach dem Westen. Die ersten dreißig Meilen ging unser Weg durch das große Thal zwischen den Südwest- und blauen Bergen, welches mit Städten und Dörfern wie besäet ist. Die Amerikaner vergleichen dieses wirklich schöne Thal gern mit dem Thal von Tempe. Es ist unstreitig die reichste und bestangebaute Gegend der vereinigten Staaten. Ueberall prangten die Maisfelder, auf denen die Halme ob der Last der Kolben, die zuweilen 1½ Fuß lang und in Verhältniß dick sind, fast unterlagen. Der geringste Ertrag ist 40 Büschel, an manchen Stellen werden bis 70 Büschel von einem Morgen eingeerndtet. (Ein Büschel ist drei Viertel Berliner Scheffel). Die grünen Kolben sind, in Wasser gekocht und mit Butter und Salz gegessen, eine Lieblingsspeise der Amerikaner.

Die Obstbäume brachen fast unter der Last ihrer Früchte. Allenthalben war man beschäftigt, die Aepfel zwischen Cylindern, die durch ein Pferd in Bewegung gesetzt werden, zu zermalmen. Sie werden entweder zu Cider gekeltert, oder es wird Appelbrändy (Aepfelbranntwein) aus ihnen gemacht. Man muß über die Menge Wirthshäuser erstaunen, welche man an dieser Straße, die von Philadelphia nach Pittsburg führt, antrifft. Auf einer Strecke von 30 engl. Meilen zählten wir deren 52. Die Villages oder Flecken bestehen gewöhnlich nur aus einer Menge Taverns (Wirthshäusern), Grog Schops (Branntweinschenken), einigen Kramladen und Handwerksstätten, nebst Kirchen und Schulgebäuden. In den Taverns hat Alles seinen bestimmten Preis. In den besten zahlt man für ein Mittagsessen vier, und für ein Frühstück oder Abendbrod drei Schillinge, in schlechten Dorfkneipen nur zwei Schillinge für eine Mahlzeit (ein Schilling ist fünf Silbergroschen und 3 Pfenninge).

Trotz dieser hohen Preise, welche nicht mit der Wohlfeilheit der Lebensmittel in Verhältniß stehen, ist die Bedienung schlecht genug. Der Wirth ist gewöhnlich ein Major,

Colonel oder General der Miliz, welcher seinen Gästen merken läßt, daß es eine Ehre für sie ist, bei ihm zu logiren. Mit Ausnahme guter Wirthshäuser in großen Städten, erhält der Reisende selten ein Zimmer für sich allein, und muß noch oft das Bett mit einem Andern theilen. Will man sich des Morgens waschen, so muß man entweder zum Brunnen, oder auf den Hausflur gehen, wo man ein Waschbecken und Handtuch findet.

Die Lady, der Gentleman, Knecht und Magd, alle waschen sich nach einander im nämlichen Gefäße und trocknen sich mit demselben Tuche ab.

Die deutschen Gastwirthe daselbst sind noch weit gröber und inhumaner als die irischen und englischen; daher kehren auch gewöhnlich nur Fuhrleute bei ihnen ein. Ueberhaupt sind die deutschen Amerikaner in der Regel ungebildet und unwissend, weshalb auch die englische Bevölkerung keine sonderlich gute Meinung von den Deutschen hat. Treffen sie einen gebildeten Deutschen an, so halten sie ihn für einen Frenchman (Franzosen), oder wenigstens für einen Deutschfranzosen. Man findet daher eine weit bessere Aufnahme, wenn

man sich für einen Franzosen ausgibt, welches auch häufig von den Deutschen geschieht. Doch hegt die gebildete Klasse der Amerikaner, besonders die mit der deutschen Literatur bekannte, eine gute Meinung von Deutschland und seinen Bewohnern. Wir erreichten Abends den Fuß der blauen Berge, welche die erste Reihe der Allegani-Gebirge bilden, und übernachteten in Camelstown, einem kleinen gutgebauten Flecken.

Am folgenden Morgen erstiegen wir das blaue Gebirge. Sobald wir das Plateau erreicht hatten, ließen wir unsere durch das Steigen ermüdeten Pferde ein wenig ausruhen. Das so eben verlassene Thal lag wie ein schönes Panorama in beständiger Abwechselung von Städten, Dörfern, Fluren und Auen zu unseren Füßen. Man sieht in diesen Gebirgen alle europäischen Holzarten; doch sind die Bäume nicht so stämmig und groß, wie die unsrigen. In den Thälern sind die Eiche, die Esche, der Ahorn-, Kastanien-, Wallnuß-, Hickory- und Maulbeerbaum die gewöhnlichsten Holzarten. Sobald man das große Thal verlassen hat, hört der Wohlstand auf; auch sind die Thäler im Gebirge wenig

bevölkert. Nachdem man die erste Kette, die blauen Berge genannt, erstiegen hat, zeigt sich die zweite ungleich höhere, die den Namen Seidling Hills trägt. Die Kunststraße, welche über dieses Gebirge führt, ist sehr bequem und zu allen Zeiten mit großen vier- und sechsspännigen Frachtwagen bedeckt. Um sich einen Begriff von dem Leben auf dieser großen Straße zu machen, erwähne ich, daß im vorigen Jahre über 14,000 sechsspännige Wagen, jeder mit 40 — 50 Zentnern beladen, zwischen den beiden Städten Pittsburg und Philadelphia passierten. Die Fracht beträgt drei Dollars den Zentner, für 300 Meilen, welches die Entfernung beider Städte von einander ist. Nimmt man hiezu die zahlreichen Landkutschen, auswandernde Familiengruppen und Reisende zu Pferde und zu Fuß, so hat man eine geräuschvolle bunte Scene um sich, die sich auf eine Länge von 300 Meilen erstreckt.

Solche Familiengruppen, von denen einige sich einen bestimmten Wohnort zur Heimath erwählt hatten, andere aber auf gut Glück in die westlichen Wildnisse hineinzogen,

blos weil eine lügenhafte Zeitung, diese oder jene Gegend, aus Auftrag eines Landspekulanten, als ein irdisches Paradies ausmalte, hatten wir beständig vor und hinter uns. Ein kleiner Wagen, so leicht, daß man ihn beinahe selbst ziehen könnte, doch stark genug, die Habseligkeiten und den Proviant der Familie zu tragen, bespannt mit zwei magern Pferden und in deren Ermangelung, mit zwei Ochsen oder Kühen, macht ihren ganzen Reichthum aus; außer vielleicht einer Baarschaft von 100 Dollars, um eine Viertel-Section Land zu dem Gouvernements-Preis von 1¼ Dollars den Morgen anzukaufen. Die ganze Familie geht zu Fuß hinter dem Fuhrwerk her, welches ein Verdeck von Leinwand hat, um den Regen abzuhalten. Zuweilen macht ein Karren, mit einem Pferde bespannt, oder wohl gar nur ein Pferd mit einem Packsattel, das einzige Transportmittel aus. Bei einbrechender Nacht wird gehalten, neben der Landstraße in einem Walde ein Feuer angemacht, um welches sich die Familie lagert, ihr Essen zubereitet und einnimmt, und alsdann, in wollene Decken gehüllt, einschläft; während dem sich die Pferde oder Ochsen ihre

Nahrung suchen, ohne sich jedoch weit von ihren Herren zu entfernen.

Auf diese Art wandern die dürftigsten Familien mehrere tausend Meilen zu ihrem eingebildeten Paradiese, und finden eine menschenleere, unangebaute Wildniß, wo das kalte Fieber, die schlechte Kost und andere Plagen in kurzer Zeit die Hälfte der Familie aufs Krankenlager werfen, oder der Tod ihren Leiden ein Ende macht. Die Amerikaner sind überhaupt ein auswanderungslustiges Volk; selbst in günstigen Umständen können sie einen Wechsel ihrer Lage, den selbst bei uns der Unternehmendste nur, durch Mißgeschick getrieben, wagen würde, mit leichtem Sinn betrachten. Hunger, Krankheiten und Entbehrungen aller Art, die unzertrennlichen Begleiter dieser Wanderungen, ertragen sie mit vielem Gleichmuth.

Wir kamen diesen Tag bis Bedford, das Wisbaden von Amerika. Die hier entspringende warme Schwefelquelle soll sehr heilsam bei gichtischen und rheumatischen Zufällen seyn. Die Brunnenhäuser sind schöne, zwei Stockwerk enthaltende Gebäude, die in einem Halbzirkel um einen mit Trauerweiden bepflanzten

kleinen See gebaut sind. Die Stadt liegt am Juniata-Flusse in einem schönen Thale und zählt 2000 Einwohner. Die Zahl der Badegäste beträgt insgemein über 300. Wir erstiegen am folgenden Tage die eigentlichen Alleganis, die höchste der fünf Gebirgsreihen, welche die Scheidewand zwischen den östlichen und westlichen Staaten bildet. Auf dem Plateau, das fünf engl. Meilen breit ist, empfanden wir eine merkliche Kälte. Von hier aus übersieht man die andern Gebirgsketten, die, östlich und westlich mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, und mit mannigfaltig gestalteten Kuppen in blauer Ferne emporragen. Jenseits dieser Gebirge ist die Luft feuchter und das Klima so verschieden, daß, wenn auf der östlichen Seite alle Pflanzen aus Mangel an Regen vertrocknen, die westliche Seite durch Ueberschwemmungen leidet.

Sobald man das Gebirge zurückgelegt hat, kömmt man wieder in eine fruchtbare, gut angebaute Gegend. In Greensburg, noch 30 Meilen von Pittsburg, fanden wir die Wirthshäuser so voll, daß wir kaum ein Unterkommen finden konnten. Es war gerade Election (der Wahltag) eines Repräsentanten.

Bei diesen Wahlen sind die politischen Partheien sehr thätig, um einen ihrer Anhänger zu der vakanten Stelle zu verhelfen. Die Irländer bekleiden fast alle Aemter, indem die Deutschen selten unter sich einig sind, auch oft viele die Parthei ihrer Landsleute bei der Wahl verlassen, und zu den Irländern übergehen. Diese Wahltage sind zugleich Festtage, wo in allen Tavernen an der Table d'hôte geschmaus't wird. Unsere Tischgesellschaft bestand aus ungefähr 60 Personen. Alle aßen mit großer Eile, selten sprach Jemand mit seinem Nachbar. Der Eine fing mit dem Rindfleisch, der Andere mit dem Braten, ein Dritter mit Fischen und ein Vierter mit Kartoffeln an. Es wurde blos Rum, mit Wasser vermischt, getrunken. Teller werden nicht gewechselt. Roastbeef, Frikassée, Stockfisch, Salat, Eingemachtes, Alles wird von Einem Teller gegessen. Nur beim Pudding, den man zuletzt aufträgt, werden reine Teller gegeben; silberne Gabeln, Messer, Löffel oder anderes Silbergeschirr sind eine Seltenheit, auch Servietten nicht gebräuchlich. Nach geendigter Mahlzeit zieht man das Taschentuch heraus, wischt sich den Mund ab, und geht Einer nach

dem Andern davon. Ein Europäer sitzt gemeiniglich schon allein an der Tafel, ehe er halb geendigt hat; man möchte deshalb sagen, daß die Amerikaner die Speisen ohne zu kauen verschlängen.

Nach dem Essen wurde getanzt; Irländer, Schotten und Deutsche sprangen nach dem Tone einer Geige in einem zum Ersticken mit Menschen angefüllten Saale herum. Die dicken robusten Schwabinnen, glühend vor Hitze, nahmen sich drollig genug bei dem, ihrer Nation fremden, hüpfenden Country dance aus.

Pittsburg machte sich uns schon in weiter Ferne durch die dicken Rauchwolken bemerkbar, welche über dieser Stadt hängen, und durch die vielen mit Kohlen geheizten Dampfmaschinen in den Manufakturen hervorgebracht werden. Diese Stadt hat eine zur Schifffahrt ganz geeignete Lage auf einer Erdzunge durch den Zusammenfluß der Allegani- und Monongahela-Flüsse gebildet, welche nach dieser Vereinigung den gemeinschaftlichen Namen Ohio erhalten. Sie ist regelmäßig gebaut und hat schöne Häuser, welche aber wegen des niederfallenden Kohlenstaubes schwarz

und schmutzig aussehen. Selbst Gesicht, Hände und Wäsche kann man keinen Augenblick rein davon erhalten. Der Kohlenverbrauch zu Pittsburg ist ungeheuer wegen der Glashütten und vielen Dampfmaschinen, wodurch die Mühlen und Maschinerien allerlei Art in Thätigkeit gesetzt werden. Unter anderen zählt man hier 3 Glaswerke, 4 Papierfabriken, mehrere Eisengießereien, Drahtzüge, Baumwollenspinnereien, Strumpfwebereien, Bleiweiß-, Vitriol- und Stahlwaaren-Fabriken u. s. w. Man rechnet, daß die Pittsburger Manufakturen jährlich für den Werth von fünf Millionen Dollars Waaren liefern.

Die Dampfboote, welche man hier erbaut, sind wegen ihrer vorzüglichen Maschinerie die vollkommensten und stärksten von ganz Amerika; sie gehen mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit die reißendsten Flüsse hinauf. Man hat sogar dreimastige Seeschiffe hier erbaut, und beladen nach Westindien geschickt: wohl ein Fall ohne Beispiel, daß man 2500 Meilen weit vom Meer, (die Entfernung Pittsburgs zu Wasser von der Mündung des Mississippi) ein Seeschiff erbaut hat.

Pittsburg hat ungefähr 12,000 Einwohner, worunter ein Drittel Teutsche sind. Zwei schöne, mit Dach und Fenstern versehene Brücken führen über die Alleghani- und Monongahela-Flüsse, von denen der erstere 500 und letzterer 600 Schritte breit ist. Durch einen günstigen Zufall trafen wir eine sehr liebenswürdige amerikanische Familie, welche die Reise nach Louisiana in unserer Gesellschaft zu machen wünschte. Da der Ohio zu Pittsburg selten eher als im Winter schiffbar für Dampfboote ist, so machten wir es, wie auf dem Susquehannah: wir kauften, mit unseren neuen Reisegefährten in Kompagnie, eine Art Fahrzeug, welches man Keelboot nennt. Es war 30 Fuß lang und 6 Fuß breit, und hatte ein Verdeck und eine Seitenbekleidung, so daß man bequem aufrecht darin gehen konnte, und vor dem Einfluß des Wetters vollkommen gesichert war. Die Keelboote sind auf die Art wie die Wasser-Diligenzen auf dem Rhein gebaut, aber weit leichter. Am 16. September schifften wir uns nebst der Familie Bradley in unserem neuen Fahrzeuge ein. Wir waren im Ganzen 12 Personen, wovon 3 noch kleine Kinder.

Der Ohio ist unstreitig einer der schönsten Flüsse Amerikas; von Pittsburg bis zu seiner Vereinigung mit dem Missisippi, eine Strecke von 1200 Meilen, fließt er durch ein herrliches fruchtbares Thal, worin viele Naturmerkwürdigkeiten beachtenswerth sind. Er nimmt in seinem Laufe eine Menge großer schiffbarer Flüsse auf. Seine Breite beträgt 900 Schritte und seine Tiefe 30 Fuß. Unterhalb Louisville ist er beständig über 2000 Schritte breit. Von Cincinati bis zu seiner Mündung (700 Meilen) wird selbst beim niedrigsten Wasserstande die Dampfschifffahrt nicht unterbrochen.

Der Fluß fließt so sanft und gefahrlos, daß wir uns des Nachts ruhig im Nachen schlafen legten, und es den Wellen überließen uns weiter zu führen.

Bei Sonnenaufgang waren wir zu Marietta, einem artigen Städtchen, wo der Muskinzum, ein bedeutender schiffbarer Fluß, sich in den Ohio ergießt.

Marietta ist merkwürdig wegen alter Festungswerke, deren Ursprung man nicht ergründen kann. Das Hauptwerk ist ein viereckigtes Fort von 4000 Schritten im Umfange.

Die Wälle sind 12 Fuß hoch und 36 Fuß breit; an den vier Ecken sind kleine Bastione aufgeführt. Nach allen Seiten sind durch die Courtinen, und zwar durch eine jede, drei Thorwege angebracht, die durch Ravelins gedeckt sind. Der größte Thorweg ist nach der Flußseite; er ist durch einen bedeckten Weg geschützt, der 200 Fuß breit, und dessen Erdwälle 20 Fuß hoch sind. Dieser bedeckte Weg führt bis zum Ufer des Flusses. Gegen Osten ist eine Art runder Citadelle, deren Wälle 30 Fuß hoch sind; die Graben sind 8 Fuß tief und 15 Fuß breit. Sie hat 120 Fuß im Durchmesser, und einen Thorweg nach der Seite des Forts hin, welcher 20 Fuß breit ist. Den vier Seiten des Forts gegenüber, liegen, auf einer geringen Entfernung vom Hauptwerk, vier kleine Redouten, die auf die nämliche Art aufgeführt sind. Da die amerikanischen Eingebornen durchaus nichts von der Befestigungskunst kennen, so vermuthet man allgemein, daß hier in alten Zeiten ein weit civilisirteres Volk gewohnt haben müsse, welches durch irgend ein großes Naturereigniß untergegangen sey. Diese Vermuthung wird noch durch viele Ausgrabungen von antiken Geräthen, irdenen

Töpfen u. s. w. bestärkt. Unweit dieser alten Festung ist ein runder Grabhügel, 75 Fuß hoch, dessen Basis 180 Schritte und dessen Gipfel 40 Schritte im Umfange hat, und mit einer majestätischen Eiche, die 4 Fuß im Durchmesser hält, gekrönt ist. Er steht auf einer großen Ebene isolirt, hat keinen Graben, und woher die Erde genommen, aus welcher er aufgeführt ist, kann man nicht entdecken.

Der nächste Gegenstand, welcher unsere Aufmerksamkeit fesselte, war der Rock of Antiquity (antiker Felsen), eine 500 Fuß hohe, isolirt stehende Felsenmasse, am Ufer des Flusses. Er wird so genannt wegen der vielen Hieroglyphen und Figuren, welche man in dem Stein eingegraben findet.

Unsere nächste Station war Point Pleasant an der Mündung des Kenhawa-Flusses. Nicht weit von diesem Städtchen ist ein bedeutendes Salzwerk, worin täglich 600 Büschel Salz gemacht werden. Die Art, wie man zu den Salzquellen gelangt, ist sehr merkwürdig. Man gräbt durch Erde und Sand 15 Fuß tief und kommt alsdann zu einem soliden Felsen, welcher mit einem Bohre, das 3 Zoll im Durchmesser hat, 90 Fuß tief durch-

bohrt wird. Während dem Bohren stößt man auf mehrere Adern süßen Wassers, welches durch die blechernen Röhren zurückgehalten wird, die man in den Löchern anbringt. In diesen Röhren werden Pumpen gesetzt, vermittelst deren das Salzwasser in die Kessel gepumpt wird. Zuweilen, wenn das Bohr zuerst auf das Salzwasser traf, sprang es über 20 Fuß hoch aus dem Felsen heraus. Die Stärke dieses Wassers ist erstaunlich: 12 Pfund Wasser geben ein Pfund Salz; in anderen amerikanischen Salzwerken geben 60—80 Pfund Wasser nur ein Pfund. Unterhalb Point Pleasant liegt Galliopolis, das i. J. 1790 durch französische Kolonisten erbaut wurde. Diese arglosen ehrlichen Landleute wurden ein Opfer der amerikanischen Landspekulanten. Nachdem sie ihr Land baar bezahlt und ihr Vermögen und ihre Kräfte darauf verwendet hatten, sich eine Heimath zu verschaffen, wurden sie durch eine mächtige Landkompagnie um ihr Eigenthum betrogen und vertrieben. Sechszig Meilen unterhalb des Kenhawa ergießt sich der Sandy River in den Ohio, er macht die Grenze zwischen Virginien und Kentuki; seine Ufer sind mit dem großen

Rohr (arundo gigantea) bedeckt, das bis 30 Fuß hoch und von der Dicke eines Arms wächst. Es ist ein schönes Immergrün; ganze Heerden Kühe nähren sich damit im Winter. Es wächst so dicht zusammen, daß man nur mit vieler Mühe sich durchdringen kann. Uebrigens ist es auch gefährlich sich hineinzuwagen, indem man sogleich verirrt ist, und sich nicht wieder herausfinden kann. Eine Menge Rehe, Bären und welsche Hühner halten sich in diesen Rohrbüschen auf. Von den letztern schossen wir täglich einige, die so fett waren, daß sie beim Herunterfallen auseinander platzten. Nicht weit von der Mündung Sandy Rivers ist eine merkwürdige Oeffnung in der Erde, woraus eine Menge brennbarer Luft strömt, und zwar mit solcher Stärke, daß der Sand um die Höhlung dadurch in eine kochende Bewegung gesetzt wird. Wenn man mit einem Lichte sich dem Luftzuge bis auf einige Fuß nähert, so entzündet sich dasselbe und brennt mit einer 6 Fuß hohen und 2 Fuß im Durchmesser ausmachenden Flamme, welche nach einer halben Stunde wieder erlöscht; doch hat man sie schon drei Tage lang brennen sehen. Einst stieg eine ungeheure Feuersäule aus dem Flußbette

auf, welche mehrere Stunden lang aus dem Wasser brannte und es zum Kochen brachte. Noch ist daselbst eine merkwürdige Bleigrube, deren Erde so reichhaltig ist, daß 100 Pfd. davon 80 Pfund reines Blei geben.

Am 19. September kamen wir Alexandria vorbei, ein schönes aufblühendes Städtchen an der Mündung des Scioto-Flusses, auf dessen Ufern sich ebenfalls merkwürdige Ueberreste alter indianischer Festungen vorfinden, wovon einige über 100 Morgen Flächenraum enthalten. Am 22. erreichten wir Cincinati, der schönste und blühendste Ort in den westlichen Staaten. Diese Stadt ist von der Größe Pittsburgs, wovon sie 526 Meilen zu Wasser entfernt ist. Sie treibt einen bedeutenden Handel und hat große Fabriken. Die Gegend umher ist außerordentlich fruchtbar, welches bei der Industrie der Landleute, eine erstaunliche Wohlfeilheit der Lebensmittel verursacht. Wir verproviantirten uns daselbst von Neuem, und kauften auf dem Markte die Tonne des feinsten Weizenmehls von 200 Pfd. zu zwei Dollars; eine Tonne Maismehl zu 6 Schillingen, gemästete Truthähne zu einem Schilling; Schweinefleisch zu 1½ Cents, ungefähr sieben

Pfennig das Pfund, und so alles in gleichem Verhältnisse. Obst ist im größten Ueberflusse vorhanden, besonders gedeihen hier Aepfel, Birnen und Pfirsiche, wovon viel Cider und Branntwein gemacht und zum Verkauf nach Louisiana ausgeführt wird. Der hiesige Pfirsichbranntwein ist eins der schmackhaftesten Getränke, welches die Amerikaner noch dem alten Cognac vorziehn. Man erstaunt über die schnelle Bevölkerung dieses (Ohio) Staates. J. J. 1790 kamen die ersten Colonisten, und gegenwärtig zählt man daselbst über 800,000 Einwohner. Man sieht beim ersten Blick, daß Ohio kein Sklavenstaat, sondern von Neu-Engländern und Deutschen bevölkert ist: Wohlstand, Industrie, einfache Sitten und Religiosität sind überall sichtbar. Die Landleute kleiden sich in selbstverfertigte Wollen- und Baumwollenzeuge, und machen sich sogar ihre Schuhe und manche Haushaltungs- und Ackergeräthe selbst.

Hundert Meilen unterhalb Cincinati an der Mündung des Kentuki-Flusses liegt Vevay, eine Schweizer-Kolonie, welche hier einen Weinberg von 24 Morgen Größe anlegte. Aber die Trauben verfaulen größtentheils, ehe

sie zur Reife gelangen, welches allenthalben in den vereinigten Staaten der Fall ist, wo man bisjetzt den Weinbau versucht hat. Dieses Faulen nimmt mit Juli seinen Anfang, wenn die große Hitze und die vielen Regengüsse, eine schwüle, feuchte und verdorbene Luft, die auch auf den menschlichen Körper sehr unangenehm und erschlaffend wirkt, eine schnelle Fäulniß aller Vegetabilien verursachen. Von den wenigen Trauben, welche zur Reife gelangen, erhält man nur einen sehr mittelmäßigen Wein. Die meisten Familien haben deshalb den Ort verlassen und sich am Wabasch in Illinois angesiedelt, wo sie, statt Wein, Weizen, und zwar mit besserem Erfolge anbauen. Der Kentuki-Fluß, wovon der Staat seinen Namen trägt, fließt durch eine üppige reiche Gegend; seine Ufer sind mit Städten und Dörfern bedeckt. Kentuki ist ein indianisches Wort und bedeutet die blutige Erde; es ist wahrscheinlich, daß es diesen Namen durch die vielen blutigen Fehden erhalten hat, welche die östlichen und westlichen Indianer um seinen Besitz gefochten haben, der ihnen wegen seines zahlreichen Wildprets sehr wichtig war.

Nirgends behaupteten die Eingebornen sich so hartnäckig gegen die Uebermacht der Weißen, als in Kentuky. Sie lieferten den ersten Kolonisten manches blutige Treffen und belagerten sie oft in ihren aus Baumstämmen errichteten Forts. Der größte Theil der Einwohner sind Virginier, die ihre Sklaven mit hieher gebracht haben; sie stehen in moralischer und intellektueller Hinsicht den Bewohnern der östlichen Staaten weit nach. Ueberhaupt wohnt in Kentuki viel schlechtes Gesindel, und die yankee pedlars (hausirende Neu-Engländer), gegen welche unse Schacherjuden in der Kunst zu betrügen nur armselige Stümper sind, finden daselbst ihre Meister. Die Regierung in diesem Staate ging darin mit einem guten Beispiel vor, daß sie für 6 Millionen Dollars Papiergeld ausgab, ohne auch nur einen Dollar-Fond zu besitzen. Auf den Noten hieß es: Public faith pledged. Durch einen Akt der Assembly waren die Einwohner verbunden es in Zahlung anzunehmen; ausdrücklich der Constitution der vereinigten Staaten zuwider. Der Name Kentukian ist in manchen Staaten ein Schimpf, womit die rohesten Trunkenbolde belegt wer-

den. Uebrigens ist der Kentuki-Staat einer der fruchtbarsten der Union; sein Klima ist angenehm und gesund, auch ist er berühmt wegen der vielen Salpeter- und Schwefelhöhlen, welche eine ungeheure Quantität dieser Minerale jährlich erzeugen. Auch findet man viele Salzquellen, in deren unmittelbaren Nachbarschaft ungeheure Knochen des Mamuth ausgegraben worden sind. Die Menge dieser Knochen lassen vermuthen, daß das Mamuth-Thier hieher kam, um Salzwasser zu suchen, und durch sein enormes Gewicht in den diese Quellen umgebenden Sümpfen versank und umkam. Von einem Farmer zu Bevaix wurden uns folgende von ihm selbst ausgegrabene Ueberreste dieses jetzt aus der Welt verschwundenen Ungeheuers gezeigt: Zwei untere Kinnladen, deren jede 48 Pfund wog; eine große Menge Zähne, wovon ein jeder 12—20 Pfd. wog; ein Hauer von 150 Pfund, von 10 Fuß Länge und 23 Zoll im Umfang, nebst einem kleineren von 100 Pfund, der 21 Zoll im Umfang hatte; eine Klaue, deren Zehen 4 Fuß lang waren.

Wir nahmen zwei gutgekleidete Kentukians zu Bevaix in unseren Nachen auf, welche

mit uns nach Louisville fahren wollten. Wir erreichten diese blühende Handelsstadt am 25.; sie ist 700 Meilen zu Wasser von Pittsburg entfernt.

Louisville ist in einem so pompösen Styl gebaut, daß man beim Eintritt eher eine Residenz, als eine kleine Landstadt vermuthen sollte. Ohngeachtet der ungesunden Luft und der beständig herrschenden Wechsel- und Gallenfieber, die durch die umliegenden Sümpfe verursacht werden, vergrößert sich dieser Ort sehr schnell. Wir hatten beschlossen hier einige Tage zu verweilen, weshalb wir unsere Wohnung in einem Gasthof nahmen.

Am folgenden Morgen wurden einige 80 Negersklaven den Meistbietenden verkauft. Eine Negerfamilie, die aus Vater, Mutter und vier Kindern, unter denen ein schon erwachsenes Mädchen war, bestand, wurde zu 1600 Kentuki-Dollars ausgeboten, (die nur 800 in Silber werth sind). Da sich, ohngeachtet dieses niedrigen Ausgebots, kein Käufer fand, erklärte ich diese Summe geben zu wollen, und zu meiner Verwunderung wurde sie mir zugeschlagen. Nach dem Kauf wünschte man

mir Glück zu meinen Negern und empfahl mir zu gleicher Zeit sie wohl zu hüten, indem sie schon oft davon gelaufen wären, weshalb Niemand habe bieten wollen. Wirklich trugen mein Quambo und seine Frau alle Merkmale schrecklicher Züchtigungen an ihrem benarbten Körper. Sobald sie mein waren, fingen sie über die Mißhandlungen, welche sie von ihren vorigen Herren erlitten hatten, bitterlich zu klagen an. Sie gelobten mit thränenden Augen, mir treu zu dienen, mich als Vater zu lieben und niemals davonzulaufen. Sie haben in der Folge Wort gehalten und eine so treue Anhänglichkeit und Liebe zu mir bezeigt, daß ich niemals Ursache gehabt habe meinen Kauf zu bereuen. Doch hat die milde freundliche Behandlung, welche ich ihnen angedeihen ließ, gewiß einen großen Einfluß auf ihr nachheriges gutes Betragen gehabt, und sie zu guten Menschen gemacht.

Wir verließen Louisville am 2. October. Wegen des Zuwachses unsers Personals hatten wir ein kleines Kanot kaufen müssen, das zur Seite unsers Fahrzeuges befestigt wurde und sowohl zum Aufenthalt unserer Neger als zur Küche dienen mußte. Unmittelbar unter-

halb Louisville schießt der Ohio mit großer Schnelligkeit brausend eine Felsenbank hinunter, die 2 englische Meilen lang ist und 26 Fuß Fall hat. Ein Steuermann aus Louisville brachte uns unversehrt hinunter, wobei wir jedoch nicht ohne Angst waren, gegen die an vielen Stellen aus dem Wasser ragenden Felsen geschleudert zu werden. Wir landeten des Abends in der Mündung des bedeutenden Blue Rivers. Nahe bei unserem Landungsplatze waren mehrere Salzquellen. Es scheint fast, als ob die Thiere das Salzwasser lieben; denn diese Quellen waren ein Versammlungsort der Rehe, Bären und anderer kleinerer Thiere und Vögel. Am meisten setzten uns ganze Wolkenzüge wilder Tauben in Verwunderung, welche sich in so ungeheurer Anzahl auf den Bäumen dicht an den Salzquellen niederließen, daß sie die dicksten Zweige von den Bäumen abbrachen, unter welchen sie in Menge todt blieben. Wir erlegten diesen Abend einen Bären und am folgenden Morgen drei Rehe, mehrere welsche Hühner und eine große Anzahl wilder Tauben, so daß wir auf lange Zeit mit Wildprett versorgt waren. Die Ufer des Ohio

fangen hier an niedrig zu werden, die Bevölkerung läßt nach. Sie bieten nicht mehr die mannigfaltigen und belebten Scenen wie die Ufer des oberen Ohio dar. Das Auge wird durch das ewige Einerlei ermüdet, weil man täglich nichts als eine große spiegelglatte Wasserfläche mit einer Menge buschigter Inseln und mit niedrigen wälderreichen Ufern sieht. Im Frühjahr sind diese Ufer größtentheils überschwemmt; das in den Vertiefungen zurückbleibende Wasser bildet Sümpfe, aus denen Miasmen aufsteigen, welche die Gegend sehr ungesund machen. Man möchte sagen, der Mensch gewöhne sich selbst an Krankheiten; denn wenn man diese Uferbewohner, die mehr den Todten als Lebendigen ähnlich sehen, fragte, ob sie nicht eine so ungesunde Gegend zu verlassen wünschten, so antworteten sie stets: Pardon sir! our country is very healthy, we have on'ly à little the a'gue but that is nothing, we are used to it. (Um Verzeihung, Herr! unser Land ist sehr gesund, wir haben blos ein wenig das kalte Fieber, aber daran sind wir gewöhnt).

Sechszehntes Kapitel.

Fahrt auf dem Missisippi und Bayou Plaquemine. Ankunft in Attakapas.

Am 15. October erreichten wir die Mündung des Ohio und kamen nun in dem großen Missisippi an. Der Zusammenfluß dieser mächtigen Ströme gewährt einen imposanten Anblick. Auf dem Punkt, wo sie zusammentreffen, kräuselt sich das Wasser und geräth in eine seltsame Bewegung, als ob es sich der Vereinigung widersetzen wolle. Man muß bedauern, daß diese Gegend den jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, daher noch völlig unbewohnt ist, und vielleicht noch lange bleiben wird.

Der erste Anblick des Missisippi rechtfertigte nicht die Ideen von Größe, welche wir uns von diesem berühmten Strom gemacht hatten. Man ist gewohnt, die Größe eines Flusses nach seiner Breite zu beurtheilen, und in dieser Hinsicht steht der Missisippi dem Ohio unterhalb Louisville nach. Aber in Hinsicht der Tiefe, Schnelligkeit des Laufs, und der

Wassermasse, welche er dem Ozean zuführt, übertrifft ihn vielleicht kein anderer Strom der Welt.

Der Missisippi schien im Steigen begriffen zu seyn; ungeheure Holzmassen, welche bedeutende Inseln bildeten, trieben mit großer Schnelligkeit den Strom hinunter. Große Bäume mit Wurzeln und Zweigen, die so eben erst losgerissen zu seyn schienen, hinderten uns nicht wenig den verderbendrohenden Planters auszuweichen. Diese Planters sind Bäume, die sich mit den Wurzeln im Bette des Missisippi festgesetzt haben, und mit den Zweigen aus dem Wasser ragen. Gewöhnlich wird das Fahrzeug zertrümmert, welches das Unglück hat auf sie zu stoßen. Aber schon in der Ferne wird man vor ihnen durch ein starkes Brausen des Wassers gewarnt. An diesen Planters erkennt man erst recht die reißende Schnelligkeit dieses Stroms. Wie ein Pfeil schießt man bei ihnen vorüber, das Wasser fliegt mehrere Fuß hoch auf, indem es gegen sie trifft. Einige dieser Bäume sind in beständiger gewaltsamer Bewegung, indem sie sich mit großer Geschwindigkeit und Kraft untertauchen und wieder emporkommen. Man

nennt sie Sawyers (Säger), weil ihre Bewegungen denen einer auf und niedergehenden Brettsäge ähnlich sind. Der Neuangekommene staunt über die Masse Holz, welche dieser Strom mit sich führt, und man muß es sehen, um sich eine Idee davon machen zu können. Zuerst erschraken wir, wenn wir mit furchtbarem Krachen ganze Strecken des Waldes sich in den Strom stürzen sahen. Einmal, da wir uns zufällig in der Nähe eines solchen Einsturzes befanden, fehlte wenig, daß nicht unser Fahrzeug von den hieraus entstandenen Wellen verschlungen wäre. Durch diese Unbeständigkeit der Ufer, verbunden mit den jährlichen Ueberschwemmungen, ist die Gegend von der Mündung des Ohio bis Natsches, eine Strecke von 700 Meilen, eine noch fast menschenleere Wildniß. Diese Ueberschwemmungen, welche im Mai und Junius Statt finden, machen das Missisippi-Thal fast unbewohnbar. In dieser Zeit findet man in einer Breite von 20 Meilen kein trockenes Land, ausgenommen an einigen Stellen, wo das Hochland sich bis unmittelbar an den Fluß erstreckt. Hin und wieder sieht man auf den höchsten Ufern eine Hütte, wo sich ein Holzhauer angebaut hat,

um die Dampfboote mit Holz zu versorgen. Vierzig Meilen unterhalb der Ohio-Mündung liegt Neu-Madrid, ein höchst armseliger Flecken, welcher wegen seiner ungesunden Lage fast ganz verlassen ist. J. J. 1812 wurde er durch ein Erdbeben großentheils zerstört. Die Wälder tragen hier allenthalben noch Spuren dieser Naturscene, indem Bäume nach allen Richtungen hin verwirrt durcheinander hängen. Die Einwohner Neu-Madrids gedachten noch mit Schrecken der furchtbaren Wirkungen dieses Erdbebens. Ganze Inseln des Missisippi versanken. Das Wasser war in der größten Bewegung, das im Flußbette liegende Holz kam herauf und zertrümmerte fast alle Schiffe. Sogar die wilden Thiere und Vögel waren erschrocken und schienen bei den Menschen Schutz zu suchen; letztere setzten sich ihnen auf die Schultern und Köpfe. Wir landeten 20 Meilen unterhalb Neu-Madrid auf einer mit Holz dicht bewachsenen Insel. Wir machten ein großes Feuer an, und kampirten die Nacht unter freiem Himmel. Wir hatten heiteres liebliches Wetter, welches uns die langweilige Fahrt durch diesen unermeßlichen sumpfigen Wald noch erträglich machte. Einen mange-

nehmen Eindruck machte die Menge von frischen Gräbern auf uns, welche allenthalben bei den Ufern sichtbar waren.

Die Dampfboote bringen im Sommer immer viele Fieberkranke von Neu-Orleans mit, die meist alle hier ihr Grab finden. Die Leichen werden dicht am Strome ohne Sarg eingescharrt, und ein Pfahl mit einem Brett, worauf der Name und Wohnort des Verstorbenen geschrieben ist, auf das Grab gesteckt.

Bei günstigem Wetter setzten wir unsere einsame Fahrt fort. Des Nachts kampirten wir unter freiem Himmel, zuweilen fanden wir auch eine verlassene Hütte, deren Inneres aber so abschreckend aussah, daß wir den Aufenthalt im Freien vorzogen. Am 24. passirten wir Warrington, ein kleines Dörfchen, das sehr durch Ueberschwemmungen leidet. Wir übernachteten wieder auf einer sehr schönen Insel von drei bis 4 Stunden im Umfange. Unser Reisegefährte Bradley schlug vor, diese Insel in Besitz zu nehmen und uns hier anzubauen. Ich wäre es zufrieden gewesen, allein die Frauen wollten nichts davon hören. Diese Inseln, deren es in Mississippi eine ungeheure Menge gibt, besitzen einen sehr fruchtbaren

baren leichten Boden, der mit wenig Mühe kultivirt werden kann; auch sind sie den Ueberschwemmungen weniger ausgesetzt, als die Ufer des festen Landes. Die Luft soll auch gesunder auf ihnen seyn. Man kann sich diese Inseln, und auch das Land an den Ufern des Missisippi, ohne weiteres aneignen, indem der Kongreß erklärt hat, daß sie wegen der Ueberschwemmungen nicht die Kosten der Vermessung werth seyen; mithin stehen sie dem ersten besten, der sich hier niederlassen will, zu Diensten.

Am 11. Tage unserer Fahrt an dem Missisippi erreichten wir Natsches, wo die Gegend eine ganz andere Gestalt bekömmt.

Natsches hat eine reizende und zwar eine am Missisippi ganz ungewöhnliche Lage. Es liegt auf einem Hügel, der sich senkrecht 300 Fuß über die Wasserfläche erhebt. Man hat v. hier eine unbegränzte Aussicht auf den Fluß, welchen man eine große Strecke hinauf und hinunter mit seinen Inseln, Krümmungen, Wäldern und Plantagen übersieht.

Die Stadt hat 400 meistens elegante von Ziegeln gebaute Häuser, breite gerade Straßen und mehrere schöne öffentliche Gebäude. Sie

besitzt großen Reichthum und treibt bedeutenden Handel. Fast jedes Jahr wird ein Theil der Einwohner ein Opfer des gelben Fiebers, welches hier oft furchtbarer wüthet als in Neu-Orleans. Hiedurch wird die Behauptung widerlegt, daß das gelbe Fieber blos längs der Seeküste herrsche, da doch Natsches 400 Meilen vom Meere entfernt ist. Es ist merkwürdig, daß die kleine Unterstadt am Fuße des Hügels weit gesunder ist als die Oberstadt und oft vom Fieber verschont bleibt. Das Steigen und Fallen des Missisippi beträgt zu Natsches 50 Fuß senkrecht; tiefer hinunter ist es aber nicht mehr so bedeutend, weil das Wasser durch eine Menge Kanäle zu beiden Seiten des Stroms einen Abfluß hat. Einige dieser Kanäle sind schiffbar und ergießen sich direkt ins Meer. Hundert Meilen unter Natsches zu Pointe coupée fangen die levées (Dämme) an, wodurch der Strom in seine Ufer eingezwängt ist. Von hier bis Neu-Orleans, eine Strecke von 200 Meilen, bietet die Gegend einen wahrhaft paradiesischen Anblick dar, welcher den Reisenden um desto mehr überrascht, wenn er 700 Meilen mit wenig Abwechselung durch einen sumpfigen

Wald zurückgelegt hat. Die beiden Ufer haben das Ansehen eines ununterbrochenen eleganten Dorfs.

Plantage ist neben Plantage. Die stattlichen Häuser der Pflanzer, umgeben mit üppig prangenden Blumenstauden und duftenden Orangenbäumen; die schönen Zuckerpflanzungen, die blumigten Baumwollen-, Indigo- und Reisfelder; die ungeheure spiegelglatte Wasserfläche mit den vielen schönen Dampfschiffen und Barken, der heitere milde Himmel, und der süße Duft, den man hier einathmet, machen einen unbeschreiblichen Eindruck und entzücken den Neuankommenden.

Betrachtet man dagegen diesen ungeheuren Strom, welcher Tausende von Flüssen aufnimmt, wie er, in einem Bette von einer Meile in der Breite, eine erstaunliche Menge Holz und große Bäume mit Wurzeln und Aesten hinwegführt, wie er reißend über einen Boden strömt, dessen Fläche bedeutend unter der Fläche seiner Gewässer liegt und der ihn an beiden Seiten nichts entgegensetzt als einen schwachen Wall von lockerer Erde, der kaum 6 Fuß hoch ist und nur eine unbedeutende Dicke hat; so kann der Fremde, der

zuerst in diesem Lande ankömmt, vor Erstaunen über die Sorglosigkeit und Gelassenheit der an diesen Ufern wohnenden Pflanzer sich nicht lassen. Allein die Durchbrüche dieser Dämme, welche nichts seltenes sind, verursachen keine solche Verwüstungen als man wohl vermuthen sollte, indem das Land vom Ufer abwärts abschüssig ist, daher die Wassermasse sich sogleich verbreitet und in den Sümpfen verliert.

Sollte indessen unglücklicherweise während der größten Höhe des Wassers, wo der Strom am Rande der Erdwälle hinstreicht, (über welche nicht selten die Wellen schlagen) ein Orkan entstehen, welcher die Gewässer anschwellen, das herumtreibende Holz mit Gewalt auf die Ufer schleudern, und mithin die Erdwälle zertrümmern würde; so müßte das Land mit einer entsetzlichen Flut bedeckt werden, welche nichts als Verwüstung und Ruin nach sich ziehen würde. Zum Glück ist ein solches Ereigniß unwahrscheinlich, indem die Orkane nicht vor August beginnen, und zu dieser Zeit das Wasser schon beträchtlich gefallen ist.

Die Plantagen am Missisippi enthalten 160 — 640 Morgen Land. Sie sind sehr lang und schmal, damit eine jede eine Fronte am Ufer des Stroms bilde. Das Land ist unmittelbar am Missisippi am höchsten, es ist abschüssig nach den Sümpfen hin, welche eine Viertelstunde von den Ufern des Stroms beginnen. Die Häuser sind alle dicht an den Strom gebaut, nicht sowohl wegen der Schifffahrt, als auch um das Wasser zu benutzen, weil die Einwohner kein anderes Trinkwasser haben. Man hat zu dem Ende Tropfsteine, durch welche es filtrirt und vom Schlamme gereinigt wird. Ohne diese Zurichtung ist es widerlich zu trinken. Es ist bisweilen so trübe, daß, wenn man des Abends ein Glas damit anfüllt, am anderen Morgen ein Achtel seines Inhalts aus dem zu Boden gesunkenen Schlamme und Erde besteht. Die Kreolen überhäufen das Wasser des Missisippi mit den größten Lobsprüchen und legen ihm die heilsamsten Eigenschaften bei; unter andern soll es eine fruchtbar machende Wirkung auf das schöne Geschlecht ausüben: die mit Kleinen bedeckten Ufer des Stroms sprechen allerdings für diese Behauptung. Es hat aber wirklich den seltnen

Vorzug, daß es auf der See nicht verdirbt, wovon ich selbst die Erfahrung gemacht habe, indem während meiner letzten langwierigen Seereise von 84 Tagen, in einer heißen Jahrszeit, unser aus dem Missisippi geschöpftes Wasser so frisch blieb, als ob so eben erst die Fässer damit gefüllt wären. Dreißig Meilen unterhalb Pointe coupée liegt Baton rouge, eine ansehnliche, wohlgebaute Stadt, welche eine sehr schöne Lage auf dem sich sanft bis zu einer Höhe von 60 Fuß über den Wasserspiegel erhebenden Ufer hat. Zwischen Baton rouge und Plaquemine, auf einer Entfernung von 24 engl. Meilen, begegneten wir 18 Dampfschiffen, wovon einige über 500 Tonnen groß waren. Die Dampfschiffe gehen mit großer Schnelligkeit den Missisippi hinauf. Sie benutzen dazu den Gegenstrom (Contrecourant), welcher sich allenthalben an dem konveren Ufer findet. Ohne diesen Gegenstrom würde es fast unmöglich seyn, gegen die Gewalt des Stroms hinaufzufahren. Die Zahl der Dampfschiffe, die regelmäßig die Reise nach Orleans machen, beläuft sich auf 120.

Am 28. erreichten wir den Bayon Plaquemine, den reißendsten Ausfluß des Missi-

sippi. Er trägt seinen Namen von einer Art Dattelpflaumen, die in großer Menge an seinen Ufern wachsen.

Der Zug des Wassers an seiner Mündung ist so stark, daß oft Schiffe aus dem Missisippi hineingezogen und nicht selten zertrümmert werden. Sobald wir hineingesteuert waren, riß uns das Wasser mit einer entsetzlichen Wuth fort, welches in diesem schmalen, sich schlängelnden Flusse höchst gefährlich schien; wir wurden zuweilen mit großer Gewalt gegen die Ufer geschleudert. Wenn unser Fahrzeug nicht stark genug gewesen wäre, so würde es sicher diese Stöße nicht haben aushalten können. Nach einer Fahrt von ungefähr 6 Meilen auf diesem Bayon, eben als wir um eine scharfe Ecke bogen, sahen wir den Weg durch einen ungeheuren Cypressenbaum versperrt, welcher sich quer durch den Fluß mit beiden Enden in den Ufern festgesetzt hatte. Unser Untergang schien unvermeidlich, indem wir nur noch kaum 30 Schritte davon entfernt waren und mit Pfeilesschnelle darauf lostrieben. Aber durch die Biegung des Stroms hatte sich ein Gegenstrom gebildet, und es gelang uns mit der größten Anstrengung un-

fern Nachen hineinzubringen, welcher mit einer solchen Gewalt aus dem Strom gegen das Ufer geschleudert wurde, daß er krachte und einen starken Leck bekam. Nach einer kurzen Berathschlagung entschlossen wir uns einen Kanal um den Baum herum zu graben, der breit und tief genug wäre, unsern Nachen durchzulassen. Wir machten dazu hölzerne Spaten und setzten unsere Neger ans Werk, welche in drei Stunden damit fertig waren. Der lockere Boden und das reißende Wasser erleichterten ihnen die Arbeit. Wir hatten noch 6 Meilen bis zu dem einsam gelegenen Wirthshause eines Deutschen, Namens Meyer. Die Gewalt des Wassers war so stark, daß wir diese sechs Meilen in drei Viertelstunden zurücklegten. Gegen unser Erwarten fanden wir in dieser traurigen Einöde ein bequemes und anständiges Wirthshaus und in dem Wirthe, einem Straßburger von Geburt, einen sehr gefälligen und gebildeten Mann.

In diesem Hause, wo wir übernachteten, hätte man sich wieder nach Deutschland versetzt glauben können. Alle Meubel waren dort gemacht, die Zimmer mit Kupferstichen, deutsche Landschaften vorstellend, verziert; wir fan-

den deutsche Zeitungen und Bücher in Menge. Hr. Meyer lebte mit einer jungen reizenden Kreolin, die ihren Mann verlassen hatte; seine erste Frau, eine Deutsche, war todt. Er erklärte uns, daß es durchaus unmöglich sey, den Weg nach den Attakapas ohne Wegweiser zu finden, weil wir durch ein wahres Labyrinth von Kanälen, Seen und Flüssen müßten, wo sich manchesmal diejenigen verirrten, die den Weg schon oft gemacht hätten; ferner, daß bis zu den Attakapas, eine Entfernung von 60 Meilen, keine menschliche Seele wohne, und kein Fleckchen trockenes Land, der Ueberschwemmung wegen, zu finden sey. Er rieth uns, einige Wilde aus dem nahen indianischen Dorfe mitzunehmen, welche den Weg gut kannten. Da aber unsere Frauenzimmer ungern mit diesen halbnackten Barbaren reisen wollten, so gab uns Hr. Meyer zwei Neger mit, welches uns gut zu Statten kam, weil wir meist immer den Strom gegen uns hatten.

Wir fanden wirklich diese Wildniß als ein wahres Labyrinth von Bayons, Seen und Kanälen, welche Tausende von Cypresseninseln bildeten, die aber alle überschwemmt, und nur

an den aus dem Wasser ragenden Bäumen zu erkennen waren. Zuerst gingen wir den Grande Rivière hinauf, einen ansehnlichen Fluß, der aber nur eine ganz unmerkliche Strömung hat. Nichts kann einsamer seyn als diese Gegend, wo man zwischen den überschwemmten Wäldern fährt, von deren Bäumen das schwarzgraue spanische Moos (Tillandsia) wie ein Trauerflor herabhängt, Zweige und Blätter verbirgt und das düstere Ansehen der Gegend noch vermehrt. Die einzigen Geschöpfe, die sich sehen ließen, waren die scheußlichen Krokodille, welche zu Hunderten die Oberfläche des Wassers bedeckten. Bei Anbruch der Nacht banden wir unser Fahrzeug an einen Baum, und da kein Land zu finden war, mußten wir die Nacht auf dem Wasser bleiben. Die Muskitos, welche sich den Tag über leidlich verhalten hatten, fingen nun an uns schrecklich zu plagen. Wir machten ein Feuer im Innern unseres Schiffs an, um diese Quälgeister durch Rauch zu vertreiben. Sobald es finster war, wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen unbeschreiblich seltsamen Lärm gespannt; bald hätte man es mit einigen Dutzend sich herumbeißenden Hunden, bald

wieder mit eben so vielen miauenden Katzen vergleichen mögen. Die Neger sagten uns, daß eine Art großer Eulen sich des Nachts hier herumbisse und diesen Lärm verursache. In der Nacht kamen die Krokodille und holten die Ueberreste unserer Mahlzeit, welche draußen liegen geblieben waren, von dem Bord unseres Nachens. Wir hatten die Zugänge zu dem Inneren versperrt und kehrten uns wenig an diesen Besuch. Bei Tagesanbruch setzten wir unsere Wasserreise fort, und kamen nach einigen Stunden in einen großen See mit vielen Inseln. Der Anblick dieser prächtigen Wasserfläche war für uns, da wir Tagelang in den dichten überschwemmten Wäldern wie vergraben gewesen waren, dem Anbruch eines hellen Tages nach nächtlichem Dunkel gleich. Jede Abgeschiedenheit von fernen Gegenständen bringt ein drückendes Gefühl der Beschränkung hervor. Tagelang zwischen 100 Fuß hohen Bäumen zu fahren, ohne einen Blick auf die umliegende Gegend, ist in einem hohen Grade beängstigend, welches diejenigen, die nicht selbst diese Erfahrung gemacht haben, sich schwerlich vorzustellen vermögen.

Gegen Abend kamen wir in den Bayon Allowasch, welcher so stark strömte, daß unsere Ruderer alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um den Nachen den Strom hinauf zu bringen. Am folgenden Tage passirten wir eine Menge kleiner Seen, die mit den mannigfaltigsten Gattungen von Wasservögeln bedeckt waren. Am vierten Tage unserer einsamen Fahrt, welche zuletzt durch enge Kanäle zwischen dichten überschwemmten Cypressenwäldern ging, landeten wir, zu Aller Freude, in der großen Prairie (Wiese) der Attakapas, an einem Orte, Portage Guidrie genannt. Der sich uns nun darbietende Anblick war im höchsten Grade überraschend. Auf einmal befanden wir uns in einer unabsehbaren Ebene, wo unzählige Heerden der schönsten Kühe und Pferde bis über die Kniee im duftenden blumigten Grase weideten. In regelmäßiger Entfernung lagen die schönen Plantagen, wie Inseln im Meere, zerstreut; die blühenden, mit Zuckerrohr und Baumwolle angebauten Felder, die niedlichen Häuser, halb versteckt durch die, sie umgebenden prächtigen Katalpa- und Lilla-Bäume, die Gruppen von Magnolia, Lorbeer, Pacean, und zahlreichen anderen Arten im-

mergrüner Bäume, geben der Gegend etwas so Reizendes, daß unsere kleinen Amerikaner, welche nie eine offene flache Gegend gesehn hatten, ganz in Entzücken ausriefen: Here is the Paradise, o let us settle in this elegant country. (Hier ist das Paradies; o laß in diesem herrlichen Lande uns niederlassen!)

Die Kleinen ahnten wenig, daß in kurzer Zeit dieses herrliche Land ein Grab für sie seyn würde. Wir bewunderten vorzüglich das schöne Hornvieh, das eine ganz andere Gestalt als das der nördlichen Staaten hatte, welches sich von unserm europäischen wenig unterscheidet. Dasselbe war den Hirschen ähnlich: die Kühe hatten lange dünne Beine, einen schlanken Körperbau und armdicke, 2½ Fuß lange Hörner. Sie sind meist von schwarzer und gelber Farbe, sehr kurzhaarig, glatt und rund. Sie weiden mit ihren saugenden Kälbern, welche man in dem hohen Grase kaum bemerken kann, in Heerden von 3—4000 zusammen. Man kann sich ihnen bis auf höchstens 300 Schritte nähern, aber alsdann fliehen sie in gestrecktem Galopp davon. Die Pferde, welche in eben so großen Heerden weiden, sind klein, aber gut gebaut und sehr

auf die Dauer. Man läßt sie bis zum sechsten Jahre wild umherlaufen, dann werden sie eingefangen und gezähmt. Die Stuten bleiben gewöhnlich wild, weil man sich ihrer nur selten zum Reiten oder Fahren bedient. Die Kreolen, besonders die unverheiratheten, halten es für unschicklich eine Stute zu reiten.

Man muß die Gewandtheit der Kreolen beim Einfangen dieser wilden Pferde bewundern. Auf einem geübten Renner holen sie in kurzer Zeit das einzufangende Pferd ein, und werfen ihm einen starken Strick, aus trockenem Kuhfell gedreht, um den Hals, den sie nie verfehlen; dieser Strick wird im Laufen immer stärker zugezogen, bis das Pferd aus Mangel an Athem niederstürzt. Ochsen, Schafe, Schweine und Ziegen habe ich auf diese Art fangen sehen. Schon als Kinder üben sich die Kreolen, den Strick zu werfen, indem sie ihre Hühner, Enten und Gänse auf diese Art fangen und nicht selten so erwürgen. In den großen Hornviehheerden bestand früher der ganze Reichthum des westlichen Louisianas. Erst vor 20 Jahren hat man hier angefangen Zucker und Baumwolle zu bauen. Noch gibt es Pflanzer, die ungeheure Heerden besitzen.

Ein gewisser Kreole, Namens Mouton zu Lafayette, besitzt 15,000 Ochsen und Kühe, und 6000 Pferde; Wycalf, ein Amerikaner zu Opelousas, 20,000 Kühe und 5000 Pferde.

Siebenzehntes Kapitel.

Gastfreiheit und Gefälligkeit der Kreolen. Unsere Niederlassung am Pont des Breaux. Bauart der Häuser u. s. w.

Wir trennten uns von unseren amerikanischen Reisegefährten, die zu ihren nahe wohnenden Bekannten gingen, und kehrten in einem sehr gut eingerichteten Gasthofe ein, welcher von einem Gaskonier, Namens Labiche, aus Toulouse, gehalten wurde.

Unsere Ankunft in diesen von Fremden wenig besuchten Niederlassungen war kaum bekannt, als wir von allen Seiten Besuche erhielten. Am zweiten Tage lud einer der reichsten und ältesten Pflanzer, Namens Pierre Brousard, uns ein, sein Haus wie das unsrige zu betrachten, so lange bis wir eine Wohnung ausgemittelt hätten, wozu er uns seine

Hülfe versprach. Am folgenden Morgen schickte er ein Kabriolet, uns abzuholen, nebst einem Wagen zum Transport unserer Effekten.

Das Kabriolet war mit zwei kleinen Pferden bespannt, der Kutscher ein kleiner Neger. Sobald wir eingestiegen waren, gingen die Pferde im Galopp davon. Erschrocken fragten wir den Kleinen, ob er die Pferde nicht halten könnte; aber er antwortete lächelnd, daß sie es nicht anders gewohnt wären. Der Boden ist so eben und die Räder laufen so sanft durch das üppige Gras, daß man kein Umwerfen zu befürchten braucht. Wir hatten eine Stunde bis zur Wohnung von Monsieur Pierre, der Weg ging durch die anmuthige Wiese.

Wir wurden von der Familie Broussard mit vieler Artigkeit empfangen. Die ungezwungene Höflichkeit, das muntere Wesen und die offene Gutmüthigkeit der Kreolen hatte für uns viel Anziehendes, besonders da wir uns seit mehreren Jahren an das verschlossene, kalte und abgemessene Betragen der Anglo-Amerikaner hatten gewöhnen müssen.

Monsieur Pierre war ein neunzigjähriger Greis, und noch so rüstig, daß er die wilde-

sten Pferde ritt. Als ein sechszigjähriger Wittwer hatte er sich mit einem sechszehnjährigen reichen und schönen Mädchen wieder verheirathet, und noch 10 Kinder mit ihr gezeugt. Er hatte von beiden Frauen 18 lebende verheirathete Kinder, nebst 178 Enkeln und Urenkeln: alle in blühenden Vermögensumständen. Pierres Schwiegervater, sein Nachbar, 104 Jahr alt, ging noch täglich aus, um die Feldarbeiten seiner Sklaven selbst zu leiten. Ueberhaupt scheint hier das Alter nicht die sonst gewöhnlichen Schwächen und die Abstumpfung der Sinne, in dem Grade wie bei uns, mit sich zu führen. So konnten z. B. Pierre und mehrere sehr alte Männer, mit denen ich bekannt geworden bin, noch ohne Brille lesen, auch schienen sie noch im völligen Besitz des Gedächtnisses zu seyn. Dies Klima scheint den Alten und Kindern vorzüglich günstig; junge Leute, in der Blüthe ihres Alters und voller Kraft, waren die gewöhnlichen Opfer der bösartigen Fieber. Eigentlich scheint das Klima blos den Neuankommenden in den ersten Jahren ihres Hierseyns ungünstig zu seyn.

Die Kreolen behaupten, daß die Eingewanderten, wenn sie erst akklimatisirt wären,

und die ersten Fieber, wovon keiner befreit bleibt, überstanden hätten, länger lebten, als die im Lande Geborenen. Wir bemerkten auch wirklich, daß die ältesten Leute Franzosen und Acadier waren. Diese Arkadier bewohnten sonst die Provinz Neu-Schottland, welche früher den Franzosen gehörte und von ihnen Arkadien genannt wurde. Als sie von den Engländern erobert wurde, wollten sich die Arkadier nicht unterwerfen, daher sie vertrieben und auf englischen Schiffen nach Nantes in Frankreich gebracht wurden. Die französische Regierung schickte diese armen halbnackten Menschen nach Louisiana, wo ihnen Ländereien angewiesen und Samenkorn und Ackergeräthschaften gegeben wurden. Sie bilden noch jetzt den ärmsten unwissendsten Theil der Bevölkerung von Louisiana, und werden bei allen Gelegenheiten von den Abkömmlingen der Franzosen mit Verachtung behandelt.

Wir wurden am folgenden Tage nach unserer Ankunft bei Broussards zum Ball eingeladen, welcher von einem Pflanzer der Nachbarschaft, wegen der Vermählung seiner Tochter, gegeben wurde. Die Damen fuhren in Kabriolets, die Herren waren zu Pferde. Trotz

der folgenden Nacht ging's im Galopp davon. Wir fanden den Ballsaal schon gefüllt, und waren nicht wenig erstaunt, die Kreolinnen so glänzend gekleidet zu sehen, weil sie gewöhnlich nur Kleider von selbstgemachtem baumwollenen Zeuge tragen. Alle erschienen in Kleidern von französischem Krepp, in roth- und gelbseidenen Unterkleidern, und geziert mit Guirlanden von künstlichen Blumen. Zwei Maitres de Ceremonie empfingen uns und führten uns zu den Sitzen. Sie bestimmten jedem Tänzer seine Dame und ordneten die Quadrillen und Franzaisen, welches die einzigen Tänze waren, die aufgeführt wurden. Die Kreolinnen tanzen, wie die Französinnen, mit natürlicher Grazie und Leichtigkeit. Nie nehmen sie sich so sehr zu ihrem Vortheile aus, wie auf den Bällen. Man bemerkt dann ihre bräunliche Haut nicht. Ihre großen schwarzen Augen, ihr schönes schwarzes, mit Rosen durchflochtenes Haar, ihre ausdrucksvollen Züge und ihre natürliche Lebendigkeit machen sie sehr reizend, und selbst die Amerikaner finden sie interessanter als ihre blassen Landsmännimen, die zwar an Verstand und Bildung den Kreolinnen weit überlegen sind,

ihnen jedoch an natürlicher Anmuth, fröhlicher Laune und Lebhaftigkeit weit nachstehen.

Die Erfrischungen, die von Zeit zu Zeit von den Negerinnen gereicht wurden, bestanden in Wein, Punsch und Kuchen. Die Umgebungen des Saals und die Musik schienen mit der glänzenden Gesellschaft in gar keinem Verhältniß zu stehen. Zwei alte Neger, die mit ihren Geigen das Ohr beleidigten, bildeten das Orchester. Statt der Tapeten hatte der Saal rohe Lehmwände; die Erleuchtung bestand aus einem in der Mitte des Saals hängenden hölzernen Armleuchter mit 6 Talglichtern. Ueberhaupt findet man hier nicht den Luxus der Kreolen am Mississippi. Die Häuser sind schmutzig und im Allgemeinen ärmlich meublirt; doch sieht man viele Geräthe, als Gabeln, Löffel, Bowlen u. s. w. von feinem Silber. Kurz nach Mitternacht wurde Kaffee getrunken, worauf die Gesellschaft aufbrach. Wir blieben noch 3 Wochen bei unserem freundlichen Wirth und zogen dann mit unserm ganzen Haushalt nach einer leerstehenden Plantage am Pont de Breaux, (einer Brücke über dem Teschе-Fluß) die Pierre Broussard gehörte, und eine sehr angenehme Lage an der

Landstraße hatte. Wir fanden ein bequem eingerichtetes, noch neues Haus, welches wir in der Folge mit 160 Morgen Land für den mäßigen Preis von 1000 Piastern kauften.

Die Häuser in Louisiana, die in den Städten ausgenommen, haben alle einerlei Bauart. Sie sind nur ein Stockwerk hoch, groß, mit geräumigen Zimmern und einer rund um das Haus laufenden bedeckten Gallerie versehen. Sie stehen auf fünf bis sechs Fuß hohen Pfeilern, damit die Luft einen freien Durchzug habe; dies ist besonders zweckmäßig, weil die Feuchtigkeit, verbunden mit der großen Hitze, diese aus Cypressenholz erbauten Häuser sonst bald zerstören würde. Die Wände sind von Lehm, mit spanischem Moos vermischt. Dies spanische Moos (Tillandsia) dient zugleich, als Pferdehaar, zu Matrazen und Sophas; es hat die nämliche Elastizität und Unverwüstlichkeit, und auf den ersten Anblick würde man es kaum vom Pferdehaar unterscheiden können. Ich bin der Meinung, daß es mit Vortheil nach Europa ausgeführt werden könnte, wo es wegen seiner Wohlfeilheit bald die Pferdehaare verdrängen würde. Die Gallerien der Häu-

ser sind in diesem brennenden Klima nicht allein der angenehmste Aufenthalt, sondern sie dienen auch dazu die Häuser kühl zu erhalten, weil die Sonne nicht die Wände erhitzen kann. Hier ißt, trinkt man, und hält sich die Tageszeit über auf. Das Bedürfniß der Keller kennt man nicht; auch ist der Boden zu sumpfig zur Anlegung derselben.

Achtzehntes Kapitel.

Kultur des Zuckerrohrs, der Baumwollenstaude und der Indigopflanze.

Der Anbau des Zuckerrohrs in Louisiana, welcher im Anfange mit vielen Schwierigkeiten verbunden zu seyn schien und deshalb schon einmal wieder aufgegeben war, vermehrt sich mit jedem Jahre.

Das Zuckerrohr ist der Maispflanze oder dem türkischen Weizen sehr ähnlich. Es wächst 8—9 Fuß hoch und ist von der Dicke eines gewöhnlichen Besenstiels. Es hat, wie andere Rohrarten, auf Entfernungen von 4—8

Zoll Luft, aus welchen, wenn es gepflanzt wird, die jungen Sprößlinge hervorschießen. Man pflanzt es im Januar und Februar auf folgende Art. Nachdem der Boden gepflügt und geeggt ist, werden mit dem Pfluge drei Fuß von einander entfernte Furchen gezogen. In diese Furchen wird das Rohr, der Länge nach, gelegt und 4 Zoll tief mit Erde bedeckt. Es schlägt Wurzel und schießt mit Frühlingsanfang aus der Erde empor. Es kränkelt im Mai und Juni wegen der herrschenden Dürre; dann muß es sorgfältig gepflegt und das Unkraut mit dem Pfluge und der Hacke vertilgt werden. Im Juli fängt es an Kräfte genug zu gewinnen und das Unkraut zu ersticken. Binnen drei Monaten wächst es, begünstigt von den Regengüssen und der alsdann allgewaltig herrschenden Hitze, in die Höhe, wird zusehends dick, stellt im Oktober einen mit Inbegriff seiner die Blüthe umgebenden Blätter 9 Fuß hohen Stamm dar, und ist schon zu Anfang dieses Monats gut zu schneiden und auszuarbeiten. Sobald das Rohr zeitig ist, welches man an der Blüthe erkennt, wird es geschnitten und nach der Mühle gebracht. Diese besteht aus zwei Cylindern von Gußeisen,

welche durch Pferde in Bewegung gesetzt werden. Zwischen diese Cylinder wird das Rohr gesteckt und so ausgepreßt. Der süße Saft läuft in einen unter der Mühle angebrachten Behälter und wird von da sogleich in die Kessel geleitet, wo er zu Zucker eingekocht wird.

Ein Morgen Land, der, gut eingerichtet, im Februar gepflanzt, und gut gepflegt wird, ist im Stande neun Monate darauf, mit Novembers Anfang, einen Ertrag von 2000 Pfd. Zucker, und zwei Orhoft Syrup zu geben. Dieser Ertrag, zu dem gegenwärtigen, niedrigsten Preise angeschlagen, nämlich 6 Piastern für den Zentner, und 12 Piastern für den Orhoft Syrup, macht eine Summe von 144 Piastern oder 204 Thalern unseres Geldes. Jedoch ist der Ertrag der Schnittlinge oder die Erndte des zweiten Jahrs nicht so bedeutend. Ein Pflanzer, dessen Gut und Wirthschaft sich in gutem Stande befinden, und der 100 Morgen Rohr gepflanzt hat, wovon die eine Hälfte in Setzpflanzen, die andere in Schnittlingen vom vorigen Jahre besteht, kann mit 40 Negern in einem gewöhnlichen Jahre 160,000 Pfund Zucker, und 160 Orhoft Syrup gewinnen, welches 4000 Pfd.

Zucker und 4 Ohrhoft Syrup auf einen Neger macht. Verkauft er nun diese Erndte zu dem niedrigsten Preise, für 6 Piaster den Zentner Zucker, und 12 Piaster den Ohrhoft Syrup, so hat er eine Einnahme von 11,520 Piastern, oder 288 Piastern für die Arbeit eines jeden Negers. Seine Ausgaben für Besoldung eines Aufsehers, Instandsetzung der Geräthschaften, Plantagen-Gebäude, und Anschaffung des nöthigen Viehs, ꝛc. ꝛc. belaufen sich höchstens auf 1500 Piaster: ihm bleibt also als Frucht seiner Bemühungen ein jährlicher reiner Ueberschuß von 10,000 Piastern oder 14,000 Thalern. Aber die ersten Anlagen zur Betreibung einer solchen Zuckerplantage sind bedeutend, und würden ungefähr betragen:

Für 40 Neger zu 500 Piastern jeden,	20000
300 Morgen Land zu 5 Piastern	1500
Gebäude, Mühlen und Kessel . .	6000
Ackergeräthschaften, Zugvieh u. s. w.	2500
Dollars	30,000

Das Zuckerrohr muß in Louisiana alle 2 oder 3 Jahr von neuem gepflanzt werden. Das erste Jahr gibt es die beste Erndte, das zweite schon eine bedeutend geringere und das dritte Jahr kaum ein Drittel des Ertrags der

ersten Erndte; daher man auch in Louisiana gewöhnlich alle zwei Jahr die Zuckerrohrpflanzungen erneuert. Nächst dem Zucker ist Baumwolle ein Hauptartikel des Anbaues in Louisiana. Der Baumwollensamen wird im März oder April gepflanzt. Das Land wird vorher gepflügt und geeggt, dann werden, wie beim Zuckerbau, mit dem Pfluge Furchen gezogen, 8 Fuß weit von einander, worein der Same gestreut und 2 Zoll tief mit Erde bedeckt wird. Sobald die jungen Pflanzen einige Stärke erhalten haben, werden sie, wo sie zu dick stehen, ausgerupft, so daß sie 6—8 Zoll weit auseinander zu stehen kommen. Das Unkraut, welches in diesem Lande sehr schnell wächst, muß sorgfältig durch beständiges Pflügen, Hacken und Jäten, bis wenigstens im Juni, vertilgt werden; um diese Zeit werden die Pflanzen mächtig genug das Unkraut zu ersticken. Die Baumwollenpflanze hat Aehnlichkeit mit einer jungen Birke; gleich ihr, treibt sie Zweige nach allen Richtungen; sie wird in Louisiana 6—7 Fuß hoch und hat unten einen Stamm von 1½ Zoll im Durchmesser. Sie treibt im Juni große rothe und weiße Blumen, fast wie einfache Stockrosen aussehend,

welche abfallen, und an deren Stelle sich Kapseln von der Größe eines kleinen Apfels bilden. Im August fangen diese an, sich auf die Art wie eine grüne Wallnußschale zu öffnen. Sobald sich eine hinlängliche Anzahl geöffnet hat, beginnt die Erndte. Die Neger gehen alsdann durch die Reihen, und pflücken die Baumwolle, welche bis zur Hälfte aus der geöffneten Kapsel heraushängt, in Säcke, welche sie an den Hals befestigt haben. Zweihundert sechszig Kapseln geben ein Pfund reine Baumwolle. Ein Neger kann täglich 100 Pfd. mit dem Samen, welches 25 Pfd. gereinigte Baumwolle bleibt, sammeln.

Mittelst einer Kammmaschine, welche von 2 Pferden in Bewegung gesetzt wird, reinigt man die Baumwolle von Samen, Staub und Blättern. Eine solche Maschine kann täglich 800 Pfd. reinigen. Die unbemittelten Pflanzer, die keine Mühle bauen können, geben einen Piaster für 100 Pfd. zu reinigen und einzupacken.

Ein Morgen Land, mit Baumwolle bepflanzt, gibt in einem gewöhnlichen Jahre 300 Pfd. reine Baumwolle, welche zu dem gegenwärtigen Preise von 10 Piastern für 100 Pfd.,

einen Ertrag von 30 Piastern geben. Ein guter Neger kann die Pflege und Unterhaltung von 5 Morgen mit Baumwolle bepflanzt besorgen, mithin seinem Herrn eine Einnahme von 150 Piastern zuwege bringen. Jedoch ist der Baumwollenbau weit unsicherer als der Zuckerrohrbau, indem Raupen, unmäßige Regengüsse und andere Unfälle oft der Baumwollenzucht schaden und den Ertrag verringern. Eine Zuckerplantage ist daher weit vortheilhafter als der Baumwollenbau; aber zur Anlage der ersteren gehört ein großes Kapital, wozu die meisten Pflanzer keine Mittel besitzen. Auch wächst in Louisiana über 200 Meilen vom Meer entfernt kein Zucker mehr; zudem ist dieser Bau sehr mühselig. Während einer Zeit von 6 Monaten, vom Anfange Oktobers bis Ende März, ist der Zuckerpflanzer mit dringenden Geschäften überladen. Der Baumwollenpflanzer kann dagegen die Bestellung seiner Ländereien, welche im März und Februar anfängt, gemächlich und ohne besonderen Drang hintereinanderweg verrichten. Er fängt um die Mitte August an, seine Baumwolle einzusammeln, und setzt dieses Geschäft im September, Oktober, November bis mitten

im Dezember fort. Er hat zu diesem Bau nur ein paar Ochsen, einen Pflug und eine Hacke nöthig.

Louisiana produzirt jährlich 25000 Ballen Baumwolle, den Ballen zu 400 Pfd. macht 10 Millionen Pfd. à 10 Piaster die 100 Pfd. macht 1,000,000

auf 200 Plantagen 20 Millionen Pfd. Zucker zu 6 Piaster die 100 Pfd. macht 1,200,000

Zwanzigtausend Orhoft Syrup zu 12 Piaster den Orhoft macht 240,000

Summa der Ausfuhr 2,440,000 Piaster.

Die Indigopflanze wird in Louisiana noch wenig gebaut. Sie gedeiht nicht mehr so gut wie sonst, auch bringt ihr Anbau wegen der gesunkenen Preise des Indigos keinen grossen Vortheil. Diese Pflanze hat Aehnlichkeit mit dem Klee. Sie wird in Reihen gepflanzt und jährlich 2—3 mal geschnitten. Die abgeschnittenen Pflanzen werden in eine mit Wasser angefüllte Cisterne geworfen. Nach einigen Tagen fängt sie an zu gähren, das Wasser wird erst grün, dann blau und wirft endlich Blasen: ein Zeichen, daß die Gährung

reif ist. Das Wasser wird nun in eine tiefer angebrachte Cisterne abgelassen, worin es wieder klar wird und der Indigo zu Boden fällt. Zum Trocknen wird er in Stücke zerschnitten und in die Sonne gelegt.

Neunzehntes Kapitel.

Negersklaven, Freigelassene, und farbige Leute.

Die Sklaven in Louisiana bestehen aus den Kreolensklaven (den im Lande gebornen), den amerikanischen (den aus den nördlichen Staaten eingeführten) und den aus Guinea eingebrachten; von letzteren sind nur noch wenige am Leben.

Man theilt sie wieder in folgende Klassen:

1. Schwarze Neger, Afrikaner unvermischten Bluts;
2. Mulatten, von Weißen und Negern erzeugt;
3. Griffs, von Mulatten und Negern erzeugt;

4. Quarteronen, von Mulatten und Weißen erzeugt;

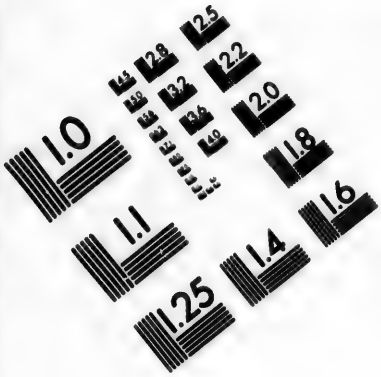
5. Zambos, von Negern und Indianern erzeugt, die hier jedoch selten sind.

Unter die farbigen Leute gehören noch die Mestizen: Abkömmlinge der Weißen und Indianer; Quatschinas: Abkömmlinge der Mulatten und Indianer u. s. w.

Die Klasse der Negersklaven ist die zahlreichste und am wenigsten beglückte. Unter ihnen sind die Kreolenneger die gewandtesten und den chronischen Krankheiten des Klimas am wenigsten unterworfen; aber sie sind auch die größten Faulenzer und die ärgsten Schelme.

Die anglo-amerikanischen Sklaven sind fleißiger, schicken sich besser zum Feldbau, und sind nicht so liederlich als die Kreolenneger; aber sie werden häufig ein Opfer der hitzigen Fieber in dem ersten Jahre ihrer Versetzung hieher.

Die Neger sowohl als die anderen farbigen Klassen sind von gesunder starker Natur, festem Körperbau und wohlgestaltetem mittleren Wuchs; sie haben indeß grobe Lineamente, und, mit Ausnahme der Quarteronen und einiger Mulattinnen, keine gefällige Ge-



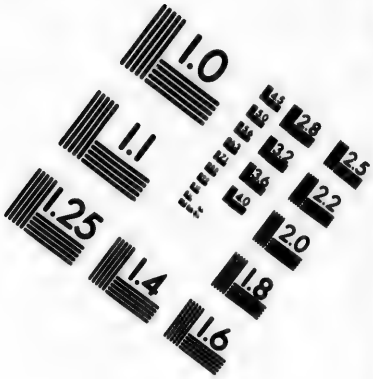
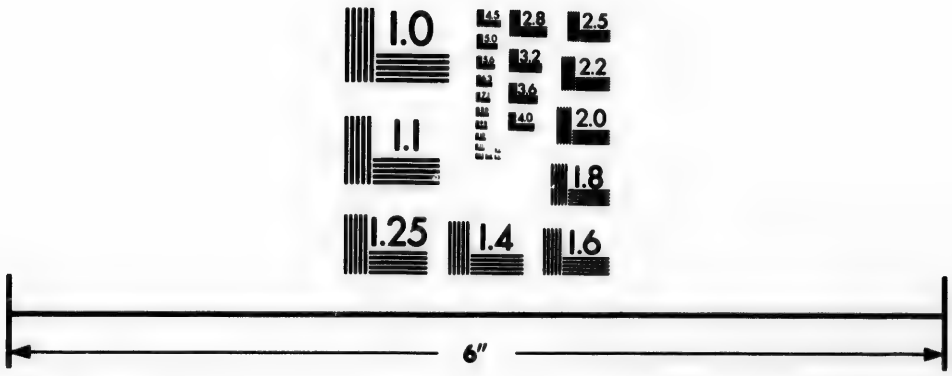
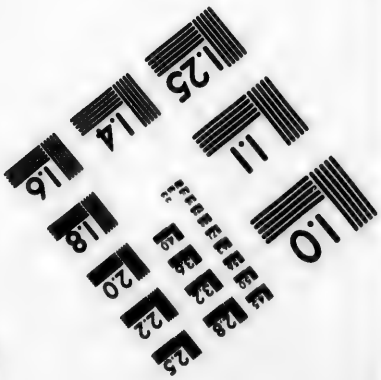


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

sichtsbildung. Sie sind eine Art Menschen, welche die Natur durch die Geistesstimmung, durch die Geneigtheit, sich leiten und lenken zu lassen, durch ihre moralische Unfähigkeit und einen angebornen Hang zu einem blos leidenden Zustande, ganz eigentlich zur Sklaverei bestimmt zu haben scheint. Hierin sind die Neger ganz andere Menschen als die Indianer, die ursprünglichen Bewohner Amerikas, welche allem Zwange, aller Unterwürfigkeit in eben dem Grade feind sind, in dem die Neger sich dazu hinneigen. Wenn die Natur den Negern die nämlichen Triebe zugetheilt hätte, wie den Indianern, so ist nichts gewisser, als daß sie, statt maschinenmäßig und umsonst den immer wiederkehrenden Feldarbeiten, der strengen Manns-zucht und den schweren Strafen, welche sie treffen, wenn sie derselben entgegen handeln, zu unterwerfen, im ersten Anfall, und von freien Stücken, die Plantagen, wo sie so unaufhörlich und ohne Prosit arbeiten, und wo sie doch übrigens nicht gefesselt sind, verlassen, und tief im Innern des Landes, gleich den Wilden, um so mehr unabhängig leben würden, als sie bei ihrer Neigung zum Nichtsthun und ihren wenigen Bedürfnissen immer

Ursache hätten, eines solchen Entschlusses froh zu werden.

Die Ungewißheit eines zuverlässigen Unterhalts bei einer solchen Lebensart, oder auch die Vergleichung ihres Zustandes mit dem der Wilden, wo sie, nach Erwägung aller Umstände, dem ihrigen noch den Vorzug geben könnten, kann die Neger nicht allein bewegen ihrem Joche treu zu bleiben, weil ihre Begriffe nicht einmal so weit reichen, als daß sie sich in dieser Hinsicht um die Zukunft bekümmerten. Die hauptsächlichste Triebfeder ihres Thuns und Lassens, welche das eigentliche Wesen ihres Charakters ausmacht, ist jener unwiderstehliche Hang zur Knechtschaft, der sie daran fesselt, wie der Hund an seinen Herrn, der Ochse auf ein Joch gefesselt ist: ein Zustand, dem sie sich bisweilen auf Augenblicke entziehen, um sich auf allerlei falsche Wege zu verirren, aber bald, wie betäubt, reuig zurückkehren. Sie sind mit allen den Fehlern durchgängig behaftet, die mit der Knechtschaft in Verbindung stehen: sie sind diebisch, faul, ausgelassen, lügenhaft, unempfindlich und feige, aber von Grund aus nicht bösartig.

Die Neger, obschon stets zum Arbeiten genöthigt, werden doch nicht mit übermäßiger Arbeit abgemattet, ausgenommen zur Zeit der Zuckerfabrikatur in den Siedereien, wo in einem Zeitraum von zwei bis drei Monaten die Masse der Arbeiten wirklich außer Verhältniß zu der Zahl der Arbeiter ist. Sie werden zwar alsdann gut genährt, dagegen ist aber zu jeder andern, minder überhäuften Zeit ihre Nahrung höchst erbärmlich.

In Louisiana, welches nicht jenen Ueberfluß an Lebensmitteln hat, als die nördlichen Staaten, und wo sich der Hauptanbau auf Baumwolle und Zucker beschränkt, besteht die festgesetzte Ration für jeden Neger monatlich aus einer Tonne Mais, ungefähr 100 Pfund in den Aehren; wie denn der Mais das einzige Lebensmittel ist, wovon in diesem Lande die Erndten noch eben ergiebig genug sind, daß sich daraus der unentbehrliche Unterhalt für die Sklaven ziehen läßt.

Der Reis, die Bohnen und Patatten würden nicht zureichen, nur den vierten Theil dieser Leute zu ernähren, oder man müßte denn die Anpflanzung dieser Lebensmittel zum

Nachtheil der Haupttartikel vermehren, wozu aber die Pflanzer keine Lust haben.

In den Stunden, welche der Neger für sich hat, muß er dieses türkische Korn, worin fast seine ausschließliche Nahrung besteht, auskernen, stoßen, beuteln, oder nach Maßgabe der verschiedenen Zurichtung waschen. Dennoch muß er von Tagesanbruch bis zu Mittag auf dem Felde zubringen, und zwar im Winter wie im Sommer. Er nimmt sein Frühstück mit, welches er um 8 Uhr genießt. Zu Mittag hat er zwei Stunden Zeit sich seine Mahlzeit zu bereiten; dann setzt er die Arbeit bis zum Anbruch der Nacht für seinen Herrn fort.

Selbst des Sonntags bringt der Neger seine Zeit nicht müßig zu, sondern arbeitet an einem Stückchen Land, wo er zu seinem Profit einige Lebensmittel gepflanzt hat, oder vermiethet sich zum Holzspalten und zu anderen Arbeiten, um sich einige Kleidungsstücke zur Bedeckung seiner Blöße anzuschaffen, weil diejenigen, welche ihm von seinem Herrn gegeben werden, dazu nicht hinreichen.

Die Negerinnen erhalten für jedes Kind, das entwöhnt ist, eine halbe Ration Mais.

Für die kleineren wird die Milch der Mutter für hinlänglich erachtet, welche auch während dieser Zeit an ihre gewöhnliche Arbeiten gebunden bleibt. Ein solcher Zuwachs von Last und Beschwerlichkeit treibt diese unglücklichen Wesen oft zur Verzweifelung, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie sich in ihrer Schwangerschaft der unreifen Frucht durch allerlei Mittel entledigen, wodurch ihre geizigen Herren nicht selten Mutter und Kind zugleich verlieren.

Diese Gewohnheit, verbunden mit ihren Ausschweifungen und der elenden Nahrung, macht, daß, sich die Neger in Louisiana nicht in dem Verhältnisse vermehren, wie in den mehr nördlichen Staaten; dagegen nimmt die Bevölkerung der Weißen daselbst stärker zu, als in irgend einem anderen Staate. Wenn die Sklaven des Abends von ihrer Arbeit kommen, so gehen sie zu ihren Weibern, falls sie deren zu Hause, oder auf den angrenzenden Plantagen haben, die ihnen dann das ärmliche Nachtmahl, welches sie sehr spät nach erhält, bereiten. Darauf legen sie sich schlafen, einige Nachtschwärmer ausgenommen, die, weil sie in ihrer Heimath keine Weiber finden,

auf ein glückliches Abenteuer ausgehen, aber zuweilen von einer Patrouille benachbarter Pflanzer gleich wieder heimgeschickt werden, die ihnen eine derbe Züchtigung von 40—50 Peitschenhieben, welche aber bald wieder vergessen wird, mit auf den Weg gibt. Fast jeden Abend hört man die zu dem Ende geschwungenen großen Peitschen, deren Knallen eine Meile weit hörbar ist, nebst dem Jammern und den Bitten dieser armen Teufel.

Die gewöhnliche Nahrung der Neger besteht in einem Brei von zerstoßenem Mais ohne Salz oder Schmalz; zuweilen haben sie ein Stückchen Wildprett dazu, welches sie glücklicherweise erlegten und dessen Auswahl ihnen nicht viel zu schaffen macht. Alles, was Fleisch heißt, ist ihnen gut genug; wilde Katzen, Waldratten, Eichhörnchen gehören zu ihren Leckerbissen. Aber nicht immer begnügen sie sich hiemit; wenn sie ihre Herren auf einem Ball versammelt wissen, so kapern sie sich gewöhnlich ein Lämmchen, oder ein Ferkel, oder einen Truthahn, was dann in großer Versammlung die nämliche Nacht gebraten und geschmaus't wird.

Sie ziehen auch Federvieh und Schweine, essen aber selten davon, und lösen lieber Geld daraus. Eben dieses thun sie auch mit den Eiern, um sich etwa ein Kleidungsstück oder eine Flasche Tafia (Zuckerbranntwein) anzuschaffen, nach welchem sie so begierig sind, daß sie fast dafür durchs Feuer laufen. Auch von Taback, sowohl zum Rauchen als Schnupfen, sind sie große Freunde.

Zu ihrer Kleidung wird ihnen das ganze Jahr hindurch nichts weiter gegeben, als eine Jacke und ein paar Hosen von Baumwollenzeug, das von den Negerinnen gesponnen und gewebt wird. Für den Winter erhalten sie eine schlechte wollene Decke, aus welcher sie sich eine Art Mantel oder Kopot machen. Viele Herren treiben die Knauserei so weit, daß sie die armen Neger sich erst diese Decke durch Sonntagsarbeit verdienen lassen.

Die Negerhütten bestehen aus Brettern und Pfählen von Cypressenholz, die aufrecht nebeneinander in die Erde gestellt werden, und nur eine schwache Schutzwehr gegen Wind und Regen sind. Im Hintergrunde ist ein Feuerherd mit hölzernem Rauchfang. Ein viereckiger bretterner Kasten, worin sie ihre Hab-

seligkeiten bewahren und der zugleich als Bank dient; ein zerbrochener eiserner Topf und ein hölzerner Napf nebst einem ausgehöhlten Kürbis, der die Stelle eines Wassereimers vertritt, machen den ganzen Hausrath aus. Der Fußboden ist die bloße Erde, worauf sie sich des Nachts, in eine wollene Decke gehüllt, hinstrecken.

Die Heirathen der Neger können, da sie blos mündliche Uebereinkunft zwischen den Liebenden sind, bei jeder Veranlassung ohne Umstände wieder aufgelöst werden. Doch trennen sich Mann und Weib seltener freiwillig, als man unter solchen Umständen vermuthen sollte. Nur werden sie häufig durch Verkauf nach entlegenen Plantagen getrennt, und in diesem Falle suchen sie gleich ein anderes Liebchen. Sie ertragen mit großer Gleichgültigkeit solche Trennungen, und vergessen sehr bald ihr erstes Weib und ihre Kinder. Ueberhaupt scheinen die Gatten keine wahre Neigung zu einander zu fühlen, und ihr einziger Zweck bei diesen Uebereinkünften scheint Befriedigung des Geschlechtstriebs zu seyn. Sie haben ihre Weiber meist auf Plantagen der Umgegend, weil dies ihnen einen Vorwand gibt, sich von

Samstag Abend bis Montag Morgens von ihrem Lager zu entfernen, um ihre Weiber zu besuchen. Die Kinder der Sklaven gehören den Herren der Mütter; weder der Herr des Vaters, noch, wenn ein freier Weißer der Vater seyn sollte, kann den geringsten Anspruch auf das Kind einer Sklavin machen.

Die Neger und Mulatten sind im höchsten Grade wollüstig. Die Sklavinnen aller Farben bieten ihre Reize für eine Kleinigkeit feil; verheirathet oder unverheirathet macht keinen Unterschied; sogar Mädchen von zwölf Jahren bewerben sich schon oft um den möglichst höchsten Preis. Oft verleitet sie hiezu, was man bei allem ihren Elend kaum denken sollte, die Sucht sich zu putzen, welche sie auf keine andere Art befriedigen können. Ihre Lieblingsfarbe ist weiß; wenn sie sich ein Sonntagskleid anzuschaffen im Stande sind, so muß es weiß seyn, wozu ihr kohlenschwarzes Gesicht und ihre Hände sich kontrastirend genug ausnehmen. Oft geben sie den Weißen, wenn sie Bekannte sind, aus bloßer Lust, undeutlich zu verstehen, daß sie ein Schäferstündchen mit ihnen zu feiern wünschen.

Die Strafen der Neger sind, je nachdem das Verbrechen mehr oder minder schwer ist, das Eisen und die Peitsche. Man kann eben nicht sagen, daß sie in diesen Fällen grausam oder hart behandelt würden; z. B. ein Diebstahl, der in Europa den Thäter auf die Galeere und in gewissen Ländern an den Galgen bringen würde, wird hier blos mit Peitschenhieben und mit Tragen eines eisernen Halsbandes bestraft. Und in Hinsicht der Züchtigungen, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung und Mannszucht, oder wegen unterlassener Arbeiten den Neger treffen, sind die Soldaten und Matrosen in manchen Ländern ziemlich den nämlichen, oft noch strengern Strafen unterworfen. Aber zuweilen verfahren einige tyrannische Pflanzer sehr willkührlich und grausam mit ihren Negern. So wurde mir erzählt, daß ein gewisser Pierre Breau vor mehreren Jahren alle seine Neger grausam zu Tode gemartert, ohne daß die Obrigkeit davon Notiz genommen hätte. Er ließ einige von ihnen in einem Fasse herum rollen, welches inwendig ganz mit Einen Zoll langen Spitzen durch die Stäbe getriebener Nägel versehen war; Andere ließ er lebendig bis an den Hals

in die Erde graben und verhungern. Bei großen Verbrechen macht man mit den Negern keinen langen Prozeß. In meiner Nachbarschaft wurde ein Franzose, welcher eine Branntweinschenke hielt, von einem Neger erschlagen, weil er ihm, den Gesetzen gemäß, keinen Tafia ohne Erlaubnißschein verkaufen wollte. Der Thäter wurde ergriffen und von dem Hause des Gemordeten ohne weiteres sogleich gehängt. Die Freigelassenen sind entweder die mit den Sklavinnen erzeugten Kinder der Weißen, die von ihren Vätern freigegeben werden, oder geliebte Sklaven, die bei dem Tode ihres Herrn ihre Freiheit erhalten. Manche dieser Freigelassenen erwarben sich Wohlhabenheit und Bequemlichkeiten; ja einige besitzen große Zuckerpflanzungen von 80 — 100 Sklaven. Ungeachtet dieses Reichthums sind sie von den Weißen verachtet, die keine Gemeinschaft mit ihnen halten, sogar in den Wirthshäusern nicht mit ihnen an der nämlichen Tafel essen wollen. Aber dem größten Theil von ihnen gereicht die Freiheit zum Verderben. Denn sobald sie unter der Peitsche weg sind, wollen sie nicht mehr arbeiten, und fangen an zu stehlen; sie werden nun einge-

zogen, gepeitscht und, für die Kosten ihres Prozesses und ihrer Unterhaltung im Gefängniß, wieder verkauft, wo sie alsdann nicht selten ein härteres Loos trifft als zuvor.

Zwanzigstes Kapitel.

Charakter, Sitten, Gebräuche und Religion der Kreolen in Louisiana.

Die Abkömmlinge der Franzosen und Spanier in Louisiana nennen sich Kreolen, wie sich die Abkömmlinge der Britten in den übrigen vereinigten Staaten Amerikaner nennen; sie sind daher nicht, wie Einige irrigerweise glauben, eine farbige Menschen-Race. Die Kreolen sind gute Ehemänner, liebreiche Väter und gehorsame Söhne. Sie halten ihre Verpflichtungen treulich, und waren früher wegen ihrer Redlichkeit berühmt. Aber man klagt allgemein, daß, seit der Niederlassung der Amerikaner, von denen sie täglich betrogen werden, auch sie zu betrügen anfangen. Prozesse

kannte man früher fast nur dem Namen nach, aber seitdem die amerikanischen Advokaten sich hier eingenistet haben, ist beinahe keine Familie mehr, die nicht in einen Prozeß verwickelt ist.

Die Kreolen sind gleichsam geborne Handwerker; sie schicken sich sehr gut zu mechanischen Künsten und machen alles leicht nach, wobei es auf einen richtigen Blick und gewandte Finger ankömmt. Sie verfertigen ihre Meublen, Kabriolets, Ackergeräthschaften, sogar Schuhe und Kleider selbst, ohne jemals eine Profession gelernt zu haben. Aber bei all ihrer natürlichen Geschicklichkeit zu chemischen Künsten, haben sie wenig Liebe und Neigung zu den Wissenschaften, wenig Aufmerksamkeit auf alles, was sie vielleicht fesseln könnte. Sorglosigkeit und Mangel an anhaltendem Fleiß sind schuld, daß selbst diese vortheilhaften Anlagen zu Handwerken nie ausgebildet, und daher auf weniges heruntergesetzt werden. Kaum der sechste Theil der Pflanzer, worunter selbst reiche sind, kann lesen oder schreiben. Bei ihrer Unwissenheit besitzen sie jedoch eine gewisse Politur, und viel Leichtigkeit und Ungezwungenheit in Anstand und Benehmen,

welches die Mängel der Erziehung einigermaßen verhüllt, und selbst bei den Aermsten sichtbar ist. Sie sind sehr gefällig und gastfrei. Man trifft auf dem Lande selten ein Wirthshaus. Wenn man auf der Reise von der Nacht überrascht wird, so kehrt man beim ersten besten Pflanzer ein, und weiß im voraus, daß man ein Nachtquartier, gute Verpflegung und freundliche Gesichter findet. Man kann ihnen keine Bezahlung dafür aufdringen; schon das Anerbieten beleidigt sie. Bei den Kreolen am Missisippi herrscht diese Gastfreiheit, wegen der übergroßen Menge Reisender, nicht.

Auch Geselligkeit ist den Kreolen eigen. Außer den vielen Bällen und Soupers haben sie noch jeden Abend ihre kleinen Zusammenkünfte, wo die Zeit mit Plaudern oder ihren Lieblingsspielen, Dame Loup und trois sept, verbracht wird.

Die Kreolinnen sind liebenswürdige Eheweiber, gute Hauswirthinnen und verstehen sich überhaupt gut auf alles was zur Oekonomie gehört. Sie halten sich ehrbar, mäßig und wohlanständig. Sowohl in physischer als moralischer Hinsicht scheinen sie viel vor ihren Männern voraus zu haben. Sie besitzen un-

gleich mehr Stärke des Charakters und Scharfsinn, und behaupten daher ein Ansehen vor ihnen im Hause, welches aus dem Uebergewichte an Geist und Muth entsteht. So zusammengeschrumpft und unansehnlich die Männer hier sind, so statilichgroß und fett sind die Frauen. Schon die Mädchen zeigen eine Anlage zur Korpulenz, aber sie sind gewöhnlich eher verheirathet, als sich diese Anlage ausbilden kann. Es fehlt ihnen durchgängig an den Geschicklichkeiten, die einem Frauenzimmer zur Zierde dienen: sie finden keinen Geschmack am Zeichnen, Sticken, an Musik, überhaupt an allem, was Fleiß oder Studium erfordert. Dagegen haben sie eine um so größere Leidenschaft für den Tanz, welche sie im Winter im vollen Maße befriedigen; denn selten vergeht eine Woche, wo nicht 2—3 Bälle in der Nachbarschaft Statt finden. Hier sieht man Greise und Matronen lustig zwischen dem jungen Völkchen herumhüpfen. Diese Tanzparthien werden von den Pflanzern der Reihe nach gegeben. Fast in jedem Hause ist dazu ein geräumiger Saal. Der Geber des Balls wird der Ballkönig genannt, die Dame, welche er zum ersten Tanz auffordert, Ballkönigin; sie

ernennt durch eine Aufforderung zum Tanz den König für den nächsten Ball, und bestimmt zugleich, wann dieser Statt finden soll.

Aber solche Bälle reichen nicht hin, die Tanzlust der jungen Mädchen zu befriedigen; schon früh Morgens rufen diese ihre Gespielinnen zusammen, um auf der Galleria des Hauses ein paar Quadrillen, welche sie mit ihren lieblichen Stimmen begleiten, zu tanzen. Nöthigenfalls müssen die jungen Negerinnen die Tänzer vorstellen, die eben so tanzlustig als ihre Gebieterinnen sind, und an Geschicklichkeit sie oft übertreffen. Zuweilen gehts vom Tanz zum Bayon ins Wasser. Das Baden ist ihnen Bedürfniß geworden. Sie gehen in großer Anzahl zu 20—30 ins Bad. Durch den Lärm und ihre große Anzahl schrekken sie die Krokodille weit hinweg, die sich nie an sie wagen. Eine solche Badegesellschaft hört man schon in weiter Ferne, und sieht sie zuweilen, im Stande der Natur, auf dem Ufer umherlaufen, jubeln und spielen. Ein männlicher Zuschauer bringt sie nicht sehr außer Fassung, wenn er bescheiden bleibt. Sie schwimmen und tauchen alle, wie die Enten, und können ein Stück Geld von dem Boden

eines tiefen Wassers heraufholen. So sahe ich einst einige erwachsene Mädchen auf der Brücke über den Teiche-Fluß, dicht an meiner Wohnung, ihren Muthwillen treiben. Eine von ihnen warf das Nähzeug der Anderen, welches in ein Taschentuch geknüpft war, von der Brücke in den Fluß. Unglücklicherweise enthielt es eine Rolle Piaster, wodurch es sogleich zu Boden gezogen wurde. Sie besann sich keinen Augenblick, nachzuspringen, unterzutauchen und es wieder heraus zu holen.

Man würde sich übrigens irren, wenn man aus dem Angeführten schließen wollte, daß es mit ihrer Moralität schlecht beschaffen sey; im Gegentheil gibt es vielleicht keine züchtigere Mädchen und treuere Weiber, als die Kreolinnen.

Auch in dieser Hinsicht stehen sie über ihren Männern, welche, schon als Knaben von den Sklavinnen verführt und entnervt, als verheirathete Männer den Umgang mit ihnen fortsetzen. Deswegen sind die meisten Frauen auf ihre Negerinnen eifersüchtig. Auch trägt dieser Umstand dazu bei, die Herrschaft der Frauen über ihre schuldbewußten Männer

zu befestigen: eine Herrschaft, wie kein Europäer sie sich gefallen lassen würde.

Die Kreolinnen überlassen die Küche ganz den Sklavinnen, und darum ist sie auch sehr schlecht bestellt. Die Unreinlichkeit in den Häusern fällt schon auf; wer aber mit Appetit essen will, bleibe ja von der Küche weg. Sie besteht in einer abgesonderten Hütte, deren Schmutz nur von dem der zerlumpten schwarzen Wesen übertroffen wird, die hier die Speisen zubereiten. Ueberdies geben die Negerinnen im Sommer einen unerträglichen Bisamgeruch von sich, der bei einigen so stark ist, daß man sie noch eine halbe Stunde nachher spüren kann, wenn sie schon das Zimmer verlassen haben. Die Frauen sind in einem ewigen Streit mit ihren Sklavinnen; das immerwährende Schelten, Toben, und mitunter auch Prügeln, macht sie aufbrausend, herrisch und gibt ihnen, zum Nachtheil ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit, eine kreischende Stimme. Sie gewöhnen sich dabei an das Fluchen, und gar seltsam klingt's, wenn solche Damen ihre eigenen Kinder: Sacré enfant de garce, oder sacré enfant de chienne schimpfen. Sicher bedenken sie die Beziehung, die-

ses Schimpfs auf sich selbst nicht. Es ist ein Uebel, das die Sklaverei nebst so vielen anderen im Gefolge hat.

Die katholische Religion ist hier die herrschende, aber leider wenig geachtet. Die Kreolen tragen mehr den Namen Katholiken, als sie es in der That sind. Sie sagen scherzend: Der Pfarrer sieht uns nur dreimal im Leben: bei der Taufe, bei der Heirath und beim Tode. Französische Atheisten der Revolution haben auch hier ihre verderblichen Grundsätze ausgesäet. Ein Theil der Pflanzer glaubt weder an einen Gott, noch an die Unsterblichkeit der Seele. Bei einem Gespräch über diesen Gegenstand hörte ich einen alten Kreolen im Beiseyn seiner Kinder sagen: Un chien vivant vaut mieux, qu'un homme mort. Das Betragen einiger Priester ist dazu geeignet, die Religion verächtlich zu machen. Sie ergeben sich groben Ausschweifungen, und leben mit Mulattinnen im Konkubinat. Als wir an einem Sonntagmorgen nach dem drei Stunden von uns entlegenen Flecken St. Martin zur Kirche fahren wollten, begegneten uns einige Kabriolets mit Damen auf dem Heimwege. Sie erkannten uns, und schrien uns

lachend zu: Retournez donc! Retournez donc! Il n'y aura pas de la messe. Monsieur le curé est malade.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Produkte des Thier- und Pflanzenreichs.

Fast alle Hausthiere, vierfüßiges und Federvieh, kommen hier gut fort und finden sich in großer Menge.

Unter den wilden Thieren sind der Konigar oder amerikanische Tiger, der Bär, der Wolf, der Büffelochs, das Reh, der Pischon (eine große Fuchsart), der Chaont (eine kleinere Fuchsart), das Racoon (Waldkatze), das Opossum (Waldratte), drei Arten von Eichhörnchen, zwei Arten Kaninchen und mehrere Otterarten die mir bekanntesten.

Vögel finden sich hier in großer Anzahl, und fast alle Arten derselben von dem großen Geier bis zum kleinen Kolibri, unter anderen:

der Caleis, die Eule, der Papagai, der Schwan, die Gans, das welsche Huhn, das Rebhuhn, der Fasan, die Schnepse, das Wasserhuhn, die Wachtel, die Holztaube, die Schwalbe, der Ortolan, der Kardinalsvogel, die Drossel, der Königsvogel, der Spötter (ein guter Singvogel, welcher den Gesang der anderen Vögel nachahmt), der Staar, die Krähe; von welchen letzteren beiden Arten man ganze Wolkenzüge sieht, welche die besäeten und heranreifenden Maisfelder plündern. Der Karankro, ein häßlicher trauriger Vogel, welcher sich von Gewürm und Aas nährt, und daher diesem Lande sehr nützlich ist, hat die Größe eines, ihm überhaupt sehr ähnlichen welschen Huhns. Kalibris gibt es mehrere Arten. Den Winter über halten sich mancherlei Zugvögel in großer Anzahl hier auf, z. B. wilde Enten von mehreren Gattungen, Gänse, Reiher, Kraniche, Störche, Pelikane, Löffelgänse, Grosbecs (Dickschnäbel), Arkkroche (Krummschnäbel) u. a. m. Diese gewähren eine angenehme und leichte Jagd. Ich durfte nur 2 — 3 Stunden zwischen den Sümpfen umherreiten, so hatte ich soviel geschossen, als mein Pferd füglich tragen konnte.

Auch von Fischen gibt es hier eine Mannigfaltigkeit. Sie sind, wie in allen warmen Ländern, von keiner besondern Güte. Zu den besten Gattungen gehören: der Kaßburgo, die Pattassa, die Barbe, die Grossegurále, der Karpfen, der Hecht und der Bars. Gute Austern und andere Muschelthiere werden an den Küsten und in den Landseen in Ueberfluß gefischt. Die Flüsse wimmeln von schmackhaften Schildkröten, worunter die sanftschelligte (caille molle) die vorzüglichste ist. Mit kriechenden Thieren, allerhand Ungeziefer und Insekten ist Louisiana vielleicht reichlicher versehen, als irgend ein anderes Land; hier scheint ihr Sammelplatz und Lieblingsaufenthalt zu seyn. Das größte und scheußlichste kriechende Thier ist der Alligator, eine Art Krokodill, welcher 12 — 14 Fuß lang, und im Verhältniß dick ist. Er hat die Gestalt einer Eidechse, eine schuppichte schwarzgraue Haut, kleine häßliche Augen, und gibt einen starken Bisamgeruch von sich. Des Nachts kommen die Krokodille ans Land und schleichen um die Wohnungen der Menschen herum. Außerhalb des Wassers sind sie sehr furchtsam, und ihre Bewegungen langsam und kriechend; im Wasser

aber rasch und gefährlich für Menschen und Thiere. Alle Landseen, stillstehenden Wasser und selbst Abzugsgraben sind mit ihnen angefüllt.

Auf sie folgen die unzählbaren Schlangenarten, worunter die Congo und die Klapperschlange die gefährlichsten sind. Letztere gibt besonders in ihrem Biß ein verderbliches Gift von sich, das in wenigen Stunden tödtet. Indessen ist die Congoschlange fürchterlicher, weil sie nicht ausweicht, sondern den Menschen, der ihr nahe kommt, angreift, dahingegen die Klapperschlange sich zu entfernen sucht, und nicht eher verwundet, bis sie nicht mehr ausweichen kann, oder getreten wird. Noch gibt es hier eine Art Viper, eine kleine sehr schöne buntgeringelte Schlange, deren Biß tödtlich seyn soll.

Von Krötten und Fröschen sind alle Sümpfe und Graben voll; ihr Geschrei erfüllt die Luft bei Tage und Nacht, im Winter und Sommer.

Die größte aller Plagen in Louisiana sind die Mosktos und Brülos (zwei Mückenarten), die desto unerträglicher werden, je weniger man sich ihrer erwehren kann. Den

Schlangen und Krokodillen kann man ausweichen: aber nicht den Anfällen der Moskitos. Die Folgen ihrer Stiche sind kleine entzündete Geschwülste, die einen rothen Fleck hinterlassen, der sich erst nach einigen Tagen wieder verliert. Nur in der Nacht ist man vermittelst der Moskitobar oder Monstikaire, einer dicht verschlossenen Umgebung des Betts, von Gaze oder Musselin, vor ihnen geschützt. Dagegen muß man ihnen in den glühenden Sommernächten den Genuß der frischen Luft zum Opfer bringen. Jedoch sind die Plantagen in den Wiesen, die weit von den Sümpfen und Holzungen liegen, von dieser Qual befreit; an manchen Orten schläft man das ganze Jahr hindurch ohne Monstikaire.

Das Pflanzenreich bietet in Louisiana eine eben so große Mannigfaltigkeit dar, als das Thierreich. Folgende Liste der mir bekanntesten dort einheimischen Baum-, Stauden- und Pflanzenarten wird vielleicht für den Leser nicht ohne Interesse seyn. Ich habe neben den botanischen ihre deutschen, und wo ich keine deutsche Namen dafür wußte, die englischen hinzugefügt.

1. Quercus sempervirens — die Steineiche.

2. Quercus alba — Weiße Eiche.
3. Quercus nigra — Schwarze Eiche.
4. Quercus aquatica — Sumpfeiche.
5. Quercus prunus — Kastanieneiche.
6. Juniperus virginiana — Rothe Ceder.
7. Juglans nigra — Schwarzen Wallnuß.
8. Laurus Sassafras — Sassafras.
9. Liquid amber — Liquidambaum.
10. Ilex opaca — Hollyn
11. Nyssa integrifolia — Wassergewächs.
12. Dyospyros virginiana — Dattelpflaume.
13. Robinia pseud acacia — Akazie.
14. Gleditsia triacantos — Honigakazie.
15. Ulmus americana — die amerikanische Ulme.
16. Cornus florida — Hundsholz.
17. Cercis canadensis — red bud.
18. Prunus chicasaw — wilde Pflaume.
19. Liriodendron tulipifera — Tulpenbaum.
20. Pinus palustris — Tannen von verschiedenen Arten.
21. Corypha — der Kabbbaum.
22. Prunus virginiana — die virginische Pflaume.
23. Aesculus flava — die wilde Kastanie.
24. Ilex vomitoria — the black drink.

25. Salix nigra — Schwarze Weide.
26. Fraxinus nigra — Schwarze Eſche.
27. Populus deltoides — Baumwollenbaum.
28. Acer sacharinum — Zuckerahorn.
29. Acer negundo — Waſſerahorn.
30. Juglans illionoinensis — Pakkannuß.
31. Platanus occidentalis — Sykamore.
32. Juglans hykory — Hikorinuß von drei Arten.
33. Annona triloba — Papau (trägt eine ſüße Frucht.)
34. Cypressus disticha — Cypreſſe.
35. Magnolia grandiflora — Magnolie.
36. Bignonia catalpa — Katalpe.
37. Myrica inodora — (Von den Beeren dieſer Staude wird grünes Wachs gemacht.)
38. Fagus feruginea — Buche.
39. Fagus americana — Kaſtanie.
40. Fagus pumila — Chin copin.
41. Laurus benzoin — Gewürzholz.
42. Morus rubra — Maulbeerbaum.
43. Callicarpa americana.
44. Arundo gigantea — Amerikaniſches Rohr.
45. Arundo tecta — Kleines Rohr.

46. Smilax china — Chinawurzel.
47. Passiflora incarnata — Passionsblume.
48. Mimosa instia.
49. Phytolaca deandra — Bignonia radicans — Rhus radicans — Rhamnus frangula — Syderoxillon — Lysium salsum — Zanthoxilon clava Herculis — Croton — Stillingia — Ipecacuana — Jalap u. s. w.

Auch die Linde und mehrere Arten Lorbeer sind hier einheimisch.

Die Wälder in Louisiana haben wegen der vielen immergrünen Bäume, im Winter wie im Sommer, das nämliche Ansehen. Die Bäume sind fast erstickt durch die Menge Reben, Ranken, Lianen und Schmarotzerpflanzen, von denen sie umschlungen sind, und unter deren Last sie oft niederbrechen. Ungeheure Weinstöcke, über einen Fuß im Durchmesser, deren Reben sich in die Zweige der höchsten Bäume verschlungen haben, bilden dichte Lauben, die den Strahlen der brennenden Sonne trotzen. Diese Reben, weit entfernt vom Stamme eines Baumes, in seine 100 Fuß über der Erde erhöhten Zweige verwebt, geben selbst den Einwohnern des Landes ein

Räthsel, wie sie sich so hoch ohne die geringste Stütze haben hinaufschwingen können.

Die Fruchtbäume, welche von den Pflanzern kultivirt werden, sind Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Orangen und Pflaumenbäume. Aepfel, Birnen, Kirschen, Mandeln und Oliven scheinen wegen der Feuchtigkeit des Bodens und der Luft nicht gedeihen zu wollen. Alle europäischen Küchengewächse und Gemüsearten kommen in Louisiana gut fort. Durch alle Monate kann man eine Abwechselung von frischem Gemüse haben, obschon die Pflanzer den Gartenbau sehr vernachlässigen. So hat man schon im Januar und Februar frische Erbsen, Wurzeln, Kabis, Pastinaken und Lattich; zu diesen kommen im März und April: Bohnen, Gurken, Rettiche, Radieschen, Erdbeeren, Maulbeeren und Brombeeren von vorzüglichem Geschmack; im Mai und Juni: Feigen, Pfirsiche, Pflaumen, Kartoffeln, Artischocken, Breitlauch, Zwiebeln, Sellerie, Petersilie u. s. w.; im Juli und August: Tomatus, Pattäten, Yams-Wurzeln, Melonen, Cimbellins, u. s. w.; im September und October: Pompkins, Pistaschen und mehrere Arten Rankengewächse, Trauben, Sukko, Pal-

kan-Wall und Hickori-Nüsse u. s. w. Um diese Zeit fängt man an, die Gärten von neuem zu bestellen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Klima. Das gelbe Fieber. Traurige Wirkungen desselben auf den Verfasser. Abreise nach Europa.

Das Klima von Louisiana ist unstreitig eins der schönsten in Amerika. Zwei Drittel des Jahrs hindurch herrscht ein heiteres angenehmes Frühlings- und Herbstwetter; nur in den Monaten Juni, Juli, August und September ist die Hitze unangenehm, und an einigen schwülen Tagen wirklich unerträglich. Im Winter verursachen die kalten Nordwestwinde Nachtfröste und einige unangenehme Tage. Sie sind um so fühlbarer, da ihrer nur wenige, und sie plötzlich auf warmes heiteres Wetter folgen. In den kältesten Tagen stehn Fenster und Thüren offen, welches freilich durchaus nothwendig ist, weil die Häuser der Pflanzer, selbst der wohlhabendsten, der Glas-

fenster entbehren. Nach meinen Beobachtungen ist die Witterung hier ungefähr folgende:

Januar und Februar sind heiter und kühl, hin und wieder mit Gewitterregen. März und April bringen heftige Regengüsse mit starken Gewittern. Mai, Juni bis Mitte Juli herrscht anhaltende Dürre. Von Mitte Juli bis Mitte August hat man furchtbare Gewitter mit starken Regengüssen und schwüler feuchter Luft. Von Mitte August bis Dezember fällt höchst selten Regen. Im Dezember ist abwechselnd regnigtes und heiteres Wetter.

Der Regen fällt hier immer in plötzlichen Güssen, dann klärt sich der Himmel schnell auf. Trübe Tage, an welchen die Sonne nicht zum Vorschein kommt, kennt man in Louisiana nicht: der Himmel ist fast beständig wolkenlos und mit dem reinsten Azurblau gefärbt.

Krankheiten zeigen sich gewöhnlich mit Septembers Anfang, und hören im November, zuweilen erst zu Anfang des Dezembers auf. Das gelbe Fieber richtet jedes Jahr in den Städten Louisianas große Verwüstungen an. Auf dem Lande herrscht in dieser Zeit das Gallenfieber, und zuweilen, besonders bei den

Neuangekommenen, das gelbe Fieber. Diese schnelle und in ihren Fortschritten so schreckliche Krankheit fängt mit einer lebhaften Röthe des Gesichts, brennendheißen trockenen Haut, heftigem Kopfweh und einem unerklärbaren Schmerz in den verschiedenen Theilen des Körpers an. Das Fieber ist anhaltend; vom zweiten bis zum dritten Tage nimmt es noch mehr überhand, und zeichnet sich durch außerordentliche Hitze, gänzlichen Mangel an Transpiration und öfteres Nasenbluten aus. Darauf folgen unaufhörliches Erbrechen und Ausleerungen einer schwarzen Materie, die fast wie Theer aussieht. Nach einer sichtlichen Abnahme aller Kräfte, nach starker Gelbsucht und Anfällen von Wahnsinn, erfolgt gewöhnlich am siebenten oder achten Tage der Tod. Was dieser schrecklichen Krankheit besonders eigen zu seyn scheint, sind die auffallenden Veränderungen der Hautfarbe der Patienten. In den ersten drei Tagen ist das Gesicht über alle Maßen hochroth gefärbt, darauf bekömmt es durch einen plötzlichen Uebergang ein ganz schwarzgelbes Ansehen; über den Körper verbreiten sich schwarze Flecken, welche nach dem Tode des Patienten zunehmen.

Die schwarze Materie, die ein solcher Kranker in seinen letzten Tagen auslegert, ist so scharf und ätzend, daß die kleinsten Theilchen davon, die ihm beim Erbrechen auf die Lippen fallen und da hängen bleiben, wenn sie nicht sogleich abgewischt werden, die Haut zerfressen und schwarz färben. Auch in Kleidung und Wäsche macht diese Materie schwarze unauslöschbare Flecken. Die Mittel, welche man gegen diese Krankheit anwendet, sind: starkes Aderlassen, Brechmittel, Merkur und Glaubersalz. Wenn aber die Krankheit einmal so weit gediehen ist, daß die Haut schwarzgelb wird und sich schwarze Flecken zeigen, so ist schwerlich mehr Rettung zu hoffen. Die hiesigen Aerzte sind sich selbst nicht einig darüber, ob das gelbe Fieber epidemisch sey oder nicht. Zufolge meiner eigenen Beobachtung glaube ich nicht, daß es im eigentlichen Sinne pestilenzialisch sey. Doch soviel scheint ausgemacht, daß zu der Zeit, wo es herrscht, sich der Urstoff in der Luft befinde und man sich grosser Gefahr aussetzt, wenn man jemanden, der damit behaftet ist, pflegt, wartet, und die mit ungesunden Theilen geschwängerte Luft einathmet. Die Symptome dieser Krankheit

sind nicht immer dieselben; auch ist sie ein Jahr weit bösartiger, ansteckender und tödlicher als das andere. Man kann ihr dadurch einigermaßen vorbeugen, daß man sich weder der brennenden Sonnenhitze, noch der kalten Nachtluft aussetzt; daß man mäßig ißt und trinkt; sich keine zu starke Bewegung macht, und vor allen den Leib offen hält. Auch mir fügte dies schreckliche Fieber einen unersetzlichen Verlust zu, indem es mir meine theure Gattin raubte.

Dieser Fall traf mich um so schmerzlicher, als nach so vielen Widerwärtigkeiten und Trennungen das Glück uns endlich zu lächeln schien; aber dies Glück war nur wie die kurze Windstille, die dem verheerenden Sturme vorangeht.

Wir hatten nun 6 Monate, und zwar in der schönsten Jahrszeit, in diesen unermeßlichen duftenden Wiesen in Gesundheit, Ueberfluß an allem Nothwendigen und glücklicher Einsamkeit zugebracht.

Wir wohnten in einer reizenden Gegend am Ufer des Teschè-Flusses, unmittelbar an einer schönen Brücke, über welche die große Straße nach den Opelousas führte. Unser

Haus war mit schönen Zuckerrohr- und Baumwollenfeldern umgeben und von hohen immergrünen Magnoliabäumen beschattet. Ein großer Garten lieferte uns zu jeder Jahrszeit frisches Gemüse und Früchte in Ueberfluß. Wollten wir Fische oder Schildkröten essen, so durfte ich nur das Netz einige Stunden im Bayon ausspannen. Eine kurze Jagdpartie verschaffte uns so viel Enten und andere Arten Wasservögel, als wir in drei Tagen verzehren konnten. Mit Rehbraten und Bärenschinken versorgten uns die Indianer. Unsere Baumwollenerndte versprach einen reichlichen Ertrag. Auch waren unsere Wünsche in Hinsicht der Gesellschaft befriedigt; denn wir lebten in einem guten Einverständnisse mit vortrefflichen Nachbarn, zum Theil Franzosen, durch die Revolution und den Sturz Napoleons aus Frankreich vertrieben. Die ausgezeichnetsten unter ihnen waren: der Graf von Rouſſillon, ein fein gebildeter höflicher alter Mann, welcher aus mir unbekannten Ursachen die Einkünfte von seinen Gütern in Frankreich hier verzehrte; der Doktor Bulliard aus Besançon, ein vortrefflicher Arzt, der als Aide-Major in Napoleons Armee die Feldzüge in

Spanien und Rußland mitgemacht, mit dem General Allemand nach Amerika gekommen war, und an dessen unglücklichen Expedition in Texas Theil genommen hatte.

Ferner: Colonel Latapie, ehemals Chef eines Husaren-Regiments der französischen Kaisergarde. Er hielt einen kleinen Laden von allerlei unbedeutenden Artikeln, nebst einer Wein- und Branntweinschenke. Er trug noch immer seine Orden und einen mächtigen Schnurrbart, und konnte sich, ohngeachtet seines militairischen Geistes, besser als viele seiner Kameraden, in seine drückende Lage finden. Lukullus, vormals Hufschmied seines Regiments, war sein Nachbar und täglicher Kunde. Da hier die Pferde nicht beschlagen werden, so machte er Pflüge, und war in weit blühendern Umständen als sein ehemaliger Colonel. Außer diesen wohnten noch einige sehr angesehene liebenswürdige Kreolenfamilien, von dem alten französischen Adel abstammend, in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Z. B. Chevalier de l'homme, neuville de clouet, st. Marc d'Arby, und de la strape, mit denen wir einen geselligen Umgang pflogen.

Meine Gattin hatte auf dringendes Ersuchen der benachbarten Pflanzer 10 junge Mädchen aus den angesehnsten Familien zu sich genommen, für deren Erziehung ihr 200 Piaster jährlich für jede gezahlt werden sollten.

Glücklich und mit den frohsten Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft, flossen unsere Tage in ungetrübter Heiterkeit dahin, bis das gelbe Fieber und der unerbittliche Tod zwischen uns kam.

Das Gallenfieber und mitunter das ihm verwandte gelbe Fieber richteten diesen Sommer große Verwüstungen an. Schon hatte unser Reisegefährte von Pittsburg, Mr. Bradley seine beiden erwachsenen liebenswürdigen Töchter und seinen ältesten Sohn dadurch verloren. Nun war auch die Reihe an uns gekommen. Zuerst bekam ich einen heftigen Anfall davon, wurde aber durch die thätigen Bemühungen des Doktors Bulliard schnell wieder hergestellt. Kaum konnte ich das Bette wieder verlassen, so sank meine Frau, wahrscheinlich ein Opfer ihrer treuen Pflege und Sorgfalt für mich, während meiner Krankheit, dahin.

Ihr Zustand, welcher anfangs nicht bedenklich geschienen hatte, wurde bald hoffnungs-

los. Sie ertrug ihre Schmerzen ohne Klage, obgleich diese bisweilen so heftig wurden, daß Anfälle von Wahnsinn erfolgten, in welchem sie ihr Leiden unerträglich fand. Schon am vierten Tage veränderte sich die dunkele Röthe ihrer Haut in eine schwarzgelbe Farbe; selbst das Weiße der Augen wurde dunkelgelb. Am fünften Tage bekam sie schwarze Flecken im Gesicht und auf den Armen, alle Schmerzen und das Fieber hatten aufgehört, doch nahmen ihre Kräfte zusehends ab, bis sie am sechsten Tage mit völligem Bewußtseyn sanft und ergeben in ihr Schicksal verschied. Zum Ruhme der Kreolinnen muß ich noch hinzufügen, daß sie uns in dieser bedrängten Zeit allen nur möglichen Beistand leisteten. Mit unermüdlicher Sorgfalt pflegten und bedienten die Nachbarinnen meine Frau während ihrer Krankheit, und verließen sie bis zu ihrem Ende keinen Augenblick, ohngeachtet das Fieber eins der ansteckendsten war.

Ueberhaupt stehen sie sich in Krankheiten und Unglücksfällen mit einer Theilnahme und Ausdauer bei, die wohl schwerlich in Europa ihres Gleichen hat.

Ich blieb nun noch beinahe ein Jahr in Attakapas und konnte mich von den Folgen des Fiebers nicht wieder erholen, wozu der Gram über den herben Verlust vieles beitragen mochte. Meine Kräfte wurden durch ein schleichendes Fieber verzehrt, dazu kam im Juni des folgenden Jahrs ein neuer Anfall des gelben Fiebers, welcher meinen Zustand sehr bedenklich machte.

Der Doktor Bulliard erklärte mir offen, daß nur eine Veränderung des Klimas meine zerrüttete Gesundheit wiederherstellen könnte. Ich fühlte, daß ich in Louisiana den Sommer nicht überleben würde. Ich suchte daher so schnell als möglich meine Sachen in Ordnung zu bringen, übergab meine Neger und Plantage meinem Freunde Chevalier de l'homme und schied mit schwerem Herzen von Louisiana, kaum hoffend Europa lebendig zu erreichen.

Am 1. August 1826 verließ ich die Attakapas mit dem schönen Dampfschiffe Opelousas. Die einsame überschwemmte Wildniß, worin wir bei unserer Ankunft in Louisiana vier lange Tage zubrachten, durchflogen wir jetzt in fünf Stunden.

Als wir zum Bayou Plaquemine anlangten, konnte ich mir kaum vorstellen, daß das Dampfschiff sich diesen wüthenden Strom hinaufarbeiten könnte. Aber das Feuer der Dampfkessel wurde verdoppelt, wonauf die Maschine mit so gewaltsamen Schlägen arbeitete, daß das Boot in allen seinen Theilen erbebte. Man war auch allgemein der Meinung, daß das Schiff bald durch die heftige Erschütterung unbrauchbar werden würde.

Das Wasser stieg wirklich drei Fuß beim Hinauffahren in diesen engen Fluß, dennoch legten wir zwei Meilen in einer Stunde gegen den Strom zurück.

Sobald wir auf dem Missisippi ankamen, empfanden wir die angenehme Kühle, welche durch die aus dem schnellen Lauf des Boots, den Strom hinunter, entstehende Zugluft bewirkt wird, und die man unter dem Zelte des Verdecks in vollen Zügen genießt. Man hatte kaum Zeit einen Blick auf die prachtvollen Plantagen dieser schönen Gegend zu werfen, so waren sie auch verschwunden und neue Gegenstände stellten sich dem entzückten Auge dar. Von Plaquemine bis Orleans, 135 Meilen legten wir in 10 Stunden zurück.

Das sonst so muntere Orleans war nun traurig und öde! Das gelbe Fieber hatte sich in mehreren Theilen der Stadt gezeigt, weshalb die angesehensten Bürger entflohn waren und ihre Häuser verschlossen hatten. Der größte Theil der Schiffe hatte den Hafen verlassen, die übrigen eilten so schnell als möglich fort zu kommen.

Ich hatte große Mühe ein Logis zu finden, indem meine große Schwäche und mein bleiches abgezehrtes Aussehn die Wirthe abschreckte: sie fürchteten mich bald als Leiche heraustragen zu müssen, welches mir einige sogar unverhohlen zu verstehen gaben. Es gibt vielleicht keinen Ort in Amerika, wo ein umsichtiger Mann, der etwas Spekulationsgeist besitzt, so sicher und schnell sein Glück machen, d. h. Reichthum erwerben kann, als in Neu-Orleans. Die großen Handelsvortheile, und die Leichtigkeit, womit Leute von geringen Glücksumständen schnell emporkommen, reizen eine Menge Fremde sich daselbst niederzulassen, welche aber gar oft, statt Reichthum, ihr Grab finden. Durch diesen großen Zufluß von Fremden nimmt die Bevölkerung der Stadt, die sich gegenwärtig auf 50,000 Seelen be-

läuft, ohngeachtet der großen Sterblichkeit, schnell zu.

Trotz der ungesunden Luft findet man viele alte, selbst hundertjährige Leute, und man will behaupten, daß die alten Kreolen von dem gelben Fieber wenig zu fürchten hätten.

Neu-Orleans ist ganz regelmäßig gebaut und mit vielen prachtvollen Gebäuden, öffentlichen Plätzen und Kirchen geziert. Es hat mit den Vorstädten eine Länge von 3 Meilen, und liegt in Form eines Halbzirkels am Ufer des Missisippi. Durch einen starken Erdwall ist die Stadt gegen die Ueberschwemmungen dieses Stroms gesichert, dessen Wasserfläche in den Monaten Mai und Juni, oft bis Mitte Juli, 4—5 Fuß über die Straßen der Stadt erhaben ist.

In dieser Zeit wird das Wasser des Stroms, vermittelst der in dem Walle angebrachten Schleusen, durch alle Straßen der Stadt geleitet, welches wohl sehr zu der alsdann herrschenden Gesundheit beitragen mag.

Mit vieler Mühe erhielt ich endlich eine Ueberfahrt auf dem Schiffe Connestoga von Neu-England, welches nach Havre de grace

bestimmt war. Der Kapitain und die Hälfte der Mannschaft waren krank, als ich an Bord kam. Das Dampfboot Hercules brachte uns bis in See, weil die Mannschaft nicht fähig war, den beschwerlichen Dienst, während der Fahrt, den Strom hinunter zu leisten. Wir glaubten, daß die gesunde Seeluft den Kranken zuträglich seyn würde; aber der Kapitain nebst 4 Matrosen starben kurz hintereinander. Der älteste seiner Gehülfen übernahm den Befehl über das Schiff. Aber er benahm sich sehr ungeschickt, denn in einem heftigen Nordwinde ließ er das Schiff an einen Felsen der Cayets, nicht weit von dem Cap la Hogue an Frankreichs Küste stranden. Hiedurch verlor ich noch eine Parthie Baumwolle, die ich wegen des ungewöhnlich wohlfeilen Preises in Neu-Orleans eingekauft, aber leider nicht hatte verassekuriren lassen. Das Schiff nebst dem größten Theil der Ladung ging verloren; doch büßte Niemand dabei das Leben ein.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die vereinigten Staaten.

I. Abschnitt.

Eintheilung, Flächeninhalt, Bevölkerung, Klima, und Produkte der Staaten.

Die vereinigten Staaten werden eingetheilt:

1. In die östlichen, oder Neu-England. Dazu gehören: Maine, Newhampshire, Massachusets, Rhode Island, Vermont und Connecticut. Sie enthalten auf 70,000 englischen Quadratmeilen eine Bevölkerung von zwei Millionen Einwohnern, worunter sich 30,000 freie Schwarze und Mulatten befinden. Die Winter sind lang und kalt, der Schnee liegt fast drei Monate. Die Sommer sind kurz und heiß, und folgen dem Winter so schnell, daß man fast kein Frühlingswetter kennt. Die Ursachen, warum in diesen Breitegraden (40 bis 45) ein so langer kalter Winter herrscht, sind

hauptsächlich in den vielen Wäldern zu suchen, womit das Land vorzüglich gegen Norden bedeckt ist. Die Artikel der Ausfuhr sind: Bauholz, Dachschindeln, fertig gezimmerte Häuser, Hülsenfrüchte, gesalzenes Fleisch in Fässern, Talg, Lichter, Seife, Schuhe, Stiefel, grobe Baumwollen- und einige kurze Waaren, welche nach Louisiana, Westindien und Süd-Amerika versandt werden. Der Boden ist vorzüglich und feinige und besitzt im Allgemeinen eine mittelmäßige Fruchtbarkeit.

2. In die Mittelstaaten. Dazu gehören: Newyork, Newjersey, Delaware und Pensylvania. Sie enthalten auf 90,000 Quadratmeilen ungefähr drei Millionen Einwohner, worunter sich etwa 600,000 Abkömmlinge der Deutschen und 80,000 freie Schwarze und Mulatten befinden; die übrigen sind Abkömmlinge der Britten und Franzosen. Das Klima ist wenig von dem in Neu-England verschieden, nur ist der Winter gelinder, besonders in Pensylvania und Delaware, wo die Witterung sehr abwechselnd, warm und kalt ist, daher man hier schon mehr Wechsel- und Nervenfieber findet. Die Artikel der Ausfuhr sind die nämlichen, wie die der östlichen Staaten;

dazu kommen noch: eine große Quantität Weizenmehl, Segeltuch, Potasche, Teppiche, Wenbel u. s. w. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr verschieden. An der Meeresküste, besonders in Jersey, ist er sandig und unfruchtbar, im Westen von Newyork und Pensylvania aber sehr fruchtbar.

3. In die südlichen Staaten. Dazu gehören: Maryland, Virginia, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien, und künftig auch Ost- und West-Florida, die noch nicht als Staaten anerkannt sind. Sie enthalten, mit Ausnahme der Floridas, auf 200,000 Quadratmeilen eine Bevölkerung von $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, wovon mehr als die Hälfte Negersklaven sind. Der Sommer ist besonders an der Küste übermäßig heiß, und der Winter nach Verhältniß kälter, als man in diesen Breitegraden (32—39) vermuthen sollte; daher weder die nördlichen noch die südlichen Früchte wohl gedeihen, obgleich man beide kultivirt. Ausgeführt wird: Weizenmehl, Tabak, Baumwolle, Reis, Terpentin, Theer, Harz und etwas Indigo. Der Boden ist zum Theil schlecht, jedoch hat die große Hitze einen erstaunlichen Einfluß auf die Vegetation.

4. In die westlichen Staaten. Dazu gehören: Kentuky, Tenneſſee, Michigan, Ohio, Indiana, Illinois, Alabama, Miſſoury, Miſſiſippi und Louiſiana, nebſt den Territorien Arkanſas, Nordweſt und la Plata. Sie haben auf einer Fläche von 400,000 engliſchen Quadratmeilen eine Bevölkerung von 4 Millionen Einwohnern, worunter ſich ungefähr anderthalb Millionen Sklaven befinden. Das Klima iſt feuchter und der Winter in den nämlichen Breitegraden gelinder als in den atlantiſchen Staaten. Mit Ausnahme der Staaten am Miſſiſippi iſt die Luft geſund, in den neuen Kolonien aber das kalte Fieber eine Geißel des Landes. Die Erzeugniſſe und Ausfuhrartikel ſind die nämlichen, wie in den nördlichen und ſüdlichen Staaten, je nachdem ihre Lage nördlicher oder ſüdlicher iſt; nur werden von hier noch keine Manufakturwaaren ausgeführt. Das Zuckerrohr wird blos in Louiſiana und Süd-Alabama gebaut. Der Boden iſt durchgängig fruchtbar. Weizen gibt 30—40 mal die Ausſaat zurück. Der Ertrag von einem Morgen Mais macht 80 Büſchel oder 60 Berl. Scheffel.

II. Abschnitt.

Verfassung.

Die Republik von Nord-Amerika besteht gegenwärtig aus 26 Staaten und einigen Territorien: Gebieten, die noch keine hinlängliche Anzahl Einwohner haben um als Staaten in die Vereinigung aufgenommen zu werden, und nur in politischer Hinsicht ein Ganzes bilden. Dem Kongreß steht keine Gewalt über die innere Verwaltung der einzelnen Staaten zu, deren jeder seinen Gouverneur, seine eigene Verfassung, sein gesetzgebendes Korps und Abgabensystem hat.

Die vollziehende Gewalt der Union besteht:

1. aus dem Präsidenten
2. aus dem Vice-Präsidenten
3. aus dem Staatssekretair
4. aus dem Kriegssekretair
5. aus dem Sekretair des Schatzes
6. aus dem Sekretair des Auswärtigen
7. aus dem Oberrichter (Chief justice) mit

fünf Gehülfen und für jeden Staat einem Prokurator oder öffentlichen Ankläger.

Der Präsident hat 25,000 Piaster Gehalt; der Vice-Präsident und die Sekretaire haben 6000 Piaster, der Oberrichter 5000, die Gehülfen 4000 und die Prokuratoren 4500.

Der Präsident muß zu Washington residiren, er wird auf vier Jahre gewählt und kann nur acht Jahre in Succession diese Stelle bekleiden. Er muß das fünf und dreißigste Lebensjahr erreicht haben und ein Amerikaner von Geburt seyn. Seine Wahl geschieht auf folgende Art. Das Volk der verschiedenen Staaten sucht die Wähler aus, deren Anzahl eben so stark wie die der Senatoren und Repräsentanten auf dem Kongresse ist. Diese Wähler versammeln sich an einem und demselben Tage in ihren verschiedenen Staaten, und geben durch Ballotement ihre Stimmen über die zum Präsidenten und Vice-Präsidenten zu ernennenden Personen ab. Die Stimmenverzeichnisse werden an den Präsidenten des Senats geschickt, welcher sie in Gegenwart beider Häuser öffnet und zählt. Derjenige, dem die meisten Stimmen zur Präsidentenstelle zu Theil wurden, wird als gewählt

anerkannt, vorausgesetzt, daß er die Mehrheit der Stimmen sämmtlicher Wähler für sich hat. Ist dies bei keinem der Fall, so wählt das Haus der Repräsentanten aus denjenigen Kandidaten, welche die meisten Stimmen für sich haben, in so weit ihre Zahl nicht größer als drei ist, den Präsidenten durch Ballotement. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus 280 Repräsentanten und 52 Senatoren (für jeden Staat zwei), welche sich am ersten Montag im Dezember jeden Jahrs zu Washington versammeln, wenn der Präsident sie nicht wegen wichtiger Ursachen auf einen anderen Tag zusammenruft. Sie erhalten vier Piaster täglich, so lange die Sitzungen dauern, nebst Reisekosten hin und zurück. Die Senatoren werden auf sechs Jahr durch die Legislaturen ihrer respektiven Staaten gewählt. Ein Drittel der Stellen ist alle zwei Jahre erledigt. Präsident des Senats ist der Vice-Präsident der vereinigten Staaten; er hat jedoch nur dann eine Stimme, wenn die übrigen gleich vertheilt sind. Ein Senator muß 30 Jahr alt, 9 Jahr Bürger der vereinigten Staaten, und zur Zeit der Wahl in dem Staate, wo er gewählt wird, wohnhaft seyn.

Die Repräsentanten werden auf zwei Jahr, in einigen Staaten durch die betreffende Legislatur, in anderen durch das Volk gewählt. Jedes vierzig Tausend Seelen hat einen Repräsentanten, welcher 25 Jahr alt, 7 Jahr Bürger der vereinigten Staaten gewesen seyn, und in dem Staat wohnen muß, wofür er gewählt ist. Zur Wahl der Repräsentanten sind stimmfähig, alle ansässigen Bürger und ihre Söhne, wenn sie 21 Jahre erreicht haben; auch naturalisirte Fremde, welche Abgaben bezahlen. (Zur Naturalisation ist ein fünfjähriger Aufenthalt mit Betreibung eines bürgerlichen Gewerbes erforderlich). Freie Schwarze und farbige Leute sind nicht stimmfähig.

Der Kongreß beschließt alle Verordnungen und Maßregeln, welche die Wohlfahrt der ganzen Vereinigung betreffen, als: Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Verkauf der öffentlichen Ländereien, Veränderungen bei der Armee und Marine, Zollgefälle, Handels- und Allianz-Traktate, Einführung der Sklaverei in die neuen Staaten, Verwendung der Revenüen, Anlegung von Festungen u. s. w.

Zu einem Gesetz oder einer Verordnung ist die Zusammenwirkung beider Häuser erfor-

derlich, hat diese Statt gefunden, so wird das Gesetz dem Präsidenten vorgelegt, und im Falle der Bewilligung von ihm unterzeichnet. Im entgegengesetzten Falle schickt er es dem Hause der Repräsentanten, mit seinen Einwürfen begleitet, zurück, um es noch einmal in Erwägung zu ziehen. Alsdann ist die Zustimmung von zwei Dritteln der Mitglieder beider Häuser erforderlich, um es zu einem Gesetze zu erheben. Schickt jedoch der Präsident ein neues Gesetz nicht binnen zehn Tagen zurück, so erhält es auch ohne seine Zustimmung Kraft.

Die Revenüen der vereinigten Staaten belaufen sich ungefähr auf 18 Millionen Piaster, wovon 16 Millionen an eingehenden Rechten von den fremden Waaren und 2 Millionen aus dem Verkauf der öffentlichen Ländereien, Verpachtung der Salzwerke und Bleiminen ꝛc. ꝛc. einkommen.

Hiemit werden bestritten: die Kosten der Landesverwaltung, die Verpflegung der Armee und Marine, die Erbauung neuer Kriegsschiffe und Festungen nebst deren Unterhaltung, die Pensionen der im Kriege gedienten Offiziere und Soldaten u. s. w.

Da die Einfuhren von fremden Waaren nicht alle Jahr gleich groß sind, so betragen auch die Revenüen einige Jahre 2—3 Millionen mehr oder weniger als andere Jahre.

Der Präsident ernennt die Offiziere der Armee und Marine, die Beamten der vereinigten Staaten und die Gesandten an den auswärtigen Höfen. Er schlägt dem Kongreß die zur Wohlfahrt der Union dienlichen Maßregeln vor, und leitet die Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten. Außer dem General-Gouvernement, wie der Kongreß und die vollziehende Gewalt zu Washington genannt werden, hat jeder einzelne Staat, wie schon erwähnt, seine vollziehende und gesetzgebende Gewalt. Letztere besteht ebenfalls aus dem Senat und gesetzgebenden Korps; jene aus dem Gouverneur, dem Lieutenant-Gouverneur, dem Staatssekretair, dem Schatzmeister, dem Kontrolleur, dem Kanzler und den Richtern des supreme court (obersten Gerichtshofes). Die Gouverneure haben ein Gehalt von 3—6 tausend Piastern, nach der Größe des Staats mehr oder weniger. Sie werden in einigen Staaten auf zwei, in anderen auf drei Jahre gewählt, und können in

der Regel nur zweimal hinter einander gewählt werden. Sie vergeben die Richterstellen und subalternen Funktionen, welche selten ohne erhebliche Gründe einem Individuum bei Lebzeiten wieder entzogen werden.

Der Gouverneur ist General en Chef der Miliz seines Staates; er ernennt die Stabsoffiziere und bestätigt die von den Kompagnien gewählten Subalternen der Miliz.

Die Assembly (das gesetzgebende Korps) besteht aus den Repräsentanten der Countys (Kreise). Gewöhnlich wird für jedes 20 Tausend Seelen ein Repräsentant gewäh[illegible] Jede County wählt außerdem einen Sena[illegible] Die beiden Häuser der Gesetzgebung der einzelnen Staaten haben in den Angelegenheiten, die ihren Staat betreffen, die nämlichen Verpflichtungen, wie der Kongreß zu Washington in denen, welche die ganze Vereinigung betreffen. Sie verordnen die Erbauung der Kunststraßen und öffentlichen Gebäude, bestimmen die Abgaben u. s. w.

Der Gouverneur ist ermächtigt, jede in den beiden Häusern durchgegangene Verordnung zu revidiren, und nach Befinden, mit Anzeigung seiner Gegengründe, zur nochmali-

gen Berathung zurückzusenden, welches aber binnen zehn Tagen geschehen muß, weil sie sonst ohne seine Zustimmung Gesetzeskraft erhält.

Zur Repräsentanten-Wahl sind alle Bürger, die das ein und zwanzigste Jahr zurückgelegt und sich sechs Monate im Staat aufgehalten haben, stimmfähig, jedoch mit Ausnahme der freien Neger und Mulatten.

Jeder Staat ist in Countys abgetheilt, die in einigen Staaten wieder in Townships (Kantons) zerfallen. Die Countys haben eine Bevölkerung von 20 — 60,000 Seelen.

Die Abgaben der Einwohner werden nach den County-Ausgaben auf alle Grundbesitzer und gewerbtreibenden Individuen vertheilt. Damit werden die Besoldungen der Offizianten des Staats, die Kosten der Verwaltung und sonstige Kommunallasten bestritten. Jede County hat einige Justices of peace (Friedensrichter) und einen Common court (Untergericht), welcher aus einem Richter und zwei Beisitzern besteht; zu letzteren werden keine Rechtsgelehrte nothwendig erfordert.

Die Richter des supreme court müssen sich an festgesetzten Tagen in den Hauptörtern

der Countys einfinden, um über Kriminalfälle und Appellationen der Civilprozesse zu entscheiden.

Die Rechtsverfassung ist fast ganz von der englischen entlehnt; nur entscheidet der Buchstabe des Gesetzes hier weniger. Alle Verhandlungen sind öffentlich. Sowohl in Civil- als Kriminalfällen entscheiden zwölf Jury-Männer über schuldig oder nicht schuldig. Die Jurys müssen Männer von unbescholtenem Rufe sein, die mit keiner Parthei verwandt oder in einem sonstigen Verhältnisse stehen dürfen. Sie werden von dem Sherif (Gerichtsvollzieher) gewählt und vereidet, ihr Gutachten nach wahrer Ueberzeugung zu geben und keine vorgefaßte Meinung zu haben. Sie wohnen den Verhandlungen, die alle mündlich geführt werden, von Anfang bis zu Ende bei. Die Partheien können ihre Vertheidigung entweder selbst übernehmen, oder sich durch Anwalde vertreten lassen. Auch das Zeugenverhör ist mündlich, und nur die erheblichsten Punkte werden von dem Clerk (Gerichtsschreiber) aufgezeichnet. Die Advokaten sind berechtigt selbst Fragen an die Zeugen zu thun und sie auf die Umstände aufmerksam zu machen.

Sie mißbrauchen nicht selten diese Erlaubniß, indem sie die Zeugen durch Mißhandlungen zu schrecken und zu verwirren suchen. Sie nehmen sich oft solche Freiheiten heraus, und betragen sich so unanständig, daß der Gerichtshof sich gezwungen sieht, sie wegen contempt of court (Verachtung des Gerichts) auf der Stelle ins Gefängniß zu schicken. Nach geschlossenem Zeugenverhör erfolgen die mündlichen Vertheidigungen und Deduktionen; darauf wendet sich der Richter an die Jury mit einer kurzen Rede, worin er sie auf die erheblichsten Punkte aufmerksam macht und seine Meinung ausspricht; dann verfügt sich die Jury in ein Nebenzimmer, zum Ausspruch des guilty or not guilty (schuldig oder nicht schuldig). Zuletzt fertigt der Richter das Erkenntniß nach den darauf Bezug habenden Gesetzesstellen aus. Die Jury-Männer müssen alle einerlei Meinung seyn. Wenn dies nicht zu bewirken ist, so muß eine neue Jury zusammenberufen werden; zu welchem Ende immer 36 hiezu erwählte Personen anwesend sind. Nur in Civilprozessen findet eine Appellation an den obern Gerichtshof Statt. In Kriminalfällen ist nur Eine Instanz. Doch kann eine

zum Tode verurtheilte Person die Gnade des Gouverneurs ansprechen, welches, wie auch nicht selten der Fall ist, die Todesstrafe in eine lebenslängliche Gefängnißstrafe zu verwandeln vermag.

Die Esquires (Friedensrichter) haben keine Besoldung. Sie erkennen in streitigen Fällen bis zu 50, in einigen Staaten bis zu 100 Dollars. Wenn die eine oder die andere Parthei es verlangt, können sie eine Jury zusammenrufen lassen. Für die Ausfertigung eines Warrants (Citation) erhalten sie in einigen Gegenden einen Dollar und eben so viel für ein Erkenntniß. Die Prozesse werden durch dieses einfache Verfahren sehr abgekürzt. Auch sind die Gerichtskosten ganz unbedeutend. Dennoch ist das Prozeßführen hier eine sehr kostspielige Sache, die mancher Familie ihr ganzes Vermögen raubt, weil die Advokaten, an keine Taxe gebunden, ungeheure Fees (Gebühren) berechnen, weshalb manche, die als große Redner und trick fellows (feine Rönkeschmiede) bekannt sind, eine jährliche Einnahme von 8—12,000 Piastern besitzen. Das Land ist, besonders in reichen und bevölkerten Gegenden, mit Advokaten überschwemmt, und

wo man in den Städten nur das Auge hinwendet, sieht man Advokatenschilder, mit den Inschriften: lawyer, counsellor at Law, oder attorney at Law (Gesetzgelehrter, Gerichtsanwald) u. s. w.

Die eben beschriebene Staatsverfassung Newyorks paßt, mit einigen kleinen Abweichungen, für alle Staaten, weil sie in den Hauptpunkten wenig verschieden sind.

III. Abschnitt.

Armee und Marine.

Die Armee der vereinigten Staaten besteht:

1. aus 6000 Mann regulairer Infanterie und Artillerie, welche durch Werbung aufgebracht werden. Sie verpflichten sich auf eine fünfjährige Dienstzeit und erhalten in Kriegszeiten nebst einem bedeutenden Handgeld 160 Morgen Land. Außerdem erhalten die Gemeinen, nebst Kleidung, sechs Piaster an baarem Gelde monatlich, und eine tägliche Por-

tion von einem Pfund Weißbrod, einem Pfund Fleisch und Branntwein; Gemüse bauen sie sich selbst in einem großen Ueberfluß an. Sie sind den Engländern ähnlich gekleidet und haben überhaupt die englische Disziplin und Einrichtungen. Die Offiziere werden in der Kadettenschule zu Westpoint auf Kosten der Regierung erzogen. Der Colonel erhält 80, der Major 60, der Hauptmann 40, der Lieutenant 30 Piaster monatlichen Sold, nebst Rationen und freier Wohnung. Die ganze Landmacht ist, mit Ausnahme einiger Kompagnien, welche in den Seestädten ihre Garnisonen haben, in die Forts an der westlichen Grenze vertheilt, um die Indianer in Zaum zu halten. In diesen Wildnissen, wo die Offiziere keine öffentliche Rüge zu fürchten haben, sollen die Soldaten oft mit grausamer Strenge behandelt werden.

2. Aus den Volontair-Kompagnien, welche auf 30,000 Mann Infanterie, 20,000 Mann Kavallerie und 10,000 Mann Artillerie geschätzt werden. Sie schaffen sich Waffen und Uniform selbst an, und erhalten blos in Kriegszeiten Sold. Sie kommen jeden Monat einmal kompagnieweise zur Uebung zusammen. Nach den regulairen Truppen sind

sie am besten disziplinirt, und machen eigentlich den Kern der Armee aus, da sie aus Bürgersöhnen von guter Familie bestehen. Die Offiziere werden von den Kompagnien gewählt und sind ebenfalls unbesoldet.

3. Aus den Kompagnien der Riflemen (Büchsenschützen), einem Trupp Bürger, die sich selbst uniformiren und bewaffnen. Sie zeichnen sich als ganz vorzügliche Schützen aus und leisten in den Wäldern als Tirailleurs große Dienste. Sie sind im Uebrigen wie die Volontair-Kompagnien eingerichtet, mit denen sie gleiche Rechte haben. Ihre Zahl wird auf 40,000 geschätzt.

4. Aus der Miliz, einem rohen undisziplinirten Haufen ohne alle Subordination, schlecht bewaffnet und ohne Uniform. Sie soll mit den Volontair-Kompagnien und Riflemen, welche ebenfalls zur Miliz gerechnet werden, 700,000 Mann stark seyn, welches nicht übertrieben scheint, da alle Bürger der vereinigten Staaten von 17 — 40 Jahren verbunden sind, in der Miliz zu dienen. Sie ist nicht verpflichtet außerhalb dem Gebiete der vereinigten Staaten zu fechten; oft macht sie sogar Schwierigkeit ihren Staat zu verlassen. Die

Volontairs und Riflemen begegen bieten im letzten Kriege gegen England ohne Widersetzung in Kanada. So furchtbar nun auch die Miliz, größtentheils aus geübten Schützen bestehend, hinter Verschanzungen ist, (wie die Engländer bei Neu-Orleans erfahren) so wenig kann sie im freien Felde gegen disciplinirte Truppen Stand halten; und es ist wahrscheinlich, daß Eins unserer Infanterie-Regimenter 20,000 dieser eingebildeten Helden auf den ersten Bayonnettangriff mit leichter Mühe in die Flucht jagen würde. Auch ihre Artillerie ist sehr zurück und ungeübt; vielleicht hat nicht einmal der zwanzigste Theil eine Kanone abfeuern sehen. Sie besteht blos aus leichten Sechs- und Vierpfündern, die mit einem Pferde bespannt sind. Im Nothfall müssen die Artilleristen die Kanonen selbst fortbringen.

Die Marine, worauf die Amerikaner ihr Hauptaugenmerk richten, besteht aus ungefähr 15 dienstfähigen Linienschiffen von 74 — 110 Kanonen, 30 Fregatten von 44 — 60 Kanonen, einer großen Menge kleinerer Kriegsfahrzeuge und einigen bewaffneten Dampfschiffen. Nur ein Theil der Kriegsschiffe ist in

aktivem Dienst und mit ungefähr 6000 Matrosen und Marine-Soldaten bemannt; die übrigen liegen abgetakelt in den Häfen. Die Offiziere der Marine erhalten ebenfalls ihre Bildung in der Kadetten-Schule zu Westpoint, auf Kosten der Regierung. In dem letzten Kriege mit England hat sich die amerikanische Marine vorzüglich ausgezeichnet. Sie hat nicht allein in einigen Gefechten mit englischen Fregatten auf dem Meere, wo die Streitkräfte sich gleich waren, den Sieg davon getragen, sondern auch in den kleinen Seeschlachten auf dem Erie- und Champlain-Seen die feindlichen Schiffe vernichtet, obgleich die Uebermacht auf der Seite der Engländer war. Große Seeschlachten, wie bei Trafalgar, Abukir u. s. w. können die Amerikaner mit ihrer kleinen Marine noch nicht wagen.

IV. Abschnitt.

Religionssekten und ihr Kultus.

Die zahlreichen Sekten in den vereinigten Staaten sind Bekenner eines einzigen Gottes,

und gründen ihre Religionsdogmen auf die heilige Schrift. Die Verschiedenheit ihres Kultus rührt von der Verschiedenheit der Auslegung dunkler Stellen der heiligen Schrift her. Unter diesen Sekten verdienen vorzüglich angemerkt zu werden:

1. Die Presbyterianer, welche sowohl den zahlreichsten als gebildetsten Theil der Bevölkerung ausmachen. Sie sind wenig von den Reformirten unterschieden. Sie glauben an Vorherbestimmung, und daß, wenn der Mensch einmal die Gnade Gottes erlangt habe, er nicht wieder abfallen könne. Kürzlich sind zwei neue Sekten aus ihrer Mitte hervorgegangen: die newlight presbiterians (Neulicht-Presbyterianer) und die Fire and Brimstone presbyterians (Feuer- und Schwefel-Presbyterianer, ein Spottname, sie werden eigentlich Rezeders genannt); ihre Benennungen drücken hinlänglich ihre religiöse Schwärmerei aus. Die Presbyterianer sind die ältesten Kolonisten der vereinigten Staaten, von ihnen wurde hauptsächlich Neu-England bevölkert.

2. Die Episkopalen, oder die englisch-bischöfliche Kirche. Sie breiten sich seit Kur-

zem sehr stark aus. Ihre Liturgie wird bei jedem Gottesdienste abgelesen, der übrigens in Predigt und Gesang besteht. Sie sind ruhige friedliche Menschen, frei von Schwärmerei.

3. Die Methodisten, welche auch in mehrere Sekten zerfallen. Die bischöflich-methodistische Kirche ist die gemäßigte und der presbyterianischen ähnlich. Der Gottesdienst der Independent (unabhängigen) Methodisten ist lärmend und tobend. Er beginnt mit Gesang, worauf eine Predigt folgt. Der Prediger geräth nach und nach in Begeisterung, die eine solche Wirkung bei den Zuhörern hervorbringt, daß sie laut stöhnen und mit den Füßen scharren. Der Lärm nimmt nach und nach zu, bis endlich Alles tanzt, springt, schreit, unter den schauderhaftesten Gebärden. Dieser wüthende Tanz wird so lange fortgesetzt, bis sie unter convulsivischen Zuckungen zu Boden sinken. Jährl. haben sie Camp meetings (Feldversammlungen), welche in den Wäldern gefeiert werden und drei bis acht Tage dauern. Alle eben geschilderte Auftritte und dazu manche Ausschweifungen kommen dabei vor. Man errichtet im Walde eine Kanzel und schlägt rund herum Zelte auf, die einen großen Kreis bil-

den. Der Prediger weckt jeden Morgen von der Kanzel seine Gemeinde mit einer Trompete, welche die Posaune des jüngsten Gerichts vorstellt, worauf die Andachtsübungen beginnen. Mehrere Amerikanerinnen, welche die Camp meetings besuchten, aber nicht zu der Sekte sich bekannten, versicherten mir, daß der wüthende Tanz, das Geschrei und die schauderhaften Geberden oft einen solchen Eindruck auf ihre Nerven gemacht hätten, daß sie nebst den Uebrigen in krampfhaften Zuckungen ohnmächtig hinsanken. Aber auch oft nehmen verliebte Mädchen diese günstige Gelegenheit wahr, einem hübschen Jüngling, mit einer verstellten Ohnmacht, in die Arme zu sinken, um eine zärtliche Bekanntschaft anzuknüpfen. Zuweilen legen auch die Methodisten laut und öffentlich bei diesen Gelegenheiten ein Sündenbekenntniß ab, und drollig genug sind oft die Beichten junger Mädchen, welche mit stammelnder Zunge, klopfendem Busen und niedergeschlagenen Augen bekennen, daß sie den Schwächen des Fleisches unterlegen haben.

Da seit einiger Zeit viele grobe Verbrechen, um diese Feldlager herum, verübt worden sind, so hat man es für nöthig erachtet

eine ſtarke Wache beſtändig dabei patrouilliren zu laſſen.

Dieſe Sekte findet unter der Hefe des Volks den meiſten Anhang, auch bekennen ſich viele Schwarze und farbige Menſchen zu ihr. In allen ihren Gebeten herrſcht Schwärmerei und Myſtizismus im höchſten Grade.

4. Die Baptiſten oder Mennoniten ſind eben ſo zahlreich, wie die Methodiſten. Sie taufen blos Erwachſene, welche in einem Fluſſe ganz untergetaucht werden. Bei ihnen, ſo wie bei den Methodiſten, kann Jeder, welcher Neigung dazu fühlt, Prediger werden, ohne ſich durch ein beſonderes Studium dazu vorzubereiten. Ihre Prediger haben keine feſte Beſoldung, ſie werden blos für ihre Predigten bezahlt, weshalb die Aelteſten der Gemeinde in der Verſammlung mit einem Teller umher gehen, worauf ein Jeder nach Belieben ſein Scherflein wirft.

Die Baptiſten glauben, daß Gott, vom Anfange her, eine gewiſſe Anzahl Menſchen zur ewigen Seligkeit erwählt habe, und die übrigen ohne Gnade verdammen werde. Dieſer Glaube hat zuweilen einige ſchwache Perſo-

nen zu einer solchen Verzweiflung gebracht, daß sie sich erhängten oder ins Wasser stürzten.

5. Die Quäker, ein fleißiges, sparsames und ruhiges Volk. Sie trinken keine geistigen Getränke, gehen zu keinen Lustbarkeiten, fröhnen der Mode nicht, nehmen keine Aemter und Ehrenstellen an, leisten keine Militairdienste, fluchen und schwören nicht, und reden Jedermann mit »Du« an. Ihr Gottesdienst ist sehr einfach und stille, sie versammeln sich zu einer gewissen Stunde im Gotteshause und sitzen eine Zeitlang mit bedecktem Haupte in stummer Betrachtung; dann erhebt sich einer, welcher sich begeistert dazu fühlt, und hält eine Rede, nach deren Beendigung sie noch eine Zeitlang in stummer Betrachtung sitzen und dann zu Hause gehen. Oft predigen auch Mädchen und Frauen, welche sich dadurch bei ihnen in großes Ansehen setzen. Die Wassertaufe halten sie zur Seligkeit nicht nothwendig. Die übrigen Sekten werfen ihnen Heuchelei, Geiz, Geringschätzung gegen Andersdenkende und Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften, vielleicht nicht ganz ohne Grund, vor. Sie unterstützen sich gegenseitig, weshalb man unter ihnen keine Dürftige findet.

6. Die Universalisten glauben an eine allgemeine Glückseligkeit. Die ganze Strafe der Schuldigen besteht blos darin, daß sie in jenem Leben ihre bösen Thaten bereuen, ihre Gesinnungen ändern und zur Tugend zurückkehren werden. Sie glauben an keine Erbsünde. Christus war ein Prophet von Gott gesandt, die Menschen zur Tugend zurückzuführen. Sie sind meistens wohlthätige liebenswürdige Menschen.

7. Die Unitarier verwerfen die Gottheit Christi und glauben blos an Gott den Vater, welcher seinen heiligen Geist zu uns gesandt hat, der übrigens keine Person der Gottheit ausmacht, sondern im Vater vereinigt ist. Sie sind wenig zahlreich, und leben meist in den nördlichen Staaten.

8. Die Schäker oder shaking quaker. Die Dogmen dieser Sekte sind ein Schwulst von Unsinn und Schwärmerei. Ihr Gottesdienst ist noch tobender und rasender als der der Methodisten. Ihr frommer Tanz besteht in fortwährendem Springen, unter melodischem Gesang und unter Klatschen der Hände. Zuweilen gerathen sie in eine solche Wuth, daß sie alle ihre Kleidungsstücke abwerfen, und

ihre Kräfte in wüthenden Sprüngen erschöpfen. Auf ein Zeichen des Redners stehen sie plötzlich stille; er hält eine kurze Ermahnung, worauf der Tanz von neuem anfängt, der das Zeichen der Freude und der Glückseligkeit des neuen Jerusalems bedeuten soll. Sie dürfen nicht heirathen, und haben alles Eigenthum gemeinschaftlich. Sie fluchen und schwören nicht, und haben weder Taufe noch Abendmahl. Sie tragen eine besondere Kleidung, die in einem hellgrauen Frak, Weste und Pantalons ohne Knöpfe besteht; ihre Kopfbedeckung ist ein runder Hut mit breitem zu allen Seiten niederhängenden Rande. Ihre Kolonien nennen sie Libanon. Sie sind fleißige Landwirthe, aber wenig zahlreich, und im Abnehmen.

9. Die Dunker sind fromme biedere Menschen, welche sich noch am meisten der eingewanderten Deutschen annehmen und es am redlichsten mit ihnen meinen. Sie glauben an eine allgemeine Erlösung und verwerfen eine ewige Verdammniß. Sie nehmen das Abendmahl, nach altem Gebrauch, nach vorhergehender Fußwaschung. Es ist Jedem erlaubt zu predigen. Sie haben eine eigene Tracht

und lassen die Bärte wachsen. Sie fluchen nicht, ziehen nicht in den Krieg, nehmen keine Zinsen vom Darlehn und klagen Niemand Schuldenhalber vor Gericht an. Sie sind leider wenig zahlreich.

10. Die Herrnhuter sind brave und gebildete Menschen. Sie machen sich um die Erziehung der Jugend sehr verdient, und haben Institute zu Bethlehem, Nazareth, Emmaus und Süditz in Pensylvanien. Sie besitzen große Ländereien, die gemeinschaftliches Gut sind. Deutsche Sitten und Sprache haben sich unter ihnen rein erhalten.

11. Die Harmonisten sind eine Kolonie Würtemberger, die, im Allgemeinen sich dem reformirten Kultus anschmiegend, unter der Führung eines gewissen Rapp am Wabaschflusse in Illinois sich niedergelassen haben. Jeder Eintretende muß sein ganzes Vermögen abliefern, sich allen ihm aufgetragenen Arbeiten unterwerfen, wofür er von dem Vorsteher mit Unterhalt und Kleidung versorgt wird. Herr Rapp ist gesetzgebende und ausübende Gewalt, jedoch sind die Mitglieder den Gesetzen des Illinois-Staates unterworfen. Die Amerikaner nennen diese Einrichtung Sklave-

rei und beschuldigen Herrn Rapp eigennütziger und gewinnsüchtiger Absichten.

Außer den angeführten Sekten gibt es noch: Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Juden, Schwenkfelder, Separatisten u. s. w. Auch entstehen noch immer neue Sekten, welche aber alle zusammen nur einen unbedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachen. Man kann annehmen, daß die Presbyterianer und Episkopalen zwei Fünftel, die Baptisten und Methodisten ein Fünftel, die übrigen zusammen das vierte Fünftel der Bevölkerung begreifen. Ein Fünftel bekennt sich zu keiner Sekte.

V. Abschnitt.

Bankwesen. Posten. Lotterien. Polizei.

Eine allgemeine Klage der Amerikaner ist, daß die Banken und das Papiergeld den Ruin ihres Landes herbeiführen. Ob sie wirklich einem Lande nützlich sind, oder ob die Vortheile, die sie gewähren, die großen Nachtheile,

welche sie zur Folge haben, aufwiegen, ist, nach meiner Meinung, zweifelhaft. Sie haben in einiger Hinsicht viel Gutes, und sind für den Reisenden sehr bequem. Aber sie vermehren dagegen das zirkulirende Medium auf eine unnatürliche Weise, der Preis des Eigenthums und aller Lebensbedürfnisse steigt, Luxus und Ueppigkeit sind natürliche Folgen, welche besonders einem Lande wie Amerika, das alle seine Luxusartikel aus dem Auslande bezieht, verderblich seyn müssen. Das baare Geld verschwindet dadurch und das Papier bleibt im Lande.

Die Banken in Amerika werden von einer Gesellschaft von Kaufleuten, Handwerkern und Farmers unternommen, welche einen bestimmten Fond nachweisen und von der Regierung einen Charter (Privilegium) erhalten, eben so viel Papiergeld zu prägen und in Umlauf zu setzen.

Diese Einrichtung, welche in den Seestädten ihren Anfang nahm, fand allgemeinen Beifall. Fast in jedem Dorfe traten die Handwerker zusammen und errichteten eine Mechaniks-Bank, die Landwirthe eine Farmers-Bank, die Stadteinwohner eine City-Bank, die Un-

ternehmer der Kunststraßen eine Turnpike-Bank und die Brückenbauer eine Bridge-Company-Bank.

Zur Zeit des Krieges in Amerikas blühender Periode hatte das Bankwesen einen trefflichen Fortgang. Als aber, nach wiederhergestelltem Frieden, seine Produkte nicht mehr gesucht wurden und zu Nichts herabsanken, überdies das Land mit englischen Waaren überschwemmt wurde, wofür das Silber und Gold hinausging, konnten viele Banken, besonders in den Ackerbau treibenden Gegenden, nicht mehr zahlen. Manche hatten zweimal so viel Noten in Umlauf gebracht als sie Fond besaßen. Dazu kam eine große Menge nachgemachter Noten aus England; selbst an den Grenzen der vereinigten Staaten wimmelte es von Falschmünzern, die auf jeder Bank Amerikas Noten nachmachten. Dadurch kamen Millionen falscher Banknoten in Umlauf, ehe man sie kannte, und noch jetzt gibt es einige, womit einer den andern zu betrügen sucht.

Die Banken in den westlichen Staaten wurden fast ohne Ausnahme gestürzt, so daß die meisten noch immer nicht im Stande sind

ihre Noten einzulösen, und darum verlieren selbige an manchen Stellen 50 — 75 Prozent.

Jede County hat ihre Banken, die bisweilen in so schlechtem Kredit stehen, daß die Einwohner ihr eigenes Geld nicht nehmen wollen. Der Reisende thut daher am besten, sich mit den Noten der Banken von Newyork, Philadelphia oder der vereinigten Staaten zu versorgen, die allenthalben in Cours sind, welches man von den County-Noten nicht sagen kann, da sie selten außerhalb der resp. County und niemals über die Grenzen ihres Staats gangbar sind. Die Noth der Banken war kurz nach dem letzten Kriege so groß, daß selbst in den blühendsten Handelsstädten mehrere insolvent wurden; doch haben sie sich in diesen letzten Jahren sehr erholt.

Fast jeder Staat hat seine Lotterie, die ebenfalls Privatunternehmungen sind. Die Regierung bewilligt gegen einen Theil des Gewinnes einen Charter. Uebrigens sind sie fast nach demselben Plan, wie die unsrigen, entworfen.

Die Gewandtheit der Unternehmer, um die Menschen zum Spielen zu reizen und ihnen Loose zu verkaufen, ist bewundernswürdig.

Die neuen Lotterien, welche auf die vorhergehenden folgen, sind niemals ganz nach demselben Plane eingerichtet. Das Haupttalent des Unternehmers ist darzuthun, daß die letzte vortheilhafter für die Spieler sey, als die vorhergehende, und es fehlt ihm nie an Gründen dies zu beweisen. Kein Tag vergeht, an dem man nicht in den Zeitungen einige die Lotterie betreffende Vorfälle findet, die von den Unternehmern mit vieler Marktschreierei berichtet werden. So nennt sich das bedeutendste Lotterie-Büreau in Newyork in den Zeitungen stets:

Canefields truly lucky lotterie office, where the goddes fortuna has taken her seat.

(Canefields wahrhaft glückliches Lotterie-Büreau, wo die Glücksgöttin ihren Sitz aufgeschlagen hat).

Dieses Büreau hat ein ungeheures Schild aushängen, worauf die vergoldete Glücksgöttin, mit Goldstücken umgeben, die eben angeführte Prahlerei zu ihren Füßen lesen läßt.

Die Einladungen, Loose zu kaufen, sind ungefähr folgender Art:

Wollt ihr den Stein der Weisen finden, so kommt nach Canefields wahrhaft glücklichem Lotterie-Büreau, wo er lange schon entdeckt ist; mit einer Ausgabe von 10 Dollars erlangt ihr 100,000, und zwar ohne Hülfe des Schmelztiegels und Blasebalgs.

Oder: Ihr Väter, wollt ihr euren Töchtern eine gute Aussteuer geben, so kommt nach Canefields glücklichem Büreau, und kauft euch für 10 Piaster ein Loos u. s. w.

Die Lotterien bestehen aus 20—30,000 Loosen, deren Preis gewöhnlich 10 Piaster ist. Um alle Liebhaber zu befriedigen, wenn der Zustand ihrer Börse ihnen nicht erlaubt ein ganzes Loos zu kaufen, hat man auch Viertel- und Achtel-Lose. Die Mehrzahl der Gewinne betragen 8 Piaster. Der Hauptgewinn ist 100,000 Piaster, mit einigen Nebengewinnen von 20 und 30,000 u. s. w. Die Bezahlung der Preise erfolgt nach geschehener Ziehung auf der Stelle. Die gewonnenen und noch zu gewinnenden Preise sind mit Nummern von Dammenslänge und Dicke in den Zeitungen abgedruckt. Alle übrigen Hazardspiele sind verboten. In einigen nördlichen Gegenden kennt man Spielkarten nur dem Namen nach;

in Neu-England wird das Kartenspiel für sündhaft gehalten. Um so mehr ist man in den südlichen und südwestlichen Staaten aufs Spiel erpicht, wo man nicht selten in Ermangelung des Geldes einen Neger auf die Karte setzen sieht.

Die Briefposten gehören zum Ressort des General-Gouvernements der vereinigten Staaten. Wegen der schwachen Bevölkerung und der ungeheuren Entfernungen bringen sie der Regierung nichts ein. Vor einigen Jahren mußte sie noch bedeutend zuschießen, um diese nützliche Anstalt zu unterhalten. Die Briefe werden mit großer Schnelligkeit befördert und die Portosätze sind sehr mäßig.

Bis zu einer Entfernung von 50 Meilen kostet ein einfacher Brief 6 Cents, von 50—150 Meilen 12 Cents, von 150—400 Meilen 18 Cents und auf alle Entfernungen über 400 Meilen 25 Cents, welches der höchste Portosatz ist. Ein Cents ist fünf Pfenninge.

Es ist nicht rathsam, Banknoten oder Gelder mit der Post zu versenden, indem sie selten an den Ort ihrer Bestimmung gelangen, und man durchaus keinen Ersatz zu ge-

wärtigen hat, weil die Regierung nicht die geringste Vertretung leistet.

Die Stages (Eilwagen) sind ein Privat-Unternehmen. Man zahlt 2 — 8 Cents für die Meile, je nachdem die Route stark besucht wird, oder eine Konkurrenz Statt findet.

Man reis't schnell und billig mit den Stages, obschon sie nicht bei Nacht fahren. Die gewöhnliche Tagreise ist 100 Meilen. Es sind sehr elegante Wagen mit 4 der schönsten Pferde bespannt. Der Postillon, welcher zugleich die Funktionen des Schirrmeisters versieht, fährt vom Bocke mit großer Gewandtheit. Die Pferde laufen entweder einen gestreckten Trab oder kurzen Galopp; höchst selten fällt ein Unglück dabei vor. Mit einigen dieser Wagen wird auch die Briefpost befördert; sie erhalten dann den Namen Mailstage. Die Einrichtung von Extraposten kennt man hier nicht.

Eine eigentliche Polizei-Behörde gibt es in den vereinigten Staaten nicht, und würde von den Bürgern als eine Einschränkung ihrer Freiheiten angesehen werden. Personen und Eigenthum finden hier dennoch, zum Ruhme der Einwohner, mehr Schutz und Sicher-

heit, als in manchen europäischen Staaten, wo ein ganzes Heer von Polizeibeamten angestellt ist.

In gewissen Fällen sind die Squires (Friedensrichter) und Constables (Gerichtsdiener) auf dem Lande, und in den Städten die Mayors (Maires) und Watchmen (Stadtgarden) die Handhaber der Polizei; in Betreff derselben die englischen Gesetze angewandt werden. Ein Jeder kann ohne Paß das ganze Gebiet der vereinigten Staaten durchreisen, dennoch hält das Entkommen eines Verbrechers sehr schwer, und die Landstraßen sind sicher.

VI. Abschnitt.

Wissenschaften. Künste. Erziehungsanstalten.

Das Feld der Literatur ist in Amerika noch wenig bebaut; wir haben außer Irvings, Everetts und Coopers Schriften wenig, was einer besondern Aufmerksamkeit werth wäre, in unserer Muttersprache übersetzt. Die mei-

sten in Amerika erschienenen Bücher sind Abhandlungen über materielle Gegenstände, Sammlungen von Thatsachen und Compilationen. Die einheimischen poetischen Werke und Romane finden keinen Beifall.

Die Literatur in der englischen Sprache ist hier schon schlecht, aber die der deutschen unter aller Kritik. In den Seestädten erscheint kein einziges deutsches Blatt mehr, und in den Zeitungen der Landstädte im Innern Pensylvanias und im Ohio-Staate wird gewöhnlich der deutschamerikanische Bauerndialekt gebraucht, welcher mit englischen Brocken vermischt ist, weil die dasige Lesewelt das reine Hochdeutsch nicht verstehen würde. Ueberhaupt wird in Zeit von 20 Jahren die deutsche Sprache ganz aus Amerika verschwunden seyn, da weder eine deutsche Schule mehr besteht, noch die jetzt aufwachsende Generation ein Wort Deutsch spricht oder sprechen will, selbst, wenn sich die Eltern dieser Sprache bedienen.

Als eine Ursache der geringen Fortschritte ihrer Literatur geben die Amerikaner an, daß ihr Land noch zu jung und zu arm sey, und daß der Mensch zuerst für das Nothwendige sorgen müsse, ehe er auf die Produkte des

Geistes denken dürfe. Und hierin ist allerdings ein Grund zu suchen; denn da in Amerika ein Jeder für sich selbst sorgen muß, so hat Niemand Muße, sich mit literarischen Beschäftigungen abzugeben. In allen Landstädten sind kleine Bibliotheken, welche durch den Beitrag der Kaufleute, Handwerker und Farmers angeschaffe worden sind. Diese schöne Anstalt, welche auch bei uns Nachahmung verdiente, das Lesen der Zeitungen, die allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, das öffentliche Verfahren der Gerichte machen den amerikanischen Landmann mit der Verfassung seines Landes vertraut, bilden seinen Verstand aus und geben ihm in vieler Hinsicht das Uebergewicht über unsere deutschen Landleute.

Politik ist das Lieblingsthema der Amerikaner. Mehr als tausend Zeitungen erscheinen in den vereinigten Staaten, worin man aber keine gelehrte Abhandlungen suchen darf. Sie enthalten die Verhandlungen des Kongresses und der verschiedenen Regierungen der Staaten, politische Neuigkeiten aus Europa und den übrigen Welttheilen, Tagesneuigkeiten und Mord- und Raubgeschichten. Aber

zwei Drittel der Kolonnen sind mit Anzeigen von Universal-Medizin, Quacksalbereien, Lotterie- und kaufmännischen Nachrichten und sonstigen Marktschreivereien angefüllt.

Jeder Buchdrucker ist zugleich Redakteur einer Zeitung. In den Seestädten erscheinen die Zeitungen täglich in großem Imperialformat, mit sieben Kolonnen. Der Jahrgang kostet 10 Piaster. Die Zeitungen im Innern des Landes erscheinen wöchentlich nur ein- oder zweimal, wovon der Jahrgang 2—4 Piaster kostet.

Die höheren Bildungsanstalten sind so kostspielig, daß Jünglinge ohne Vermögen nicht daran denken können sich den Wissenschaften zu widmen.

Die Universität in Virginien ist die einzige, welche alle vier Fakultäten in sich vereinigt. Die übrigen sind weiter nichts als unsere Gymnasien. Nachdem die Studenten die Humaniora beendigt haben, gehen die, welche Jura studiren wollen, zu einem Advokaten, und erlernen zu gleicher Zeit Theorie und Praxis. Nach einer dreijährigen Lehrzeit werden sie geprüft, und erhalten die Er-

laubniß zu praktisiren, oder, nach ihrem Ausdruck, They are admitted to the bar.

Der Theologe macht seinen Kursus bei dem ersten besten Landpfarrer, läßt sich prüfen und sucht eine Predigerstelle zu erhalten. Blos die Presbyterianer, Episkopalen, Katholiken, Lutheraner, und Reformirten, haben studirte und wissenschaftlich gebildete Prediger. Bei allen anderen Sekten findet man Handwerker als: Schmids-, Schuster-, Tischler u. s. w. auch zugleich als Prediger.

Viele aus Irland und Deutschland gewanderte ehemalige Offiziere und Handlungsdiener sieht man hier die Kanzel besteigen, und sich oft einen großen Ruf erwerben, wobei es ihnen denn auch an theologischen Zöglingen nicht mangelt. Die gewöhnliche Besoldung eines Landpfarrers beträgt 600—1000 Piaster, in den Städten haben sie 2—3000. Fünf vortreffliche Lehranstalten zur Bildung von Ärzten und Wundärzten zählt Newyork, Philadelphia, Baltimore, Lexington in Kentuki und Fairfield. Die jungen Ärzte werden nach einer dreijährigen Vorbereitung geprüft, und erhalten alsdann das Doktordiplom. In den meisten Staaten dürfen nur geprüfte Ärzte

ihre Kunst ausüben; aber in einigen, worunter auch Pensylvania, wimmelt es von Quacksalbern und sogenannten indianischen Wunderdoktoren.

Die Ärzte auf dem Lande haben ihre eigenen Apotheken, die, wie man leicht denken kann, nicht zum besten assortirt sind. Bisweilen machen einige Merkurial-Präparationen, etwas Brechweinstein, Ipekakuanha, Jalappe, Rhabarbar und vielleicht einige selbstgesammelte Kräuter den ganzen Inhalt aus. Merkur ist die Hauptarznei, womit alle Uebel geheilt werden.

In den schönen Künsten sind die Amerikaner noch sehr zurück. Außer den Gemälden des Malers West aus Boston, welcher sich gegenwärtig in London aufhält, hat Amerika nichts in dieser Kunst aufzuweisen. Die Ladys lernen zwar malen, leisten aber wenig darin. Auch scheinen sie nicht viel Sinn dafür zu haben, denn man sieht höchst selten Gemälde oder Kupferstiche selbst in schön meublirten Häusern.

Auch in der Tonkunst werden die Amerikaner schwerlich jemals etwas leisten: es mangelt ihnen durchaus an musikalischem Ta-

lente. Zwar findet man in den Städten in jedem ansehnlichen Hause ein Fortepiano, aber die Ladys haben weder Lust noch Geduld genug dazu, es zu einiger Vollkommenheit zu bringen.

Ueberhaupt scheint Unbeständigkeit ein Nationalfehler der Amerikaner zu seyn; sie haben dies mit ihrem Klima gemein, welches auch seinen Einfluß auf die Menschen in dieser Hinsicht ausüben mag. Die Amerikaner verwenden sehr viel auf die Erziehung ihrer Töchter. Fast allenthalben findet man glänzende weibliche Institute, worin die Ladys Gelegenheit haben alles zu lernen was zu ihrer Ausbildung beitragen kann; aber ihre wenige Ausdauer läßt nicht zu, daß sie irgend einer Wissenschaft lange ihre Aufmerksamkeit schenken. Man scheint auch wohl zu fühlen wo der Schuh drückt, und das Lob: He is persevering (Er ist ausdauernd) wird nur selten Jemanden ertheilt.

Die Bildhauerkunst wird hier von einigen Italienern ausgeübt, den Amerikanern ist sie fremd. Die Säulenkapitäler und andere Verzierungen der Prachtgebäude läßt man aus Italien kommen.

Der musikalische Unterricht ist auf dem Lande blos auf den Kirchenchoral beschränkt. Am Sonnabend versammeln sich die jungen Leute im Schulhause, wo ein Irländer oder Jankee Unterricht im Singen ertheilt. Die Kirchengesänge sind mit vielem Fleiß und musikalischer Präzision einstudirt und daher sehr melodisch. Die Melodien sind feierlich und erhaben, und aus der besten deutschen, italienischen und schottischen Kirchenmusik entnommen.

Die bildenden Künste haben in Amerika bis jetzt wenig Aufmunterung gefunden. Alle Staatsmänner haben stets Ackerbau und Handel als zwei zur Nationalwohlfahrt unbedingt nothwendige Gewerbe betrachtet und ihr Augenmerk nur auf sie gerichtet.

In der Mechanik sind die Amerikaner unstreitig sehr weit vorgeschritten. Sie sind die Erfinder vieler neuen Maschinen, und noch täglich werden neue Erfindungen gemacht. Sie haben die Dampfkraft zuerst, bei der Schifffahrt sowohl als bei vielen anderen Manufakturen, angewendet. Ihre Ackergeräthschaften, die Werkzeuge der Handwerker, ihre Wagen, Schiffe, Mühlen u.

s. w. haben unbedingt den Vorzug vor den unsrigen.

VII. Abschnitt.

Reichthum. Handel. Fabrikwesen.

Obgleich in den vereinigten Staaten wenig große Kapitalisten anzutreffen sind, auch das baare Geld sehr rar ist, so ist doch vielleicht nirgends mehr allgemein verbreiteter Wohlstand und weniger Armuth anzutreffen.

Als Napoleons Kriege Europa verheerten und dem Ackerbau die nothwendigen Hände entzogen, das Blokade-System den Engländern den Handelsverkehr mit dem Kontinent sperrte und nur Amerikas Schiffe in europäischen Häfen einlaufen durften, blühte das goldene Zeitalter der vereinigten Staaten. Das Geld strömte in ihre Städte, ihr blühender Handel bereicherte schnell den Kaufmann, und der ungeheure Preis aller Produkte machte den Landmann übermüthig und üppig. Daher läßt sich auch die Theilnahme der Ame-

rikaner an Napoleons Schicksal erklären. Es gehörte zu dieser Zeit nur ein wenig Fleiß und Sparsamkeit dazu, um ein reicher Mann zu werden. Menschen aus den niedrigsten Klassen wurden Kapitalisten. So kam z. B. ein armer Kuchenbäcker aus der Pfalz zu Fredericksburg in Virginien an, der mit genauer Noth die ersten 25 Pfund Mehl geborgt bekam, um sein Gewerbe anzufangen; jetzt besitzt er ein Vermögen von einer halben Million Dollars. Stephan Gerard, ein Franzose, kam als ein armer Krämer nach Philadelphia, und ist jetzt der reichste Mann in den vereinigten Staaten, er wird auf 10 Millionen geschätzt. Ich habe deutsche Barbiere gekannt, die sich ein Vermögen von 20,000 Dollars mit ihrem Handwerke erworben hatten. Solcher Beispiele könnte man unzählige anführen.

Sobald der Friede in Europa wieder hergestellt war, fing das baare Geld an in Amerika zu verschwinden. Europa brauchte die Produkte der nördlichen Staaten nicht mehr und ihre Ausfuhr wurde auf die Antillen und Süd-Amerika beschränkt. Auch die Produkte der südlichen Staaten, Taback, Reis, Baumwolle, Zucker sanken im Preise fast zu nichts

herab. Da aber die Einfuhr von fremden Waaren und Luxusartikeln sich nicht verminderte, so war das Verschwinden des Goldes und des Silbers eine natürliche Folge.

Die amerikanischen Manufakturen sind nicht im Stande, auch nur den zehnten Theil des Waarenbedarfs zu liefern; Luxusartikel werden sehr wenige in den vereinigten Staaten fabrizirt. Alles was man hier Elegantes und Schönes von Herren- und Damenputz sieht, wird von England und Frankreich eingeführt. Sehr oft hat man sich im Kongreß über die Mittel und Wege berathen, die Einfuhr fremder Waaren zu hemmen, und die inländischen Manufakturen in Flor zu bringen. Allein da alle Staatsausgaben von den Impostgefällen der fremden Waaren bestritten werden, so würde das Verbot der Einfuhr den Kongreß in große Verlegenheit setzen, indem die Auflagen bedeutend erhöht werden müßten, welches sich das Volk schwerlich gefallen ließe. Welchen Stoß der Handel in dem Zeitraum von 1818 bis 1822 erhielt, ist aus den vielen Bankerotten hervorleuchtend, deren Zahl sich in Newyork in Einem Jahre über 1000 belief. Obsch on diese Bankerotte

nicht selten mit vollen Taschen gemacht werden, so sind sie doch ein Beweis vom Verfall des Handels. Auch vermehrt die Nachsicht der Justiz diese Bankerotte. Kann oder will ein Schuldner nicht bezahlen, so bringt er sein Vermögen in Sicherheit, indem er seine Mobilien und Immobilien seinen Verwandten oder Freunden pro forma verkauft. Alsdann geht er ins Gefängniß, läßt sich vor dem Gericht als bankerot erklären, und schwört vor einer versammelten Jury, daß er kein Vermögen habe. Hiemit hat das Konkurs-Verfahren ein Ende. Der Sherif verkauft was er noch bei dem Schuldner vorfindet, welcher nach Verlauf von zehn Tagen seine Freiheit wieder erhält. Oft accordirt er auch mit seinen Gläubigern, die sich zuweilen mit 20 Prozent abspeisen lassen.

Trotz des Geldmangels und der Wohlfeilheit aller Lebensmittel, erhalten die Taglöhner, Handwerker und Fabrikarbeiter noch immer einen hohen Arbeitslohn. Der Taglohn eines Handwerkers ist zwei Dollars und der eines Arbeitsmanns Einer. Doch gibt es Gegenden, wo dieser Lohn schon um ein Drittel weniger ist. In den westlichen Staaten

werden die Arbeiter zum Theil mit den Erzeugnissen des Landes bezahlt. In der Erndtezeit hat man schon fünf Büschel Weizen für die Arbeit eines Tages gegeben. Zur Zeit der Schifffahrt kann ein Arbeiter in Neu-Orleans 6—8 Dollars täglich bei dem Einladen der Schiffe verdienen.

Die häufigen Auswanderungen aus England, Frankreich und Deutschland haben in jedem Geschäft eine große Konkurrenz herbeigeführt; besonders sind die städtischen Gewerbe übersetzt. Jedoch hat sich sowohl der Handel als das Fabrikwesen in diesen letzten Jahren wieder sehr erholt. Allenthalben sieht man Baumwollenspinnereien, Tuch-, Leder-, Glas-, Papier- und Eisenwaarenfabriken errichten. Auch fängt man an, die feineren Artikel des Luxus zu verfertigen. Die Damen flechten sich Hüte aus Gras, deren Gewebe und Feinheit die besten italienischen Strohhüte übertreffen.

Die künstlichen Blumen, welche man in Newyork und Philadelphia macht, geben den Parisern an Schönheit und Geschmack nichts nach. Die Newyorker Teppiche übertreffen die Londoner in Farben und Dessin. Blos

der hohe Arbeitslohn hindert die amerikanischen Fabriken empor zu blühen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Beschluß.

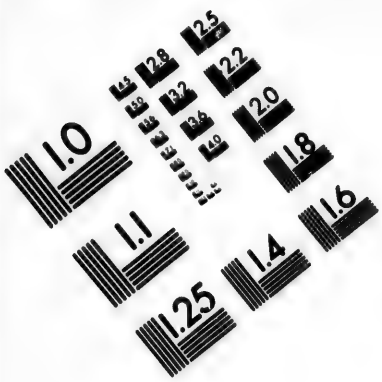
Der Charakter der Amerikaner der östlichen und westlichen Staaten ist so verschieden von dem der südlichen und südwestlichen, daß man kaum ihren gemeinschaftlichen Ursprung aus denselben Völkern noch erkennen kann, woran man nur noch durch die nämliche Sprache erinnert wird. Es ist daher unmöglich, etwas Allgemeines über Sitten, Charakter und Gebräuche der Bewohner der vereinigten Staaten zu sagen, das für Alle zugleich passend seyn würde.

Aus der Verschiedenheit der Einrichtungen, der Denkungsart und der Sitten, und der hieraus entstandenen verschiedenen Interessen der Staaten ist eine gegenseitige Abneigung unter den Bewohnern des Südens, Westens

und Nordens hervorgegangen, welche sich bei den Verhandlungen des Kongresses zu Washington immer deutlicher zeigt und jährlich zunimmt. Die Sitzungen werden immer stürmischer, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Abneigung in thätigen Haß ausarten wird, der zuletzt eine Trennung der Union in drei verschiedene Reiche, nämlich des Südens, Westens und Ostens, herbeiführen wird. Die Zeitungen tragen nicht wenig dazu bei, durch beständiges Spotten, Necken und Schimpfen diese gegenseitige Abneigung zu unterhalten und zu vermehren. So las ich z. B. in der Newyorker Abendpost, bei der Nachricht von einer entdeckten Verschwörung der Neger zu Charleston in Südkarolina, die man deswegen dutzendweise aufhing, unter anderen folgende auffallende Stelle: Vielleicht werden wir noch die Zeit erleben, daß die Neger, der Unterdrückung müde, und vom Gefühle der Freiheit begeistert, ihren Tyrannen die Hälse brechen werden. Wir sind überzeugt, daß alsdann keiner unserer nordischen Mitbürger ein Gewehr schultern wird, um den südlichen Kannibalen gegen die armen unterdrückten Neger beizustehen.

Ueberhaupt ist die Sklaverei des Südens ein Dorn im Auge der Bewohner der übrigen freien Staaten, und sie ist es, die hauptsächlich zuerst einen Bruch zwischen ihnen veranlassen wird. Die Repräsentanten der nördlichen Staaten machen ihre südlichen Kollegen im Kongreß oft lächerlich, dadurch, daß sie, während diese mit pomphaften langen Reden ihre Nation als die freiste, glücklichste und aufgeklärteste der Welt preisen, sie darauf aufmerksam machen, wie dies ihr Lieblingsthema vor den Fenstern des Kapitols nur zu oft auf dem Rücken der armen Neger bewiesen wird; welche daselbst entkleidet, gebunden und so grausam gepeitscht werden, daß die Haut nicht selten in Fetzen vom Leibe hängt, vielleicht blos weil ihre Herren den gestrigen Rausch noch nicht ausgeschlafen haben und deshalb übler Laune sind; oder wenn ganze Negerzüge, an eine Kette geschlossen, mit der Peitsche vor dem Kapitol vorbeigetrieben werden, die man darauf nach Louisiana einschifft und in den Zuckerplantagen verkauft.

Die Deputirten der südlichen Staaten üben einen überwiegenden Einfluß im Kon-



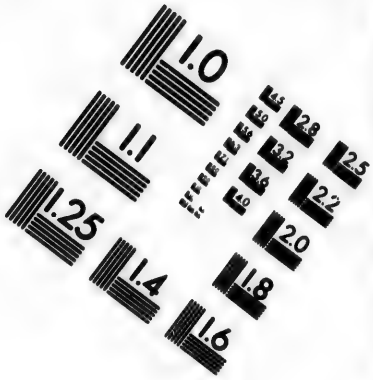
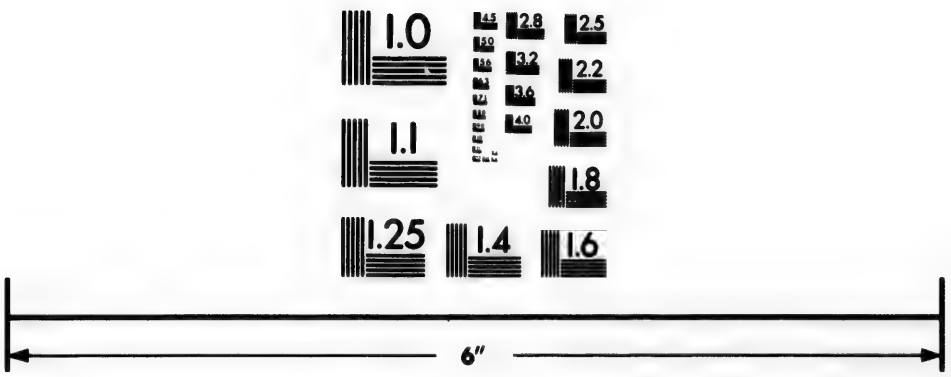
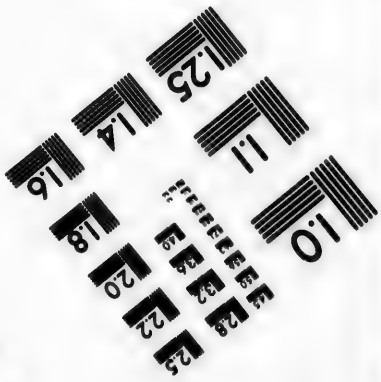


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
3.2
2.5
2.2
2.0
1.8
1.0

greß aus; fast alle Präsidenten und höchsten Staatsbeamten sind aus ihrer Mitte gewählt. Der gegenwärtige Präsident Adams, ein Yankee, erhielt nur dadurch die Mehrzahl der Stimmen für sich, weil der Süden und Westen sich in der Präsidentenwahl nicht einigen konnten, indem einige Staaten für den General Jackson, andere für den Senator Clay, und wieder andere für den Sekretair des Innern, Crawford, stimmten.

In manchen einsamen Stunden, deren es so viele in den amerikanischen Wildnissen zu verleben gibt, stellte ich Vergleichungen zwischen der alten und neuen Welt an, die aber meist immer zum Vortheil der ersteren ausfielen. Unstreitig herrscht in der neuen Welt weniger Armuth und Elend, weil eine ackerbautreibende, arbeitsame schwache Bevölkerung über einen größtentheils üppigen, fruchtbaren Boden von ungeheurem Umfange vertheilt ist, mithin die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in Ueberfluß erzeugt, und selbst von dem Dürftigsten leicht erworben werden können;

doch möchte ich behaupten, daß selbst die große Masse des Volks in Europa glücklicher und zufriedener ihre Tage verlebt als diejenige in Amerika.

Fast alle unpartheiischen Nordamerikaner, welche sich einige Zeit in Deutschland oder Frankreich aufgehalten haben, stimmen darin mit mir überein. In einer zahlreichen Gesellschaft, die aus Amerikanern und Europäern bestand, und worin dieses Thema verhandelt wurde, äußerte eine gebildete und verständige Dame aus Newyork, die sich mehrere Jahre in Deutschland aufgehalten hatte, dieselbe Meinung. In Deutschland, sagte sie, geht Alles ruhig den einmal angenommenen Gang. Ein Jeder hält sich zu seines Gleichen und scheint zufrieden in der Sphäre, worin er sich bewegt. Der Taglöhner, der Handwerker, der Kaufmann, eine jede Klasse lebt und ist zufrieden in fröhlichem Umgange unter sich.

Aber in der Brust des Amerikaners aller Stände toben die Leidenschaften des Hochmuths, der Habsucht und des Ehrgeizes. Diese ma-

dem ihr gleichgültig gegen die Gesellschaft seines Gleichen, er strebe nur nach der der höhern Stände, und fühlt sich durch deren Vernachlässigung gekränkt und unbehaglich. Ein rastloses ängstliches Streben, sich Reichthum zu erwerben, um es den Reichern gleichthun zu können, ist allen Amerikanern in einem sehr hohen Grade eigen; es erhält sie in einer immerwährenden Anstrengung ihrer Geistes- und Körperkräfte, und bringt jene erstaunlichen Wirkungen und neuen Erfindungen hervor, welche der Europäer an dem Amerikaner bewundern muß.

Wir sehen die Amerikaner, selbst unter günstigen Umständen, sich dem Zirkel ihrer Bekannten und Freunde entreißen, und in einem unwirthlichen einsamen Walde sich gleichsam vergraben. Nach einigen Jahren, unter unglaublichen Entbehrungen und Anstrengungen hingebracht, sieht man eine Plantage, statt des Waldes, mit schönen Obstgärten und Kornfeldern wie hingezaubert da stehen. Doch selten genießt der erste Anbauer die Früchte seiner übermäßigen Anstrengungen, welche seine Lebensjahre verkürzen, seine Kräfte hinweg-

nehmen und ihn als ein Opfer des Ehrgeizes in ein frühzeitiges Grab stürzen.

Die Dame, welche sich auf diese Art über ihre Landsleute äußerte, war die Gattin eines Deutschen aus Frankfurt a. M. Ihr Gemahl, von Sehnsucht nach seiner Vaterstadt getrieben, verließ mit seiner Frau Amerika, und hielt sich drei Jahre in Deutschland auf. In dieser Zeit hatte die liebenswürdige Amerikanerin das Vaterland ihres Mannes so lieb gewonnen, daß sie nur durch die anhaltenden Bitten und das Zureden ihres Gatten bewogen werden konnte, nach Amerika zurückzukehren. Noch immer spricht sie mit Hochachtung von den Deutschen und wünscht bei ihnen ihr Leben zubringen zu können. Unter allen Amerikanern sind die Neu-Engländer als die gebildetsten, thätigsten und liebenswürdigsten Menschen im Umgange anerkannt. Sie verwenden am meisten auf die Erziehung ihrer Jugend und haben die besten Schulen. Selbst in den kleinsten Dorfschulen werden, nebst Lesen und Schreiben, auch Geographie, Mathematik und nicht selten die alten Sprachen gelehrt.

Vielleicht nirgends in der Welt sind die Glücksgüter so gleichmäßig vertheilt als hier. Ein allgemein verbreiteter Wohlstand ist allenthalben sichtbar. Reichthum findet man nur in einigen großen Seestädten unter den Schiffseigenthümern, wovon einige Millionaire sind, und 50 — 100 Fahrzeuge auf der See haben. Die Bewohner der Mittelstaaten sind den englischen Sitten nicht so treu geblieben als die Neu-Engländer, ihre Nachbarn. Ihr Charakter ist vielmehr ein buntes Gemisch, von dem der verschiedenen Nationen, aus denen sie entsprungen sind, zusammengesetzt. Unter ihnen sind die Deutschen als die fleißigsten und ehrlichsten Landwirthe anerkannt; darum hat auch Pensylvanien, wo sie sich am meisten niedergelassen haben, den reichsten Bauernstand und man erkennt gleich an den sorgfältig angebauten Ländereien und soliden Wohnungen die Heimath des Deutschen. Es ist auffallend, daß sie sich fast ausschließlich dem Ackerbaue widmen. Auch ist es ihnen eigen, sich nicht von den in den östlichen und Mittelstaaten herrschenden Religionsschwärmereien anstecken zu lassen. Sie bleiben der Religion ihrer Väter treu. Die meisten sind Lutheraner und Re-

formirte, und nur Wenige Katholiken. Die Bewohner der südlichen Staaten zeichnen sich durch eine seltene Gastfreiheit, Großmuth, Aufrichtigkeit und ein theilnehmendes Wesen aus, welche schöne Züge aber durch Trägheit, übermäßigen Hang nach sinnlichen Vergnügen, Hochmuth und Gleichgültigkeit gegen alle Religion verdunkelt werden. Die Erziehung ihrer Jugend wird von ihnen vernachlässigt, wovon ein Theil fast ohne allen Unterricht aufwächst.

Die nordwestlichen Staaten sind getreue Kopien der östlichen, von woher sie ihre Bevölkerung erhalten haben.

Die südwestlichen Staaten haben ihre Bevölkerung aus den südlichen erhalten. Ihre Bewohner haben die Laster der alten Staaten mit in ihre Wälder herübergenommen, ohne deren Tugenden auszuüben. Man will behaupten, daß hier in Verhältniß zu der Bevölkerung die meisten groben Verbrechen begangen werden. Mordthaten sind, nach Verhältniß, in Amerika häufiger als in Deutschland; nur werden sie zum Theil durch andere Ursachen herbeigeführt. In Deutschland wer-

den vielleicht die meisten Mordthaten verübt, um sich des Vermögens der Gemordeten zu bemächtigen, aber bei diesen mehr leidenschaftlichen Amerikanern oft durch geringfügige Umstände veranlaßt. Eine unbedeutende Verläumdung, eine Grobheit ist hinreichend, daß ein Nachbar dem andern sein Messer durch die Rippen stößt. Durch die Nachsicht der Justiz werden leider solche Thaten immer häufiger.

Mit Vergnügen bemerkt man bei den Anglo-Amerikanern eine große Reinlichkeit in der Kleidung und in den Häusern, und eine vorzügliche Hochachtung für das weibliche Geschlecht. In Hinsicht der Kleidung unterscheiden sich die Stände wenig, auch wird ein Mädchen hier nicht getadelt, wenn sie sich kostbarer kleidet, als ihre Verhältnisse zu erlauben scheinen. Im Gegentheil, es heißt alsdann: She is a fine Girl, she dresses herself decorum. (Sie ist ein artiges Mädchen, sie kleidet sich anständig). Es ist etwas Unerhörtes, daß ein Amerikaner seine Frau oder irgend ein anderes weißes Frauenzimmer thätig mißhandelt habe. Zank und Streit im ehelichen

Leben gehören hier wirklich zu den seltenen Erscheinungen. Mir kam es mir immer vor, als ob die innige Vertraulichkeit, welche man bei uns unter den Eheleuten sieht, hier gänzlich mangelt. Schon der Umstand, daß der Mann seine Frau Mistres N. anredet, oder sie auch im Gespräch mit einem Andern so nennt, scheint darauf hinzudeuten. Auch die Frau nennt ihren Mann Master N. und spricht in Gesellschaft von ihm auf eine Art, daß ein Fremder glauben muß, sie spräche von einem Bekannten, der sie weiter nichts anginge. Die Kinder erleiden von den Eltern oder Lehrern höchst selten körperliche Züchtigungen. Es scheint, daß das vorherrschende republikanische Freiheitsgefühl sich bis auf die Kinder ausdehne, welche man durch Züchtigung zu entehren und ihren Muth und ihr Ehrgefühl dadurch zu ersticken glaubt. In der That bemerkt man bei den Kindern ein feines Gefühl für Ehre und Schicklichkeit, und, ohngeachtet der großen Nachsicht der Eltern, kann man eben nicht sagen, daß die Jugend hier ausgelassen ist. Unsere strenger erzogene Jugend läßt sich im Gegentheil mehr lose Streiche zu Schulden kommen, als die amerikanische.

Was das Klima anbetrifft, so scheint es in keiner Gegend Amerikas dem menschlichen Geschlechte so zuträglich, als unser europäisches. Nirgends findet man die üppige Fülle der Gesundheit und Lebenslust, die man bei unserer Jugend zu sehen gewohnt ist. Die Europäer, welche nach Amerika kommen, behalten selbst in den nördlichen Staaten das frische Roth ihrer Wangen nur wenige Jahre. Auch eine große Menge unserer Früchte scheinen nicht darin gedeihen zu wollen; Aepfel und Pfirsiche sind die einzigen Arten, welche gut gerathen. Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Weintrauben, Mandeln, Oliven, selbst unsere Wallnüsse wollen nirgends recht fortkommen. Sogar die Kartoffel, ein dort einheimisches Gewächs, steht der unserigen weit nach, und oft werden welche von Irland nach Amerika gebracht, die an den Tafeln der Vornehmern als ein Leckerbissen verzehrt werden. Auch die tropischen Gewächse des Südens von Amerika kommen den ostindischen und europäischen bei weitem nicht gleich. Nur Rankengewächse aller Art, z. B. Melonen, Gurken, Kürbisse, Tomates u. s. w. gedeihen hier vortrefflich. Doch wird Amerika wahrscheinlich ein herrli-

ches Klima bekommen, wenn die ungeheuren Wälder, worin Millionen faulender Bäume und anderer in Fäulniß übergehender Substanzen giftige Dünste verbreiten, einmal weggeräumt sind, worüber aber noch wohl mehrere Jahrhunderte vergehen werden.

Münster 1828,
gedruckt mit Coppenrathschen Schriften.